

Nr. 1 — Januar 2004

**literaturkritik.de**

Schwerpunkt:

Frühe Neuzeit

Dies ist die Druckfassung der  
Internet-Zeitschrift *literaturkritik.de*  
ISSN 1437-9309

© 2004 by *literaturkritik.de*,  
Marburg an der Lahn

Verlag:  
LiteraturWissenschaft.de, Marburg

Druck:  
Druckzentrum der  
Philipps-Universität Marburg

# Inhalt

---

**2004 beginnt literaturkritik.de mit dem 6. Jahrgang und geht in die Frühe Neuzeit zurück** .....9

## **Schwerpunkt: Frühe Neuzeit**

**Editorial**.....10

### **Entchristianisierung und Rechristianisierung des Wissens**

Zur „Säkularisierung in den Wissenschaften seit der Frühen Neuzeit“ /  
Von Burkhard Dohm .....11

### **Vom Geist der Geselligkeit bei den Aufklärem**

Alexandra Kleihues analysiert den Dialog als Form /  
Von Rita Unfer Lukoschik .....23

### **Satyrische Kriegskritik**

Andreas Merzhäusers Studie zu Grimmelshausens „Simplicissimus“ /  
Von Stefanie Arend .....26

### **Erfahrung und ästhetische Neugierde**

Ein Sammelband zu Konzepten der „Curiositas“ in Mittelalter und  
Früher Neuzeit / Von Barbara Leupold .....29

### **Von betrunkenen Barbaren, königlichen Dummköpfen und pittoresken Landschaften**

Frauke Geyken über die Deutschlandbilder der Briten im 18. Jahrhundert /  
Von Tilman Fischer .....32

### **Das Rad zurückgedreht**

Ein neuer Sammelband beschreibt Transferprozesse als kulturelle Praxis  
des 16. Jahrhunderts / Von Mathis Leibetseder .....35

### **Das Fremde im Blick – Todesfigurationen zwischen Konkretisierung und Abstraktion**

Christian Kiening über „Figuren des Todes an der Schwelle zur Neuzeit“ /  
Von Tanja Möller .....38

### **Ungestalt hat kein Aussehen**

Valentin Groebner über visuelle Gewalt im Mittelalter und Früher Neuzeit /  
Von Claudia Schmölders.....41

### **Vom Reichtum nächtlicher Welten**

Über Tzotcho Boiadjiev's „Die Nacht im Mittelalter“ / Von Kristine Hannak .....43

## **Von Mitarbeitern**

<b>Das archivierte Ich</b> .....	46
----------------------------------	----

## **Arno Schmidt zum Neunzigsten**

### **Unsterblich die Phantasie**

Ein Tribut zum neunzigsten Geburtstag Arno Schmidts /

Von Alexis Eideneier.....	48
---------------------------	----

### **Lob der Putzfrau**

Marius Fränzels Einführung in das literarische Werk Arno Schmidts/

Von Jan Süselbeck.....	50
------------------------	----

## **Essay: Eszett und neue Rechtschreibung**

### **Totenschein für das Eszett?**

Eine Vermisstenanzeige / Von Frank Müller und Nele Winkler .....	55
--	----

## **Deutschsprachige Literatur**

### **Archäologie des Ich**

Wolfgang Hilbig schreitet die Räume der Erinnerung ab /

Von Christoph Jürgensen.....	70
------------------------------	----

### **Das Anliegen des Lebens**

Maike Wetzel legt mit „Lange Tage“ einen neuen Band mit Erzählungen vor/

Von Jens Romahn.....	72
----------------------	----

### **Distanz als Prinzip**

Elke Schmitters „Leichte Verfehlungen“ / Von Ingrid Ickler .....	75
--	----

### **Chronik des Naheliegenden**

Jürgen Beckers „Schnee in den Ardennen“ zelebriert die Lakonie eines

„Journalromans“ unaufgeregt und präzise / Von Phillipp Saure.....	76
---	----

### **Geschenkte Geschichte aufgeschrieben**

Katharina Hackers Roman „Eine Art Liebe“ / Von Peter Mohr .....	78
---	----

### **Inselgrauen**

Klaus Modick fikionalisiert ein Stück Wehrmachtsgeschichte /

Von Oliver Seppelfricke .....	79
-------------------------------	----

### **Istanbul im Alkoholrausch**

Christoph Peters Roman „Das Tuch aus Nacht“ / Von Johanna Schäfer .....	81
---	----

<b>Allzweckheilmittel Fußball</b>	
„Das Wunder von Bern“ von Christof Siemes / Von Stephan Sonntag.....	82
<b>Damals ist Heute</b>	
Birgit Bauers Roman „Federhaus der Zeit“ / Von Agnes Barth.....	84
<b>Schwungvolles Roadmovie</b>	
Axel Marquardts Roman „Anselm im Glück“ / Von Dorothea Meyer .....	86
<b>Der Vorgänger von Sherlock Holmes</b>	
Adolph Müllners Novelle „Der Kaliber – Aus den Papieren eines Criminalbeamten“ / Von Nina Warnecke.....	87
<b>Das verflixte erste Mal</b>	
Maximilian Steinbeis erzählt in „Schwarzes Wasser“ von den Folgen einer Partynacht / Von Heike Nieder.....	89
<b>Nichts – und doch: fast Alles!</b>	
Über Peter Glasers „Geschichte von Nichts“ / Von Peter Kock.....	92
<b>Klassiker und Moderne Klassiker</b>	
<b>Hochmuts-Künstler</b>	
Elias Canetti schildert in „Party im Blitz“ seine englischen Jahre / Von Marcel Atze.....	96
<b>Die stumme Stimme</b>	
Hans Meisels wieder aufgelegter Exilroman und Plädoyer für das Schweigen „Aguilar oder Die Abkehr“ / Von Rebeca Castellano Alonso .....	100
<b>Beinah ein „Heiligenroman“</b>	
Heinrich Bölls erster Roman „Kreuz ohne Liebe“ scheitert zum Wohle seines Autors / Von H.-Georg Lützenkirchen.....	102
<b>Das heißt: Wandlung</b>	
Klabund bekommt eine achtbändige wohlfeile Werkausgabe / Von Oliver Ruf.....	104
<b>Albrecht Schönes „Faust“-Edition in fünfter Auflage als insel taschenbuch 3000.....</b>	108
<b>Anthologien</b>	
<b>Was nicht gehen kann, muss auch nicht gehen</b>	
Ein Lesebuch über die deutschsprachige Nachkriegsliteratur verabschiedet die Idee von der Kanongültigkeit / Von Jens Romahn .....	109

## **Die Poesie der Elemente**

- Anton G. Leitners Anthologie „Feuer, Wasser, Luft & Erde“ /  
Von Annina Müller ..... 112

## **Fremdsprachige Literatur**

### **Das Rauschen des Fortschritts**

- John Griesemers neuer Roman „Rausch“ / Von Christian Schneider ..... 115

### **James Joyce vs. Dr. No**

- Flann O’Brien pflückt ein welches Sträußlein „Aus Dalkeys Archiven“ /  
Von Stephan Maus ..... 116

### **Blicke auf Venedig**

- Louis Begleys und Anka Muhlsteins Liebeserklärung an das reale und das  
literarische Venedig / Von Christoph Jürgensen ..... 119

### **Heimlichtuerin**

- Georges Simenons Roman „Die Marie vom Hafen“ /  
Von Ann-Katrin Kutzner ..... 122

### **Der lange Weg zum Ich**

- Marie Gustave Le Clézios neuen Roman „Fisch aus Gold“ /  
Von Christina Muth ..... 124

### **Sein Chlebnikov**

- Über Oskar Pastiors klangvolle Interpretationen eines Gründers der Moderne /  
Von Ute Eisinger ..... 126

### **Schufte, Schurken und Lumpen**

- Alexander Ikonnikows Roman „Liska und ihre Männer“ /  
Von Rolf-Bernhard Essig ..... 127

### **Der Bürgerkrieg im Herzen**

- Erstmals auf Deutsch erscheint nun eine Auswahl an Erzählungen des  
renommierten Spaniers Francisco Ayala / Von Gunnar Kaiser ..... 129

### **Buckel bilden**

- Nora Iuga ist eine Entdeckung für den deutschsprachigen Raum /  
Von Ron Winkler ..... 131

## **Doppelrezension**

### **Alles ist Spiel**

- Milan Kunderas Theater-Variation von Diderots „Jacques le Fataliste“ /  
Von Maja Rettig ..... 133

## **Vorwärts ist überall**

Milan Kunderas frühes Drama „Jacques und sein Herr“ und die Kunst der Variation / Von Ulrich Simon ..... 136

## **Hörbücher**

### **Russen lesen hören**

Über Alexander Nitzbergs Zusammenstellung von Tondokumenten / Von Ute Eisinger ..... 140

### **Als das Fliegen noch so zerbrechlich war**

Ulrich Mühe liest Antoine de Saint-Exupérys ersten Roman „Südkurier“ / Von Antje Polanz ..... 141

### **Fülle des Wohllauts**

Zur Hörspielbearbeitung von Thomas Manns „Zauberberg“ durch Valerie Stiegele / Von Gunnar Kaiser ..... 142

### **Die Welt stört!**

Stefan Wilkening liest Henning Mankells Roman „Tea-Bag“ / Von Brigitte Ochs ..... 144

### **Immer noch böse?**

Wolfgang Müllers Islandbegeisterung in Schrift und Ton / Von Alexander Müller ..... 145

### **Großes Ohrenkino**

Jules Vernes „20.000 Meilen unter den Meeren“ als aufwändiges Hörspiel / Von Alexander Müller ..... 147

## **Kinder- und Jugendbuch**

### **Wunderschön federleicht**

Klaus Baumgart hat mit „Die Feder“ ein kleines, poetisches Geschenkbuch gestaltet / Von Anette Müller ..... 149

### **Im Sonnenlicht totgekichert**

Cornelia Neudert erzählt für Erstleser eine etwas andere Vampirgeschichte / Von Hannelore Piehler ..... 150

### **Die Schwierigkeit der passenden Konvention**

Der Debüt-Roman „Lass mich deine Pizza sein“ von Sandra Wöhe / Von Mechthilde Vahsen ..... 151

## **Holocaust und jüdische Identität**

### **Jenseits der Identität**

Ein Sammelband widmet sich jüdischen Intellektuellen im 20. Jahrhundert /  
Von Axel Schmitt..... 153

### **„Heiliger Holocaust“**

Stefan Krankenhagen untersucht primäre und sekundäre Darstellungen von  
Auschwitz / Von Axel Schmitt..... 155

### **Mörderische Karrieren**

Über Andrej Angricks Werk „Besatzungspolitik und Massenmord“ /  
Von Jan Süselbeck..... 158

### **Film und Gedächtnis**

Waltraud Mende über mediale Inszenierungen des Holocaust /  
Von Jens Romahn..... 162

## **Literaturwissenschaft**

### **Am liebsten einen Harem**

Konstanze Fliedl gibt eine Essay- und Aufsatzsammlung renommierter  
Schnitzler-Forscher heraus / Von Rolf Löchel..... 167

### **Worte, die vor Dingen stehen**

Alice Bolterauer reflektiert über die literarische Selbstreflexion der Wiener  
Moderne / Von Rolf Löchel..... 169

### **Präzision und Nonchalance**

Klaus Weimars „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“ neu  
aufgelegt / Von Florian Gelzer..... 171

### **„Sein Werk ist nur eines des Einflusses...“**

Werner Hamachers Textsammlung vereint wegweisende Nietzschelektüren  
aus Frankreich / Von Stephan Günzel..... 177



## **Von Mitarbeitern**

**Literatur und Journalismus - herausgegeben von Bernd Blöbaum und Stefan Neuhaus** ..... 180

## **Kulturwissenschaften**

### **Variationen über ein altes, aber allzeit aktuelles Thema**

Jean-Claude Bolognes Versuch, eine Geschichte des Schamgefühls zu schreiben / Von Alexandra Pontzen..... 181

### **Der kategorische Imperativ des Darwinismus**

Ellen Keys Erziehungskonzept / Von Rolf Löchel ..... 184

### **Eingecremte Hintergründe**

Über Jim Avignons Werk „Welt und Wissen“ / Von Jan Süselbeck..... 185

### **Brockhaus goes online**

Über die aktualisierte Version des Brockhaus für Windows – multimedial 2004 premium / Von Ute Eisinger ..... 188

### **Gespräche über die Revidierbarkeit eines Bindestriches**

Mehrere Sammelbände widmen sich ‚jüdischen‘ und ‚christlichen‘ Sprachfigurationen / Von Axel Schmitt..... 190

### **Zwischen „Alleszermalmer“ und Ironiker**

Werner Hofmann über „Goya“ / Von Claudia Schmölders..... 196

### **Nur imaginär?**

Ein Sammelband über des Kaisers neue und alte Kleider / Von Johan Frederik Hartle..... 199

## **Geschichte und Zeitgeschichte**

### **Auch bei Wehler machen Männer Geschichte**

Christoph und Sebastian Conrads Sammelband zum Historiographievergleich / Von Philipp Stelzel ..... 203

### **Deutschland einig Superstar**

Ein Sammelband widmet sich dem „Subjekt (in) der Berliner Republik“ / Von Jan Süselbeck..... 206

### **Nur wer sich ändert, bleibt sich treu**

Hans-Jürgen Wirths Reader über „Hitlers Enkel“ als Kinder der Demokratie / Von Kristina Heinz ..... 208

**Lass die amerikanischen Teufel kommen!**  
Åsne Seierstads ganz unpersönliches Tagebuch aus dem Bagdad der Kriegs-  
und Vorkriegsmonate / Von Rolf Löchel ..... 211

## **Von Mitarbeitern**

**Ein Sammelband zu Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ ..... 213**

## **Biographien**

### **Ein Leben nur in Bedeutung**

Über Herbert Krafts und Karl Corinos ungleiche Annäherungen an einen bis  
heute wenig gelesenen Klassiker der Moderne: Robert Musil /  
Von Oliver Pfohlmann ..... 215

### **Der Fackelkraus-Mythos**

Friedrich Rothes Karl Kraus-Biographie / Von Walter Fanta ..... 222

### **Und was ist mit Schmidt?**

In Miriam Laus Harald Schmidt-Biographie spielt Schmidt nur eine  
Nebenrolle / Von Torsten Gellner ..... 223

## **Gender**

### **Etikettenschwindel**

Frigga Haug hat kein historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus  
herausgegeben / Von Rolf Löchel ..... 226

### **Joint Goods und Eigennutz**

Annette Schnabel untersucht die neue deutsche Frauenbewegung im Blickfeld der  
Theorie rationaler Wahl / Von Rolf Löchel ..... 230

### **Charaktermaske Chauvi**

Claudia Benthien und Inge Stefan geben einen Sammelband zu kulturellen  
Inszenierungen von Männlichkeit heraus / Von Rolf Löchel ..... 233

## **Sonstiges**

### **„Sound gibt es nur im Kopf“ - Wenn man über Pop schreibt...**

„Pop Sounds“ thematisiert das Wechselspiel zwischen Text,  
Klang und Sound / Von Thomas Neumann ..... 236

**Impressum..... 239**

## **2004 beginnt literaturkritik.de mit dem 6. Jahrgang und geht in die Frühe Neuzeit zurück**

Mit der Januar-Ausgabe 2004 geht literaturkritik.de in den sechsten Jahrgang und damit in das nächste halbe Jahrzehnt seiner Existenz. Anfang 1999 haben wir angefangen - mit einem Schwerpunkt zu Erich Kästner und Beiträgen zur Auseinandersetzung zwischen Martin Walser und Ignaz Bubis. Seither sind über 7000 Bücher besprochen worden, und monatlich kommen ungefähr hundert hinzu. Bei allen technischen, inhaltlichen und personellen Veränderungen ist das Grundkonzept gleich geblieben: Jeden Monat erscheint ein Vielzahl von Rezensionen zu ganz unterschiedlichen literarischen Texten und kulturwissenschaftlichen Monografien, und jeden Monat steht zugleich mindestens ein Thema im Zentrum.

Dieses Mal ist es die Frühe Neuzeit, also jene historische Epoche, die nach der Entwicklung der menschlichen Sprache und Schrift mit der Technik des Buchdrucks vor gut einem halben Jahrtausend eine dritte Medienrevolution in Gang gesetzt hat. Neue Medien haben ältere bislang noch nie ersetzt, sondern immer ergänzt. Auch daran erinnert literaturkritik.de. Gedruckte Bücher sind es, die im Mittelpunkt eines Rezensionsorgans stehen, das sich der Möglichkeiten des Internets bedient.

Mit dem Schwerpunkt "Frühe Neuzeit" eröffnen wir eine zukünftig regelmäßig präsente Rubrik, für die wir in literaturkritik.de erstmals eine gesonderte redaktionelle Betreuung und Verantwortlichkeit eingeführt haben. Der Marburger Literaturwissenschaftler Burkhard Dohm hat den Schwerpunkt zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen Urte Helduser und Kristine Hannak betreut und die redaktionelle Leitung auch für zukünftige Rezensionen übernommen, die sich mit der Frühen Neuzeit befassen. Wir danken dafür und freuen uns auch deshalb darüber, weil die Forschungen zur Frühen Neuzeit in den vergangenen Jahren wesentlich dazu beigetragen haben, den Literaturwissenschaften jenes kulturwissenschaftliche Profil zu geben, dem sich auch literaturkritik.de von Beginn an verschrieben hat.

Allen unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir für 2004 ein gutes Bücherjahr.

Thomas Anz

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6725](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6725) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

---

## Editorial

Aus heutiger kulturgeschichtlicher Perspektive gilt die Frühe Neuzeit als besonders interessante und aufschlußreiche ‚Makroepoche‘, die den gesamten vormodernen Zeitraum vom Renaissance-Humanismus bis in das Jahrhundert der Aufklärung umfasst. Einschlägige ältere Epochenkonstrukte wie Reformation, Barock, Konfessionalismus, Gegenreformation etc. bleiben in der aktuellen Diskussion gleichwohl gebräuchlich: Durch ihre kategoriale Zuordnung im Sinne einer Binnengliederung der Frühen Neuzeit erscheinen jedoch auch sie heute vielfach im Licht unerwarteter Zusammenhänge.

In regelmäßiger Folge präsentiert das neue Rezensionenforum den Leserinnen und Lesern von literaturkritik.de über enge fachwissenschaftliche Begrenzungen hinaus eine möglichst repräsentative und aktuelle Auswahl aus der Vielfalt literatur- und kulturwissenschaftlicher Publikationen zur Frühen Neuzeit.

Neben neuen Forschungen zu bekannten und unbekanntem Autorinnen und Autoren sowie zu Schlüsseltexten der Epoche sind vor allem interdisziplinäre Schwerpunktsetzungen vorgesehen. Beispiele hierfür bilden derzeit expandierende kulturanthropologische Forschungen insbesondere zur Literatur-, Religions- und Medizingeschichte, Arbeiten zum Verhältnis von Literatur und Wissensformationen sowie zu Kulturtransfer und Interkulturalität u. a. Einen weiteren, eigenen Schwerpunkt bilden Untersuchungen zu Gender-Konzepten in der Frühen Neuzeit.

Burkhard Dohm

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6648](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6648) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Entchristianisierung und Rechristianisierung des Wissens

## Zur „Säkularisierung in den Wissenschaften seit der Frühen Neuzeit“

*Von Burkhard Dohm*

Die einst mit großer Verve geführte wissenschaftliche Debatte um Begriff und Phänomen der Säkularisierung schien in den letzten Jahren mehr und mehr zu verebben. Die Debatte wurde zunächst durch Max Webers modellhafte Konzeption eines im ‚Zeitalter der exakten Naturwissenschaften‘ markant einsetzenden und stufenweise fortschreitenden Prozesses der ‚Weltentzauberung‘ geprägt. Es sei zudem an wegweisende Beiträge des Philosophen Hans Blumenberg („Die Legitimität der Neuzeit“, 1966, erweitert 1973) sowie des Germanisten Albrecht Schöne („Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne“, 1958, erweitert 1968) erinnert, die Marksteine in der ideengeschichtlichen Phase der Säkularisierungsdiskussion bilden. Die in den achtziger Jahren von Hans-Georg Kemper auf sozial- und problemgeschichtlicher Basis am Beispiel des Hamburger Naturpoeten Barthold Heinrich Brockes reformulierte Debatte wirkt noch bis in die gegenwärtige Literaturgeschichtsschreibung fort: Die in der Frühen Neuzeit wie ein trojanisches Pferd in die christliche Theologie und Weltanschauung integrierte, ‚verweltlichte‘ Sicht von Vernunft und Natur beeinflusse, so Kemper (in Anlehnung an Luhmanns systemtheoretisches Evolutionskonzept), eben dort in säkularisierender Weise das theologische Weltbild. Literaturgeschichtlich expliziert Kemper diese Sicht in seiner umfangreichen Darstellung „Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit“, deren sechster Doppelband zum „Sturm und Drang“ jüngst erschien (Tübingen 2003): Hier fungiert das Säkularisierungskonzept durchgehend als strukturbildendes Paradigma der vornehmlich religionsgeschichtlich profilierten literatur- und kulturhistorischen Darstellungskonzeption.

Allenthalben ist jedoch seit langem Unbehagen spürbar, da bis heute kein allgemein akzeptierter differenzierter Gebrauch des Säkularisierungsbegriffs vorliegt. So fragt bereits Blumenberg nach der präzisen Bedeutung der Säkularisierungskategorie, um sie schließlich als ein verdecktes Theologumenon zu entlarven. Und Hans-Georg Kemper konzidiert, dass er in seiner Lyrik-Geschichte unter dem Begriff ‚Säkularisierung‘ eine Reihe recht unterschiedlicher Sachverhalte subsumiere. Gegenwärtig erwartet die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Sigrid Weigel in ihrem seit 2001 bestehenden Berliner Forschungsprojekt „Figuren des ‚Sakralen‘ in der Dialektik der Säkularisierung“

## Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

von der bisher vernachlässigten Untersuchung jüdischer Säkularisierungsformen seit dem 18. Jahrhundert auch einen „theoretischen Gewinn für die Komplexität des Begriffs der Säkularisierung“ („Frankfurter Rundschau“). Tatsächlich bedarf jedoch die künftige Erforschung von Säkularisierungsphänomenen eines grundlegend modifizierten definitorischen und methodologischen Zugriffs. Denn gerade bei Detailstudien ist prekärerweise eine bisher schwer greifbare, historisch komplexe Vielfalt von jeweils sehr unterschiedlich und diskontinuierlich verlaufenden Säkularisierungsprozessen sowie auch von gegenläufigen Prozessen und Denkmustern zu entdecken. Die Säkularisierung der Wissenschaften vollzieht sich seit der Frühen Neuzeit gerade nicht im Sinne eines monokausal erklärbaren, eindimensionalen Makroprozesses, sondern viel eher im Zuge oft unscheinbarer und im einzelnen auch als umkehrbar sich erweisender Prozesse historischen Wandels.

Die neuen, in drei Bänden vorliegenden Studien zur „Säkularisierung in den Wissenschaften seit der frühen Neuzeit“ liefern nun der Debatte wichtige Impulse, indem hier zunächst ein durch aktuelle theoretische Konzepte profiliertes, flexibel einsetzbares Arbeitsinstrumentarium entwickelt und bereitgestellt wird. Sie basieren auf dem Forschungsprojekt „Verweltlichung der Wissenschaft(en). Bedingungen, Muster der Argumentation und typisierte Phasen wissenschaftlicher Säkularisierung“ (Friedrich Vollhardt, Lutz Danneberg, Jörg Schönert). Dieses Projekt wurde von der DFG im Rahmen ihres Schwerpunktprogramms „Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit“ gefördert, und die wieder auflebende Säkularisierungsdebatte in den Literatur- und Kulturwissenschaften erlangt hier präzisere methodologische Prämissen und Profilierungen. Der Säkularisierungsbegriff wird hier erfreulicherweise gerade nicht verabschiedet, sondern im Anschluss an neuere, religionsgeschichtlich orientierte Forschungen des Historikers Hartmut Lehmann in ein produktives begriffliches und konzeptuelles Spannungsfeld gerückt: „Säkularisierung wird nunmehr durch zahlreiche einschränkende, bereichsspezifische und relativierende Konzepte (Entchristlichung, Entkirchlichung, Enttheologisierung, Entsakralisierung, Christianisierung, Theologisierung, Sakralisierung usw.) neu bestimmt.“ Zudem wird der Säkularisierungsbegriff als Interpretationskategorie für Einzeltextanalysen von einer Prozesskategorie zur Darstellung weiträumiger historischer Entwicklungen unterschieden.

In dieser doppelten Verwendung fungiert der Säkularisierungsbegriff als theoretisch reflektierte, „heuristische Vorgabe“ der von Sandra Pott im ersten Band des Unternehmens vorgelegten „historische[n] Studien über Konstellationen von Naturforschung, Religion und ‚schöner Literatur‘“. Pott untersucht hier ausgewählte historische Beispieltex te von medizinethischen Traktaten des 17. Jahrhunderts bis hin zu Medizinerromanen des frühen 19. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt stehen medizinethische Texte der Frühaufklärung, Schriften des

Dichter-Arzt Albrecht von Haller sowie einschlägige Erzählwerke Jean Pauls und Goethes. Ausgehend von der historischen Abfolge der hier genannten drei Textbereiche lasse sich zwar, so Pott, von einem „langfristigen Prozeß der Säkularisierung“ sprechen, wenngleich jedoch die Quellen des 18. Jahrhunderts jeweils für sich genommen „nicht ohne weiteres darauf schließen lassen“.

Als zentrales Beispiel aus der Zeit um 1700 untersucht Pott die medizinethischen Schriften des damals berühmten Hallenser Arztes Friedrich Hoffmann im Kontext des neu reflektierten Säkularisierungskonzepts. Die Auswahl gerade dieses Mediziners erscheint durchaus plausibel, da die Universität Halle im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert sowohl durch die innovative Medizin ihrer Professoren Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl als auch durch die gleichfalls in Halle zentral vertretene pietistisch-religiöse Reformbewegung mit ihrem Exponenten August Hermann Francke hervorsteht.

In pointierter Analyse stellt Pott Hoffmanns frühauflärerisches Bemühen um die mechanistisch gedachte Harmonie des menschlichen Körpers heraus, die der Mediziner im Einklang mit ihrem göttlichen Ursprung sieht: Befunde physischer Disharmonie verknüpft Hoffmann deshalb mit einem aufklärerisch entkonfessionalisierten Sündenbegriff: Die Sünde befördere körperliche Krankheitssymptome, da sie gottgewollte mechanistisch-harmonische Körperabläufe störe. Durch ein solches Argumentationsmuster avanciere nun die Medizin bei Hoffmann zur zentralen, sogar der Theologie überlegenen, ‚wahrhaft christlichen‘ Leitwissenschaft: Denn die ‚wahre‘ Religion finde in der Medizin ihr entscheidendes, praktisches Anwendungsfeld. Im Sinne eines solchen kulturellen Deutungskonzepts sieht Pott die Medizin im frühen 18. Jahrhundert in einem fortdauernden christlichen Rechtfertigungsrahmen.

Potts Versuch, die medizinisch-theologische Position Hoffmanns im Blick auf den in Halle bedeutsamen religiösen Kontext des Pietismus näher zu profilieren, gelingt jedoch nur bedingt. Die hier zu Recht angesprochenen, auf sehr unterschiedliche Weise pietistisch geprägten Autoren Philipp Jacob Spener, August Hermann Francke und Johann Conrad Dippel werden in Potts Darstellung kaum konturiert. Dies gilt auch für den schon genannten, dem Pietismus nahestehenden Halleschen Mediziner und wichtigsten Kontrahenten Hoffmanns, Georg Ernst Stahl, den Begründer eines damals neuartigen, psychovitalistischen Medizinkonzepts, sowie für dessen bedeutendsten Schüler Johann Samuel Carl, der zeitweilig einem – in Potts Darstellung nicht erwähnten – mystisch-philadelphischen Ärztezirkel mit eigenen medizinethischen Vorstellungen in der Tradition Jakob Böhmes angehörte. Die interessante Position Carls wird kaum ausgeleuchtet, so dass auch sie nicht als Vergleichsfolie für Hoffmann zu dienen vermag. Die gerade für die Säkularisierungsfrage aufschlussreiche medizinische Begutachtung angeblicher pietistischer Prophetinnen durch Hoffmann und Carl bleibt gleichfalls außer Betracht.

Die Position Hoffmanns wird dagegen erhellend im Kontext einer weiteren frühneuzeitlichen Textgruppe perspektiviert, nämlich im Blick auf die Pflichtenlehren ärztlicher Ethik in der ‚Medicus religiosus‘- und ‚Medicus politicus‘-Literatur. Der Traktat-Typ des ‚Medicus religiosus‘ und seine Wirkungen in der Debatte werden u.a. am Beispiel der Rezeption von Thomas Brownes ‚Religio medici‘ (1642) untersucht. Im Kontext der durch Augustinus beförderten Christianisierung der antiken Medicus-Idee zum ‚Christus medicus‘-Konzept erscheint die Position des mit Hoffmann verglichenen Pietisten Michael Alberti als eine umfassende ‚Theologisierung der Medizin‘. Das Ziel der Hoffmannschen Strategie wird dagegen von Pott überzeugend als ‚Christianisierung der Wissensgebiete‘ beschrieben. Demnach handle es sich bei den der Frühaufklärung gängigerweise zugeschriebenen Säkularisierungsschritten keineswegs um einen einsinnig sich vollziehenden Ablösungsprozess vom Christentum. Im Gegenteil, Naturforschung bleibe bei Hoffmann Gottesdienst: Im Zeichen damaliger Tendenzen zur Entkonfessionalisierung und Rechristianisierung werde das Christentum, wie Pott resümiert, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keineswegs aus der Medizin und Naturforschung verabschiedet. Vielmehr sei, wie das Hoffmann-Kapitel insgesamt plausibel demonstriert, die „weltliche Medizin [...] aus dem Entgegengesetzten entstanden, nämlich aus Versuchen, eine christliche Medizin zu begründen.“ Im Sinn des der Untersuchung zugrunde gelegten Kategorisierungsschemas liegt mithin im Fall des Hallenser Mediziners lediglich ein mittelbarer, sog. additiver Typus von Säkularisierung vor: Säkularisierte mechanistische Denkmuster seien in Hoffmanns medizinethischen Schriften an entkonfessionalisierte religiöse Denkmuster anschließbar, welche die Naturforschung im Sinne der Autorintention entscheidend kontextualisieren.

Das folgende Kapitel über den im calvinistischen Glauben erzogenen schweizerischen Mediziner und Dichter Albrecht von Haller fällt gegenüber der medizinethisch orientierten Darstellung Friedrich Hoffmanns deutlich ab. Durch Haller, so Pott, finde die Debatte zwischen ‚säkularisierter‘ und traditional-religiöser Naturforschung Eingang in die Lyrik der Aufklärung mit ihren mikroskopisch genauen Naturbetrachtungen. Gerade der Lyriker Haller wird jedoch in diesem Kapitel sehr knapp und pauschal behandelt. Wichtige Einzeltexte wie die für das Säkularisierungsproblem zentrale „Unvollkommene Ode über die Ewigkeit“ (1736) geraten so nicht in den Blick. Hallers Poesie neige, so Pott, zum Lebensende des Autors hin einer immer stärker werdenden christlichen Jenseitsorientierung zu. Die in seinen frühen Texten als Wendungen ins ‚Natürlich-Weltliche‘ erkennbaren Säkularisierungstendenzen seien im ganzen als rückläufig zu beurteilen.

Der Darstellungsfokus verschiebt sich im gesamten Haller-Kapitel gleichsam ‚unter der Hand‘ von der Medizin auf den weniger präzise gefassten Bereich der Naturforschung. In seinen literarischen Texten und religiösen Schriften bekämpfe



Haller vielfach sowohl mechanistische (Hoffmann) als auch materialistische (La Mettrie) Erklärungsmodelle der Natur des Menschen und verteidigte die christliche Offenbarungsreligion gegen die ‚Freygeister‘. Im Bereich der experimentellen Naturforschung favorisierte Haller jedoch, wie Pott zu Recht hervorhebt, das Denkmuster des ‚methodologischen Atheismus‘. Dieser, die Säkularisierung entscheidend befördernde ‚methodologische Atheismus‘ stellt den naturwissenschaftlich intendierten Erweis einer gottgewollten Schöpfung – und damit das Verständnis von Naturforschung als Gottesdienst – für den Gang der experimentellen Untersuchung sowie für den daraus resultierenden Prozess der wissenschaftlichen Hypothesenbildung zurück. Zu den damals umstrittensten Konsequenzen eines solchen ‚methodologischen Atheismus‘ gehört sowohl die anatomische Praxis der Leichenöffnung als auch die von Haller selbst vielfach forcierten Tierversuche. Gleichwohl fasse Haller jedoch Naturforschung als Gottesdienst auf: Eine aus der Anwendung des ‚methodologischen Atheismus‘ faktisch resultierende Säkularisation des Denkens und der Wissensordnung sei von Haller keineswegs beabsichtigt: Die von ihm selbst intendierte christliche Deutung natürlicher Phänomene werde vielmehr durch nicht-intendierte Wirkungen des ‚methodologischen Atheismus‘ gekappt. Während Haller in seinen religiösen und literarischen Schriften einerseits – im Sinne eines (re-)christianisierenden Denkmusters – die Offenbarungsreligion gegen die den christlichen Gott bezweifelnden ‚philosophes‘ (La Mettrie, Voltaire) verteidige, trenne er andererseits – im Sinne seines ‚methodologischen Atheismus‘ – Weltliches und Religiöses zum Zweck der Beschreibung von Naturphänomenen sowie zur Ermittlung von natürlichen Gesetzmäßigkeiten. Trotz etlicher Brüche und Irritationen erstrebe der Aufklärer Haller aber noch immer die Harmonisierung des ‚Buchs der Natur‘ mit dem ‚Buch der Heiligen Schrift‘: Im Denken des Dichter-Arztes sei deshalb der christliche Offenbarungsgott mit dem ‚Gott der Philosophen‘ letztlich identisch. Gerade dieser Befund Potts weist aber in hohem Maße auf die aufklärerisch reformulierte Religiosität Hallers, die den zeitgenössischen Rahmen christlich-orthodoxer Prägungen des Religiösen faktisch deutlich überschreitet. Wo in dieser Hinsicht die Trennlinie von ‚Rechristianisierung‘ und ‚Säkularisierung‘ verläuft, bleibt in der Analyse unscharf.

Der letzte Hauptteil von Potts Studie ist der ‚schönen Literatur‘ des frühen 19. Jahrhunderts am Beispiel von Jean Pauls satirischem Roman „Dr. Katzenbergers Badereise“ (1809) und Goethes ‚Wissenschaftsroman‘ „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1821/29) gewidmet. Der Roman Jean Pauls wird – über die auch bereits für Haller relevanten Kontroversen von Mechanismus und Animismus hinausgehend – auf medizinische und medizinethische Bezugnahmen untersucht. Jean Pauls Katzenberger-Figur repräsentiere hier einen aufklärerisch-eklektischen, nur an Forschung und Fortschritt interessierten Mediziner-Typus. Der Arzt Katzenberger entwickelt im Rekurs auf einschlägige Abhandlungen des damals

## Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

bekanntem Anatomen Samuel Thomas Soemmerring eine auffällige und symptomatische Vorliebe für die Erforschung monströser körperlicher Missbildungen, da diese nach Katzenbergers wie nach Soemmerrings Auffassung in besonderer Weise Auskunft über den Bauplan der Natur geben. Auch diesem literarisch inszenierten Medizinkonzept liegt jedoch, wie Pott zeigt, kein einliniges Säkularisierungsdenken zugrunde, da dem satirisch gezeichneten anatomischen 'Experimentalzynismus' des fanatischen Sezierers Katzenberger in der Romanfiktion das Bild des 'wahren', christlichen Arztes Albrecht von Haller entgegengesetzt werde.

Goethe schließlich kritisiert radikal die durch Jean Pauls Katzenberger-Figur repräsentierten, damaligen anatomischen Praktiken und wendet sich vor allem gegen die (Vivi-)Sektion. Der nicht-sezierenden, die 'Ganzheit' bewahrenden Darstellung des menschlichen Körperbaus dient denn auch die von Goethe favorisierte plastische Anatomie, die durch ihre aus Holz geschnitzten 'Präparate' die unmittelbare Anschauung des Lebendigen ermöglichen. Als praktische Kunst betrachtet, soll die Medizin im Sinne Goethes das Gemeinwohl wie das Wohl des Individuums befördern und damit explizit weltlichen Zwecken dienen. Diese Zwecke stehen in Goethes Medizinerroman im Kontext eines nicht mehr christlich, sondern pantheistisch profilierten religiösen Gesamtentwurfs. In diesem Kontext konzipiert Goethe die Figur des Wilhelm Meister – gegen den von Katzenberger verkörperten Mediziner-Typus – als den für die Heilung des Menschen therapeutisch-praktisch 'tätigen' Typus des Arztes. „Die 'Humaniora' – und damit auch die Religion des Pfarrherrn, der nicht mehr helfen kann – sind durch die Naturforschung ersetzt, also vollständig säkularisiert.“ Wie Pott resümierend betont, entfalle in Goethes Konzeption der für Hallers Legitimation der Naturforschung noch immer bedeutsame christliche Gott nun ganz und gar.

Am Beispiel der von Jean Paul als Säkularisierung beschriebenen Ablösung der Erbsündelehre durch die Psychologie vermag Pott nicht nur zu zeigen, dass die damaligen Zeitgenossen Säkularisierungsphänomene bereits selbst wahrnahmen, sondern auch „daß unter einen Prozeßbegriff der Säkularisierung ganz verschiedene Prozesse fallen können: langfristige oder kurzfristige, eng umgrenzte oder weit gefaßte. In der Literatur wird auf solche Prozesse hingewiesen; zugleich steht sie selbst – langfristig gesehen – in einem solchen Prozeß. Mehr noch: Sie 'beschleunigt' ihn.“

Für die von Hoffmann über Haller bis hin zu Hufeland und Goethe untersuchte Medizinethik lasse sich, wie die Verfasserin resümiert, eine „kontinuierliche, aber zeitlich, regional und personell ganz unterschiedlich verlaufende Säkularisierung feststellen“. Durch den Gesamtentwurf ihrer vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert reichenden historischen Fallstudien reproduziert Potts Darstellung einerseits das Bild des in der Forschung seit langem bekannten Makroprozesses frühneuzeitlicher Säkularisierung. Dieser Prozeß sei zwar, wie sie betont, nicht

linear deutbar, könne aber – in dieser Hinsicht wenig überraschend – sehr wohl als „tendenziell dominante Entwicklung bestimmt werden.“ Verglichen mit dem eingangs erwähnten, forcierten ‘Entzauberungsdenken’ Max Webers verläuft jedoch der Prozess der Säkularisierung, wie Potts Mikroanalysen nachdrücklich verdeutlichen, weitaus weniger pointiert und prägnant als vielfach angenommen: Prozesse der ‘Entzauberung’ werden auf komplexe Weise durch solche der ‘Wiederverzauberung’ und oft frappierend neuer, diskontinuierlicher ‘Teil-Entzauberung’ konterkariert und unterlaufen. Bedauerlich bleibt es dabei, dass Pott genderspezifische Aspekte frühneuzeitlicher Medizinethik - wie bspw. die Selbstabgrenzung des ärztlichen Standes gegen ‘gelehrte Weibs-Personen’ sowie das Verhältnis von Medizin und Theologie in der frühneuzeitlichen ‘Querelle des femmes’ – gerade im Säkularisierungskontext vollständig ausklammert.

Band 2 behandelt die Wissensgebiete der Anthropologie, der Hermeneutik und der Medizin sowie den Bereich christlich-apologetischen Schrifttums. Dieser Band dokumentiert Referate und Diskussionen des Rundgesprächs „Säkularisierung der Wissenschaft(en). Naturforschung, Religion und Literatur in der Frühen Neuzeit“. Den Ausgangspunkt der Beiträge bilden die disziplinären Grundlegungen des Denkens in Theologie und Philosophie. Als zentrale Bezugsbereiche werden vor diesem Hintergrund sowohl die Natur als auch der ‘ganze’ Mensch mit Körper, Seele und Geist als Objekt einer ‘verweltlichten’, ‘modernen’ Anthropologie diskutiert, die sich wesentlich in der ‘schönen Literatur’ niederschlägt.

Die hier versammelten Beiträge argumentieren aus zum Teil deutlich differierenden Blickwinkeln sowie in unterschiedlich ausgeprägter, aber fast durchgängig spürbarer Distanz zum Säkularisierungskonzept. Eine Ausnahme bildet lediglich Dieter Hünings rechtshistorische Studie über „Die Grenzen der Toleranz“ und die Strafbarkeit des Atheismus im 17. und 18. Jahrhundert. Mit unterschiedlicher Intensität wird in den übrigen Beiträgen auf die im ersten Band geführte Diskussion Bezug genommen. Simone De Angelis, Martin Mulsow und Gideon Stiening beschäftigen sich unter dem zentralen Stichwort ‘Naturforschung’ mit diversen Konzeptionen der frühneuzeitlichen Seelenlehre seit der Renaissance. Im Kontext des von Pott bei Haller beobachteten Prinzips des ‘methodologischen Atheismus’ entfaltet De Angelis in seinem Beitrag „Zum Problem der Genese der Seele um 1600“ die dualistische ‘anima’-Auffassung des Marburger Gelehrten Rudolph Goclenius, nach der biophysische Prozesse nicht länger der vom Körper abgelöst gedachten ‘anima’, sondern der ‘natura’ zugeordnet werden. Aus dieser Sichtweise, so De Angelis, resultieren wiederum nicht-intendierte säkularisierende Wirkungen. Zu denken sei hier insbesondere an die sich damals entfaltenden vitalistischen Konzepte vom ‘plastischen’ Vermögen der Seele als einer den Elementen des Körpers innewohnend gedachten, lebendigen Kraft (‘substantia energetica’).

Im Kontext seiner kritischen Untersuchung zur „Säkularisierung der Seelenlehre“ plädiert Martin Mulso für eine forcierte Auflösung der Säkularisierungskategorie in eine Reihe von Differentialen wie ‘Dechristianisierung’, ‘Entkirchlichung’, ‘Desakralisierung’, etc. Zu leisten sei zudem nicht nur eine Verhältnisbestimmung intendierter und nicht-intendierter säkularisierender Wirkungen wie im Fall des von Pott untersuchten Mediziners Friedrich Hoffmann. Vielmehr sei, darüber hinausweisend, auch eine klare Unterscheidung zwischen Säkularisierung als Intention und purem Effekt unerlässlich. Außerdem fordert Mulso ein Instrumentarium für zusätzliche Feinbestimmungen, um jeweils im konkreten Einzelfall herauszufiltern, „welche Teile einer in Frage stehenden frühneuzeitlichen Theorieposition ‘säkular’ werden [...] und welche ‘sakral’ bleiben“.

Die Frage nach der Säkularisierung anthropologischer Positionen in der Frühaufklärung wird in Gideon Stienings Beitrag sogar explizit verneint. So sei die „Weltlichkeit neuzeitlicher Philosophie und Wissenschaft [...] kein Produkt der Verweltlichung theologischer Kategorien.“ Vielmehr sei die Begründung markanter Veränderungen in der Anthropologie des 17. Jahrhunderts in funktionsanalytisch differenzierender Sicht auf der Ebene einer funktionalen „Ablösung der Theologie durch eine rationalistische Metaphysik und Wissenschaftstheorie“ zu suchen.

Auf nicht-intendierte Wirkungen des von Pott untersuchten ‘methodologischen Atheismus’ rekurriert auch der programmatische Beitrag Vollhardts. Grundlegend werden hier zudem die mit der Säkularisierungsdebatte verbundenen Explikationsprobleme der bisherigen Forschung diskutiert. Gezielt nimmt der Beitrag den bislang vernachlässigten *mainstream* christlich-apologetischer Literatur des 18. Jahrhunderts in den Blick: Weder die wissenschaftshistorisch vielfach vorausgesetzte Emanzipation der *new science* von der Theologie noch die der *new science* im Sinne eines kulturgeschichtlichen Topos zugeschriebene Zurückdrängung von Glaube und Religion sei bis ins späte 18. Jahrhundert anhand der untersuchten Quellen zu belegen. Aus der Perspektive christlicher Apologetik betrachtet, bilde demnach die *new science* kaum einen Beitrag zum Säkularisierungsprozess. Gleichwohl lasse sich die Säkularisierungsthese auch in diesem Kontext sinnvoll reformulieren. Die Herauslösung des Religionssystems aus dem intensiven Austausch mit anderen gesellschaftlichen Systemen bewirke eine „Privatisierung des Religiösen“. In diesem Sinn dokumentiere der Blick der apologetischen Literatur des 18. Jahrhunderts auf die Naturforschung eine mangelnde Sicht auf das eigene wie auf andere Denksysteme. Solche ‘systemischen’ Defizite der Apologetik werden durch unmittelbare Konfrontation differierender Denksysteme im ästhetischen Feld der ‘schönen Literatur’ aufgedeckt.

In Band 3 über „Säkularisierung, epistemische Situation und Autorität“ untersucht Lutz Danneberg von der Forschung bisher kaum sondierte ‘Vorformen’ der Säkularisierung und ihrer epistemischen Vollzugssituationen an Beispielen des Lesens im liber ‘supranaturalis’ der Heiligen Schrift, im ‘liber naturalis’, dem ‘Buch der Natur’, sowie im ‘liber artificialis’, dem vom Menschen verfassten Buch. Der Fokus der nicht immer übersichtlich strukturierten Darstellung, deren vielfältige Ergebnisse hier nur selektiv referierbar sind, richtet sich dabei nicht auf die jeweils vermittelten Wissensansprüche als Säkularisate, sondern auf den Umgang mit diesen Wissensansprüchen im Kontext historisch variabler Wissensformationen. Die hierzu vorgelegten Analysen entfaltet Danneberg im Blick auf die Frühe Neuzeit im Kontext profunder Kenntnis dichter, teils verschütteter und hier eindrucksvoll rekonstruierter antiker und patristischer Traditionsbezüge sowie in kritisch differenziertem Disput mit ‘klassischen’ Positionen wissenschaftshistorischer Forschung.

Theologie, Hermeneutik und Logik werden in der Frühen Neuzeit in antiker und patristischer Tradition als praktische Disziplinen vielfach in Analogie zu der als vorbildlich geltenden *ars practica* der Medizin beschrieben. Im Blick auf die Entfaltung frühneuzeitlicher Säkularisierungsmuster fragt nun Danneberg vor diesem Hintergrund vor allem nach der Rolle, welche Medizin und Anatomie bei der Beschreibung und Interpretation von Texten spielen. Zu klären sei insbesondere, wieso der Text gerade in theologisch geprägten Traditionslinien als Körper angesprochen werde und weshalb die Interpretation des Textes aus damaliger Sicht mit der *anatomia* vergleichbar sei. Als Leittext der Untersuchung dient Andreas Vesals anatomisches Hauptwerk „De humani corporis fabrica libri septem“, das Danneberg einleitend auf epistemisch relevante Parallelen zu zentralen Schriften des Astronomen Nicolaus Copernicus und des Logikers Petrus Ramus untersucht.

Im Jahre 1543 erscheinen sowohl die Schrift „De revolutionibus orbium coelestium, Libri VI“ des Copernicus als auch Vesals „De humani corporis fabrica“. Im Sinne eines wissenschaftshistorischen Topos werden dem astronomischen wie dem anatomischen Werk ‘revolutionäre’, antike Autoritäten relativierende Potentiale zugeschrieben: Copernicus wendet sich gegen die mathematische Astronomie des Ptolemäus, Vesal gegen die Anatomie des Galen, da diesem aus Tabu Gründen keine menschlichen Leichname, sondern ausschließlich Tiere zur Sektion zur Verfügung standen. Vesal beabsichtige jedoch nicht, so der Verfasser, die Autorität Galens zu stürzen und eine ‘neue’ Anatomie zu errichten. Vielmehr gehe es ihm in renaissancetypischer Argumentation um eine Restitution der anatomischen Wissenschaft: Aus dem tiefsten Niedergang, den sie zu Zeiten Vesals erfahre, suche dieser die Anatomie als Teil der Naturphilosophie zu restituieren, der sie in alter Zeit zugehörte. In diesem Kontext verweist Vesal ausdrücklich auf die vorgalenische Antike, etwa auf Erasistratos, und auf die hier

im Unterschied zu Galen praktizierte Menschensektion. In dieser Hinsicht mit Vesal vergleichbar, rekurriere auch die astronomische Theorie des Copernicus – über den Gegensatz zu Ptolemäus hinausführend – auf ältere Autoritäten, vor allem auf Pythagoras. Gleichfalls im Jahre 1541 publiziert der Logiker Petrus Ramus seine heute wenig bekannten, bis ins 17. Jahrhundert jedoch vielfach diskutierten Schriften „*Institutiones dialecticae*“ und „*Aristotelicae Animadversiones*“. Ramus sieht sich hier als ‘Galenus redivivus’, da der Pergamener der letzte gewesen sei, der die Dialektik zu erneuern versuchte. In diesem Sinn einer Neuakzentuierung seiner antiken Vorgänger positioniert sich auch Ramus – wie Copernicus und Vesal – zugleich gegen eine zentrale Autorität, nämlich das aristotelische ‘Organon’.

Wie Danneberg zeigen kann, renoviert sich das Verständnis des Lesens im *liber naturalis* wie im *liber supernaturalis* im Zuge der frühneuzeitlichen „Identifikation der ‘analysis’ bzw. der ‘analysis textus’ (‘analysis logica’) mit der ‘anatomia’.“ Die genannten Werke von Vesal, Copernicus und Ramus werden deshalb im folgenden in jenen indirekten Zusammenhängen entfaltet, die zwischen ihnen im Blick auf das Lesen im ‘Buch der Natur’ wie in der Heiligen Schrift bestehen. Im Kontext vielfach verschlungener theologischer Traditionsbezüge fokussiert der Verfasser den Aspekt des menschlichen Körpers in seinen Relationen zum Text-Körper: Die ‘Ganzheit’ eines Textes und seine anatomische ‘Zerlegung’ in Teile werde hier hermeneutisch in Analogie zum menschlichen Körper betrachtet und dementsprechend terminologisiert.

Der Verfasser wendet sich vor diesem Hintergrund zunächst den in Texten präsentierten Theorie-Körpern zu, da diese dem Text-Körper selbst am ähnlichsten scheinen: Frühneuzeitliche Konzepte der Kritik wie der Bestätigung des copernikanischen Theorie-Körpers bedienen sich vielfach analogischer Vergleiche mit irregulär gebauten, ‘monströsen’ menschlichen Körperteilen. In diesem Sinn vermisst etwa der dänische Astronom Tycho Brahe das in antiker wie in patristischer Tradition transportierte Strukturkonzept der ‘concinntas’, also des Ebenmaßes, im copernikanischen Theorie-Körper, da der Fixsternhimmel hier gegenüber der planetarischen Welt unproportional ausgeweitet werde. Diese mangelnde Proportion in der copernikanischen Ordnung sei auf der Basis anatomischen Denkens mit der irregulären Bildung ‘monströser’ menschlicher Körperteile vergleichbar: Der copernikanische Theorie-Körper werde damit der Vorstellung Gottes als Autor des Universums nicht gerecht. Copernicus selbst dagegen sehe sein ‘neues System’, im Gegensatz zur ptolemäischen Theorie, durch das Kriterium einer nicht nur metaphorisch, sondern körperlich real aufgefassten, ‘inneren wie äußeren Bestimmtheit’ bestätigt: Die Ordnung und Größe aller Planeten, die Sphären und der Himmel seien im copernikanischen Theorie-Körper in solcher Weise ökonomisch miteinander verknüpft, „daß kein Ding in einem einzelnen Teil geändert werden kann, ohne Konfusion unter den anderen Teilen

und im ganzen Universum zu stiften“. Im Bildfeld mangelnder körperlicher Proportion geißle auch Ramus im Blick auf die Einfachheit, Geschlossenheit und Proportionalität seines eigenen Logik-Systems die angebliche ‘Monstrosität’ der aristotelischen Logik. Und Vesal, der gleichfalls an der Bildlichkeit ‘monströser’ Theorie-Körper partizipiere, kritisiere seinerseits die anatomische Theorie Galens, da dieser „nicht einmal im Traum einen menschlichen Uterus gesehen“ habe, sondern nur Uteri von Tieren: Galen habe sich daher ein anatomisches Phantasiegebilde, ein ‘Monstrum’, vorgestellt und dieses in seinen – dadurch deformierten – anatomischen Theorie-Körper integriert.

Wie der Verfasser betont, widme sich Vesals „De humani corporis fabrica“ im Text wie in den aus der Tizian-Schule stammenden Abbildungen der Anatomie des nicht-deformierten, idealen menschlichen Körpers. Die in wissenschaftshistorischer Forschung vielfach absolut aufgefasste, gegen Galen gerichtete Berufung Vesals auf das ‘eigene Sehen’ wird vor diesem Hintergrund von Danneberg im Kontext umfassender Traditionsbezüge perspektiviert, die den Anspruch Vesals im Blick auf die Entfaltung frühneuzeitlicher Säkularisierungsformen relativieren sollen: „Immer sind die durch Autopsie legitimierten Wissensansprüche das Ergebnis eines komplexen Prozesses der Abgleichung des eigenen Sehens mit der Auffassung von Autoritäten – in diesem Sinn läßt sich sagen, daß dies bei Vesal auf der Folie Galens geschieht.“ So weise zum Beispiel nicht erst Vesal in seiner Kritik an Galen, sondern auch bereits Galen selbst auf die Grenzen der anatomischen Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier. Andererseits greife auch Vesal bei seinen eigenen Befunden verschiedentlich auf Tier-Anatomie zurück. Parallel zur Kritik Vesals und weiterer Renaissance-Anatomen an Galen werde im 16. Jahrhundert im Blick auf den ‘liber naturae’ vermehrt ein ‘neues Sehen’ reklamiert, welches die Naturbetrachtung antiker Autoritäten aus christlicher Perspektive in ihrer Relevanz beschränke. Wie die Heilige Schrift, so zeuge auch das ‘Buch der Natur’ durch seine wunderbare Einrichtung von seinem göttlichen Autor: Deshalb sei nun das ‘Buch der Natur’, in theologischen Traditionsbezügen betrachtet, einerseits zentrales Objekt eines ‘neuen Sehens’ mit *christlichen* Augen. Gerade hier erlangt nun die Relevanz des von Danneberg anvisierten ‘Vorfeldes’ frühneuzeitlicher Säkularisierung deutlichere Konturen: Denn die durch die theologisch legitimierte Autopsie begünstigte frühneuzeitliche Ablösung von antiken Autoritäten leiste andererseits zugleich diversen Formen der Säkularisierung Vorschub, die sich ihrerseits wiederum in Analogie zur partiellen christlichen Abkehr von den antiken Autoritäten betrachten lasse. Vor diesem Hintergrund erscheinen zudem die im ersten Band untersuchten medizinethischen Traktate frühaufklärerischer Ärzte, wie auch Pott bereits betont, als Variationen älterer Formen von Säkularisierung, Christianisierung, Sakralisierung und Theologisierung.

## Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

Im Kontext der bei Vesal aufgezeigten christlich-teleologischen Denkmuster wird die Bedeutung dieses Autors für die frühneuzeitliche Renovierung der *hermeneutica* eingehend erörtert: An zentralen Stellen seiner anatomischen Darstellungen verwende Vesal u. a. disziplinübergreifende Termini, die den Anschluss anatomischer Begrifflichkeit an hermeneutische Konzepte unmittelbar ermöglichen. So beanspruchen die in der Anatomie in speziellem Sinn gebrauchten Begriffe der 'harmonia' und der 'structura' gleichermaßen Geltung im Kontext der 'hermeneutica sacra' sowie in weiteren Wissenskontexten. Der durch die 'Harmonie' bekundeten göttlichen Dignität des Text-Körpers der Heiligen Schrift entspreche in diesem Sinn die durch die Anatomie erkennbare 'Harmonie' als Ausweis der göttlichen Dignität des menschlichen Körpers. Als Beispiel für die Aufwertung der Anatomie und deren Ausstrahlung auf andere nicht-medizinische Wissensbereiche führt der Verfasser vor allem Melanchthon an: „Ebenso wie der menschliche Körper erscheint die Vollkommenheit der Heiligen Schrift als ein Bild Gottes, und die Anatomie zeige, wie man durch 'Zerschneiden' und 'Zergliedern' zur funktionalen Einheit gelangen kann. Sie führe die Wissenschaft an und zeige den Weg zur Erkenntnis Gottes“. Das Studium anatomischer Schriften empfiehlt Melanchthon deshalb nicht allein den Medizinern, sondern allen Liebhabern der Philosophie.

Im 17. Jahrhundert erscheine, so Danneberg, das 'Buch der Natur' vielfach durch seine am Analyse-Modell der Anatomie orientierte, leichtere Lesbarkeit den in der Heiligen Schrift zu gewinnenden Wissensansprüchen überlegen. Im Zeichen des *anatomisch* verstandenen 'Zerlegens' und der Sichtbarmachung des im Text-Körper wie im Natur-Körper verborgenen Göttlichen treten die 'Bücher' der Heiligen Schrift und der Natur, bzw. des menschlichen Körpers, in der Frühen Neuzeit in ein komplexes Konkurrenzverhältnis, das, wie Danneberg demonstriert, der Ausprägung ganz unterschiedlicher Säkularisierungsmuster Vorschub leistet. Im Kontext des hier entfalteten, *anatomisierenden* Lesens im 'liber naturalis' und 'supernaturalis' wird der Begriff der 'Säkularisierung' als Prozesskategorie gefasst, die es Danneberg in aufschlussreicher Weise ermöglicht, „übergreifende dynamische Elemente in jeweils benachbarten epistemischen Situationen, in denen Wissensansprüche gebildet und verhandelt werden, zu erfassen und zu beschreiben.“

Die vorliegenden drei Bände versammeln wissenschaftlich anspruchsvolle Beiträge von zuweilen recht unterschiedlicher Stoßrichtung zur soeben wieder auflebenden Säkularisierungsdebatte in den Literatur- und Kulturwissenschaften. Ein wichtiges Ergebnis des Unternehmens ist die Schaffung einer differenzierten Kategorienbildung sowie die Schärfung methodologischer Prämissen im Umgang mit großräumigen wie insbesondere mit kleinteiligen Säkularisierungsphänomenen, die sich in differierenden Koppelungen an benachbarte kultur- und religionsgeschichtliche Prozesse häufig als unerwartet komplex und deshalb als



schwer analysierbar erweisen. Derzeit bleibt die Säkularisierungsdebatte, wie insbesondere der zweite Band zeigt, grundsätzlich kontrovers. Vor diesem Hintergrund laden auch die von Danneberg analysierten, vielgestaltig komplexen 'Vorformen' der Säkularisierung zu weiteren Erkundungen ein, wenngleich die Spezifik frühneuzeitlicher Prozesse hier nicht immer deutlich an Kontur gewinnt. Die Diskussion von Säkularisierungsphänomenen ist – auch im vergleichenden Blick auf Sigrid Weigels ganz anders geartetes Berliner Forschungsprojekt – neu eröffnet. Aus der Perspektive Weigels ist zudem die alte Frage nach den Säkularisaten wieder von Interesse.

Allen drei Bänden fehlt ein leserfreundliches Sachregister. Primärquellen und Forschungsliteratur werden ausschließlich in den Anmerkungen genannt, nicht aber in eigenen Literaturverzeichnissen aufgelistet.

- Sandra Pott: Säkularisierung in den Wissenschaften seit der Frühen Neuzeit, Band 1. Medizin, Medizinethik und schöne Literatur. Walter de Gruyter Verlag, Berlin 2002. 284 Seiten, 78,00 EUR. ISBN 3-11-017266-6
- Lutz Danneberg (Hg.), Sandra Pott (Hg.), Jörg Schönert (Hg.), Friedrich Vollhardt (Hg.): Säkularisierung in den Wissenschaft seit der Frühen Neuzeit, Band 2. Zwischen christlicher Apologetik und methodologischem Atheismus. Walter de Gruyter Verlag, Berlin 2002. 370 Seiten, 100,80 EUR. ISBN 3-11-017510-x
- Lutz Danneberg: Säkularisierung in den Wissenschaft seit der Frühen Neuzeit, Band 3. Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers. Walter de Gruyter Verlag, Berlin 2002. 469 Seiten, 98,00 EUR. ISBN 3-11-017600-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6647](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6647) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Vom Geist der Geselligkeit bei den Aufklärern**

### **Alexandra Kleihues analysiert den Dialog als Form**

*Von Rita Unfer Lukoschik*

Neapel, 1769. Die vielgelobte, seit Jahrhunderten obligatorische Etappe europäischer Kavaliertouren erscheint dem italienischen Schriftsteller, Nationalökonom und Diplomaten Ferdinando Galiani nach seiner Rückkehr aus

einem zehn Jahre währenden Aufenthalt in Paris wie ausgestorben. Langeweile lähmt den einst so rührigen Geist, und vergebens versucht er, tapfer gegen den Stumpfsinn anzuschreiben: Der *Homo socius*, der gesellige Mensch der Aufklärung, der sich hier am augenfälligsten zeigt, erlahmt und verstummt schließlich. Tag für Tag wird er auf den einzigen Lichtblick hoffen, der ihm einen Schatten jenes notwendigen Dialogs mit Geistesgleichen wieder schenke, dessen er bedarf, um den Teig eigener Überlegung zu säuern: auf die Briefe der einstigen Pariser Gastgeberin und der noch treuen Freundin, Louise Florence Pétronille d'Épinay. Ihrerseits tapfer gegen Krankheiten und widrige Zeitläufte kämpfend, wird Madame d'Épinay mit beeindruckendem Fleiß an den fernen Freund schreiben und versuchen, die Atmosphäre ihres Salons, in dem Rousseau und Diderot, Voltaire und Melchior Grimm verkehren, heraufzubeschwören, Geselligkeit und Dialog so zu vermitteln, daß sich Galiani daran laben kann: Politik, Philosophie, Antiquarisches, Wirtschaftliches, kulturell relevante Themen aus allen Wissensbereichen und eine Prise Klatsch bilden den Inhalt einer Korrespondenz, die vierzehn Jahre, bis Madame d'Épinays Tod, andauern wird. Und wenn auch die schlecht funktionierende und unzuverlässig zustellende Post diesen Dialog oft auf groteske Weise zeitversetzt, so eröffnet doch die Lektüre des brieflichen Austauschs zwischen dem italienischen Gelehrten und der französischen Salondame, ihr *Causar en écrivant*, den wohl beeindruckendsten Einblick in die Welt von Intellektuellen der Aufklärung, deren grundsätzliches und grundlegendstes Merkmal einer sich sonst extrem disparat artikulierenden Bewegung wohl die Prozeßhaftigkeit ihres Denkens ist. Sofort drängt sich bei der Lektüre auf, wie tief die Dialogizität den Briefwechsel durchdringt und auch deren formale Struktur beeinflußt, indem sie unverkennbar Kommunikations- und Schreibstrategien sowie deren stilistische Merkmale bestimmt.

Im Einklang mit dem *philological turn* der letzten Jahre, der eine Rückbesinnung auf die Literatur als ‚Bezugswissenschaft‘ innerhalb der diversen Manifestationen der Kulturgeschichte sieht, nähert sich Alexandra Kleihues dem Dialog als Gattung, als literarischem Phänomen und aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, woran sie sehr gut getan hat.

Stark ist die Literatur über den Dialog im 18. Jahrhundert in den letzten Jahrzehnten angewachsen, und schon drängt Neues auf den Büchermarkt, was die Relevanz des hier behandelten Themas für die Epoche und für die Forschung unterstreicht. Über das bisher Geleistete und das noch zu Leistende gibt Kleihues im Eingangskapitel ihrer Arbeit („Die Frage nach dem Dialog als Ausdrucksform des Denkens“) zuverlässige Auskunft und geht dann dazu über, die Ziele ihrer eigenen Untersuchung abzustecken: den Dialog auf dessen „Inszenierungspotentiale“, auf eine sich darin manifestierende Reflexion der Epoche über ihre prinzipielle ‚Dialogizität‘ hin abzufragen.

Als Fallstudien zum Forschungsvorhaben werden nunmehr klassische Autoren behandelt, Shaftesbury, Diderot und Voltaire, zu denen Kleihues Madame d'Épinay hinzunimmt. Dies ist in höchstem Maße zu begrüßen, zeigt nicht nur ihre Korrespondentinnen-tätigkeit, wie überaus wichtig der Dialog als Lebens- und Denkform für sie und die Mitstreiter der Aufklärung ist, sondern bildet doch der Dialog das Gerüst ihrer übrigen Werke, unter denen sich die hier eingehender untersuchten „Conversations d'Emilie“ hervortun, in die viele Anregungen aus dem Briefwechsel mit Galiani einfließen.

Glücklich ist diese Wahl mehrfach zu nennen: Zunächst kann Kleihues dadurch die Bedeutung der Dialogform nicht nur im Spannungsfeld mit der Tradition der Gattung sondern auch im kontrastiven Verhältnis zu deren Verwendung durch männliche Autoren betrachten. Darüber hinaus reflektiert sie so die Stellung der Frau in der Gelehrtenrepublik mit. Und schließlich wird ein bedeutendes Thema für die behandelte Epoche fokussiert, die Fragen der Erziehung und Bemühungen pädagogischer Vermittlung alter und neuer Wissensgebiete ein überaus großes Interesse entgegenbrachte.

Klug ist ebenfalls die Entscheidung hinsichtlich der Themen, die Kleihues unter den vielen möglichen auswählt, um die Rolle des Dialogs bei den beiden weiteren französischen Autoren ihrer Abhandlung zu behandeln: Sprachphilosophie und Theatertheorie bei Diderot, ethnologisch-sozialpolitische Fragestellungen in „Bezug“ auf den ‚edlen Wilden‘ bei Voltaire.

Dem allen dient das Kapitel über Shaftesbury, das diachronisch und synchronisch erste, grundsätzliche Fragen über den Dialog aus literaturwissenschaftlicher Perspektive behandelt, als Einleitung, um das notwendige Verständnis zu schaffen für das, was kommen soll. Die einzelnen Abschnitte, die zur leichteren Handhabung jeweils durch konzise Schlußfolgerungen abgerundet sind, dienen in ihrer wohltuenden Abgeschlossenheit sowohl zur wechselseitigen Erhellung als auch zur gemeinsamen Ausleuchtung der untersuchten Epoche.

Der Rezensentin obliegt die angenehme Pflicht, trotz schmerzlich vermisster Personen- bzw. Sachregister, Alexandra Kleihues zu der glücklich gewählten Vorgehensweise und zu einem glücklich zu Ende geführten Forschungsvorhaben zu gratulieren.

- Alexandra Kleihues: Der Dialog als Form. Analysen zu Shaftesbury, Diderot, Madame d'Épinay und Voltaire.  
Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2002.  
284 Seiten, 35 EUR.  
ISBN 3-8260-2385-4

# Satyrische Kriegskritik

## Andreas Merzhäusers Studie zu Grimmelshausens „Simplicissimus“

Von Stefanie Arend

Der Bonner Germanist Andreas Merzhäuser greift mit seiner Untersuchung zu einem der bekanntesten Romane der Frühen Neuzeit in eine schon lange geführte Diskussion um das Verhältnis zwischen Moderne und Tradition im Spiegel der Literatur des 17. Jahrhunderts ein. Sein Anspruch ist es, den Grenzcharakter des „Simplicissimus“ an der Schwelle zur beginnenden Moderne aufzuweisen. Dabei vertritt er einen in der Forschung nicht mehr so ungewöhnlichen Standpunkt, der sich jedoch in monographischer Form selten so deutlich dargelegt findet.

Merzhäusers Untersuchung nimmt sich vor, entgegen den Konventionen einer, wie er meint, eingefahrenen, an anachronistischem Objektivismus und Traditionsgeschichte ausgerichteten Forschung die Strategie heterogener Schreibstile und Lektüren offenzulegen, die bewusst angelegt seien. Dies diene einer gerechteren Annäherung an den Roman und seine Eigenarten und dem von der traditionellen Forschung nicht gern gesehenen Versuch, „dem *Simplicissimus* im Gegenwärtigen Geltung zu verschaffen“. Der Roman adaptiere nämlich vordergründig überlieferte Traditionen des Schreibens, breche aber auf verschiedenen Ebenen gleichzeitig mit ihnen. Äußerlich würden zwar „Topoi und Konzeptionen“ übernommen, je in den Roman integriert, gleichzeitig offenbare sich aber der „Grenzcharakter“ des Textes, ja seine Modernität, indem die ästhetischen Verfahren mit genau diesen Traditionsbeständen spielen und sie brechen, neue „ethisch-ästhetische Entwürfe lancieren“. Merzhäuser umreißt klar und deutlich in einem recht ausführlichen Vorwort seinen Anspruch: Nicht geht es ihm wie seinem Feindbild darum, „traditionsgeschichtliche Fakten anzuhäufen“, sondern ein „neues, facettenreicheres Bild der Epoche“ zu erstellen, indem das Reflexionspotential des Romans auf seine Entstehungszeit der Diskontinuitäten, Widersprüchlichkeiten und Pluralitäten offengelegt wird. Methodisch bekennt sich Merzhäuser dabei zu Benjamins kritischer Hermeneutik, und unübersehbar ist die Intention, die Anlage des Trauerspielbuches zu imitieren, wenn er auf die „sprunghafte Laune des Ganges“ seiner in fünf Kapitel gegliederten essayistisch anmutenden Untersuchung vorausweist und sie damit begründet, dass sie dem Stil auch des Erkenntnisobjektes entspreche. Denn dessen „konkrete ästhetische Erfahrung“ entwinde sich einem systematischen und historisch klaren Zugriff.

Das Kapitel „Der verborgene Autor“ geht zunächst von Grimmelshausens vorher erschienenem Roman, dem „Satyrischen Pilgram“, aus und legt dar, wie an den Rändern des Haupttextes, etwa durch Anagramm und Vorrede, an die Stelle

des traditionellen gelehrten Autors, der weise und von einem erhabenen Standpunkt gelehrten Wissens aus die moralische Unterweisung der Leser leistet, ängstlich ein neuer Typ des Autors eingeführt wird, der sich bei gleichzeitiger Einbettung in traditionelle Konzepte als Ungelehrter, *illiteratus*, inszeniert und der subjektiven ‚Erfahrung‘ des erzählten Ich gerecht zu werden sucht. Das „weite Feld der Erfahrung“ liefert einen neuen Grund und fordert neue Methoden des Schreibens heraus, jenseits von Gelehrsamkeit und überlieferten christlichen Normensystemen, die traditionell den Horizont bilden. Besonders deutlich wird das an der Kriegskritik im Roman selbst, die nicht in traditioneller Manier abwägt, das Für und Wider antithetisch diskutiert und so letztlich nach einer (göttlichen) Rechtfertigung sucht, sondern unverhohlen der Grausamkeit des Kriegs Nachdruck verleiht. Der „Satyrische Pilgram“ eröffnet, so die These, eine Programmatik, die der „Simplicissimus“ weiterführt. Die ängstliche Prädominanz der Erfahrung führt auf verschiedenen Ebenen zu einer Sprengung eines traditionell didaktischen Diskurses.

Im Kapitel „In der Maske des Satyrs“ verfolgt Merzhäuser seinen Ansatz weiter und versucht nachzuweisen, wie sich sowohl im „Satyrischen Pilgram“ wie auch im „Simplicissimus“, wiederum bereits poetologisch programmatisch in Vorreden, Nachreden und Titelpuffern angelegt, strukturell bei gleichzeitiger vordergründiger Akzeptanz der tradierten Gattung der Satyre deren heimliche Unterwanderung durch die eigentliche Dominanz der subjektiven Erfahrung und des Polyperspektivismus findet. Denn es bleibt nicht bei dem traditionellen verspottenden Gestus und der satyrischen Kritik an der verkehrten Welt, die schließlich wieder die moralische Didaxe zum Ziel und eine festgefügte christliche Ordnung als Ausgangspunkt hätten. Die für die Satyre typische ungezwungene freie Rede wird nicht funktionalisiert um einer monologischen Urteilspraxis willen, sondern im Gegenentwurf zur traditionellen Satyre erweist sich schließlich besonders der „Simplicissimus“ als dialogisch angelegt, indem er Widersprüchlichkeiten und Uneindeutigkeiten zulässt und herausfordert. Dieser Roman geht so weit, der „polyperspektivischen Betrachtung“ eine „Degradierung autoritärer Strukturen“ hinzuzufügen.

Wie dieser Text Zweifel an einem providentiellen Geschichtsverlauf und der Sinnhaftigkeit des Geschehens anmeldet, ist Thema des dritten Kapitels „Die neue Zeit“. Darstellungen von Brutalität und Gewalt, der *atrocitas* des Krieges, werden nicht aufgehoben in der Rückbindung in eine Geschichte, die so und nicht anders verlaufen soll, vorherbestimmt ist. Strukturell findet sich das schon bekannte Muster. Kommentare, die das Geschehen in eine Geschichtstheologie einbetten und so auch Leiden als Bewährungsproben funktionalisieren und Didaxe betreiben, werden immer wieder durch die Erzählungen des Geschehens und das subjektive Erleben des jungen Simplex selbst gebrochen. Auch hier gilt der Primat der Erfahrung: Die tradierte christliche Heilsgeschichte gilt nicht weiter als der

zuverlässige Bezugsrahmen für das irdische Geschehen. Satyrische Kriegskritik in simplicianischer Form, wie oben angedeutet, offenbart nurmehr die Heillosigkeit der Welt als Signum einer neuen Zeit und stellt eine christliche Ordnung nicht als eine tradierte gegebene, sondern als eine vorerst für die neue Zeit zu erstreitende dar.

Das vierte Kapitel „Der Fall Simplicius“ zeigt, wie das schwankhafte Element durch Erzählstrategien von seiner traditionellen Funktion der moralischen Beurteilung gelöst wird. Es schafft zwar Distanz, dient aber nicht dazu, richterliche Didaktik zu lancieren, sondern die Komik bietet auf besondere Weise Einblick in die Reflexionen und Entscheidungsprozesse eines listiges Subjekt, das den Ansprüchen der christlichen Werte nicht gerecht werden kann, sondern rational den Anforderungen der Welt trotzen muss, um sich zu behaupten. Durch die Komik gewinnt Simplex mit der kritischen Distanz auch eine „Komplizenschaft“, da er nicht „moralsatyrisch“ verdammt, sondern ganzheitlich beurteilt wird und sich so als ein modernes eigensinniges Individuum offenbart. Der humoristische Einblick in seine subjektiven Erfahrungen wirkt einer Vorabverurteilung seines Handelns entgegen. Die Tradition erscheint dabei noch hintergründig als Korrektiv, das Handlungen in Frage stellt und die Zweifel an ihnen wachhält, ohne aber eindeutige Ansprüche im Sinne eines verbindlichen allen Geschehnissen vorausliegenden Systems zu stellen. Der Erzähler erweist sich als ein moderater Richter, der wiederum den subjektiven Erfahrungen des Lebens in seiner Haltung Rechnung trägt, polyperspektivisch agiert und nicht dogmatisch eine Position einnimmt. Insofern handelt es sich beim „Simplicissimus“ um einen eminent modernen Roman, der den Spannungen seiner Entstehungszeit gerecht wird.

Das letzte Kapitel „Schlüsse“ deckt das Spiel mit den Erwartungen eines traditionell kompositorisch abgeschlossenen Romanendes auf. Zwar werden mehrmals ab dem Ende des fünften Buches Schlüsse in Form einer angedeuteten Wandlung bzw. Einsicht des Protagonisten in die Notwendigkeit, sein Leben zu ändern, an die Hand gegeben, jedoch handelt es sich bei den vorgetragenen Entschlüssen zum Rückzug aus der Welt, zur Pilgerschaft und zum kontemplativen Leben in der Inseleinsamkeit lediglich um vorübergehende Rollenspiele. Überall trifft man „auf jene Textstrategie der diskreten Subversion“ eines Erzählers, der das Subjekt, seiner Erfahrungswelt ausgeliefert, letztlich als labil entlarvt. Jeweils finden sich nur „vorläufige Schlüsse, die durch neue Erfahrungen und fremde Perspektiven jederzeit überholt werden können“. Der Text „öffnet [...] sich dem Vielsinn des Lebens und der Pluralität der Perspektiven“, eben dem Prinzip der Erfahrung. Die grundsätzliche Unabgeschlossenheit entspricht auch der zyklischen Ordnung der gesamten Simplicianischen Schriften.

Merzhäusers Untersuchung liest sich anregend und passioniert, weil sie eine deutliche Gruppierung zwischen Traditionalisten und Modernisten annimmt, sich

auf Seiten letzterer positioniert und den Anspruch erhebt, den Roman deutlich als Manifest der beginnenden Moderne zu deklarieren. Sie nimmt somit an einer Diskussion teil, die seit langem in der Barockforschung generell geführt wird, die aber vielleicht nicht mehr so stark polarisiert, wie es die Arbeit nahe legt. Dies mag methodisch begründet sein. Ihr essayistischer Stil schließt eine subtile Auseinandersetzung mit den Forschungspositionen aus und dient in überzeichneter Form dem Erkenntnisziel. Deshalb ist für Spezialisten die Lektüre durchaus anregend und herausfordernd. Diese können das Erkenntnisziel auch in seiner methodischen Verankerung in der mittlerweile langen Forschungstradition zur Barockliteratur beurteilen.

- Andreas Merzhäuser: Satyrische Selbstbehauptung. Innovation und Tradition in Grimmelshausens „Abentheurlichem Simplissimus Teutsch“. Wallstein Verlag, Göttingen 2002. 256 Seiten, 29,00 EUR. ISBN 3-89244-619-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6672](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6672) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Erfahrung und ästhetische Neugierde**

### **Ein Sammelband zu Konzepten der „Curiositas“ in Mittelalter und Früher Neuzeit**

*Von Barbara Leupold*

Wer vsz misszt hymel, erd, vnd mer  
Vnd dar jnn suocht lust, freüd, vnd ler  
Der luog, das er dem narren wer  
(Sebastian Brant, „Das Narrenschiff“)

„Curiositas“, die Neugierde, beschäftigt seit Jahrtausenden kluge Köpfe. Von Augustinus als ‚Sünde‘ der *concupiscentia oculorum* gebrandmarkt gilt sie Hans Blumenberg „als eine[r] der Motivationen des wissenschaftlichen Prozesses“ („Der Prozeß der theoretischen Neugierde“, 1973). Der Begriff fasst „ein ebenso facettenreiches wie heterogenes Spektrum von menschlichen Wissensansprüchen, Erkenntnisinteressen und Erfahrungsbedürfnissen“. Beim 15. „Göttinger Gespräch zur Geschichtswissenschaft“ stand das Phänomen zur Diskussion. Die Resultate liegen gedruckt im 15. Band der zugehörigen Reihe vor. In interdisziplinärer Perspektive befassen sich ein Kunsthistoriker, zwei Literaturwissenschaftler und eine Wissenschaftshistorikerin mit der ‚Curiositas‘, die seit Blumenberg als „Kennwort für den Aufbruch der frühen Neuzeit aus mittelalterlichen Denk- und Lebensordnungen“ (Jan Dirk Müller) gilt. Die

Wurzeln lassen sich aber, so Krüger, „in sehr komplexen Verästelungen und Kontinuitätssträngen weit in die vorneuzeitliche Epoche zurück“ verfolgen. Historisch ist das nicht „im Sinne einer linearen oder gar teleologisch bestimmten Entwicklung“ zu begreifen, sondern als Resultat verschiedenartiger Prozesse. „Solche Prozesse und ihre Dynamik aus der Blickwarte unterschiedlicher Disziplinen zu beleuchten, war die Aufgabe“ in Göttingen. Die Auseinandersetzung mit Blumenberg ist dabei stets präsent.

Jeffrey F. Hamburger erörtert theologische Diskurse um Bilder und ihre Funktionen sowie die Rolle der *Curiositas* als sehendes Erfassen im Kontext des menschlichen Erkenntnisstrebens in Bezug auf Gott. „Images, however, had too central a place in Christian practice to be universally condemned.“ Dennoch galt einigen Autoren des 12. und 13. Jahrhunderts das menschliche Streben, religiöse Mysterien abzubilden, als zum Scheitern verurteilt, als vergeblich und als anmaßend. In der spätmittelalterlichen Naturtheologie und Mystik wird eine Entwicklung in entgegengesetzte Richtung fassbar – und zwar interessanterweise unter Bezugnahme auf dieselben Bibelstellen. Hamburger gelangen mit der parallelen Analyse identischer Phänomene in verschiedenen Epochen interessante Einblicke in eine heterogene Rezeptionsgeschichte. In sakralen Zusammenhängen fungierte selbst das kunsthandwerklich geschaffene Bild als Vermittler zwischen *Visibilia* und *Invisibilia*. Die Reformatoren verwarfen diese sakrale Überhöhung. Mehr noch, sie griffen viel grundsätzlicher an: „Luther severs the sacramental ties between the visible and the invisible.“

Christian Kiening richtet den Blick auf europäische Versuche im 16. Jahrhundert, sich die neu entdeckte Welt im Westen anzueignen, sie zu erfassen und einzuordnen. Das geschah zunächst unter Rückgriff auf stereotype Vorstellungen abendländischer Tradition, autoritative Normvorstellungen, Klischees und rhetorische Muster. Das Erfahrungswissen erfuhr eine ambivalente Bewertung. Vorbehalte gegenüber dem Unbekannten bestanden auch im 16. Jahrhundert, dennoch faszinierten die neuen Welten. Deren Einordnung in handfeste Machtinteressen erforderte mehr und mehr ein Systematisieren und die Anwendung mimetischer Praktiken. Reiseberichte aus Brasilien, das sowohl als Ressourcenlieferant als auch als „potentieller Lebensraum“ für die Europäer attraktiv war, hatten vor diesem Hintergrund „zumindest ansatzweise die fremde Kultur systematisch zu erfassen, zu ordnen, als komplexes Ensemble zugänglich zu machen“. Kiening konstatiert eine „archaische Form theoretischer Neugierde“, *Curiositas* gewinne zumindest eine Reflexionsebene. Der Autor bespricht zur Illustrierung seiner theoretischen Erwägungen ausführlich – allerdings ohne die Realien konsequent an die Theorien rückzubinden - drei Brasilien-Reiseberichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrer jeweils spezifischen „Versuchsordnung“ im festen Rahmen der Chronologie von Ausfahrt und Heimkehr: „In jedem der Texte koexistieren alte und neue Wissensformationen,



[...] treffen Erfahrung und Tradition, Diskontinuität und Kontinuität aufeinander“.

Niklaus Largier untersucht den von Giordano Bruno entwickelten philosophischen Stil der Intervention, der angesichts der Pluralität und Differenz der Dinge zuallererst die „Freiheit des Blickes“ fordert. Bruno zieht die Exempelfigur des Diogenes von Sinope heran, die in einem langen Prozess seit dem Altertum über das Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit hinein die „Wende vom exemplum virtutis zum Exemplum philosophischer Neugier“ durchläuft. Largier nennt den philosophischen Stil, für den der Kyniker zum Emblem wird, einen „Gestus der Aufklärung“, nach dem nicht einfach eine Wahrheit durch die andere Wahrheit zu ersetzen ist, sondern nach dem Gemeinplätze, ungeprüft übernommene Standpunkte durch geradezu torpedierende Provokation immer auf's Neue zu hinterfragen sind. Verbunden ist dieser Gestus mit Nomadentum, kosmopolitischer Erfahrungsbereitschaft, die auch im Denken Paracelsus' eine zentrale Rolle spielt. Welterfahrung, Wanderschaft und das Erfassen durch den Sehsinn sind „Prinzip einer neuen Form der Wissensbildung“. Die Neugier wird in diesen Zusammenhängen nicht verurteilt, im Gegenteil: sie ist „konstitutiv für die erfahrungshafte Vernunft“. Wurzeln dieser Zuordnung der Diogenesfigur zu einer Rhetorik des freien Blickes und Welterfahrung lassen sich, bereits vor Bruno, im 14. und 15. Jahrhundert beschreiben. Als Konsequenzen benennt Largier „Methodenpluralität“ und „Studium möglichst verschiedener philosophischer Systeme“.

Lorraine Daston fragt zu Beginn ihres Beitrages über „Die Lust an der Neugier in der frühneuzeitlichen Wissenschaft“: „Was hat es mit der für die frühe Neuzeit vielfach beschworene [sic!] Emanzipation der Neugier auf sich?“ Sie beschreibt dann ein sehr spezielles Phänomen, „eine eigene Psychologie des Wissens“ im 17. Jahrhundert, deren Kennzeichen die Verbindung der „Freuden des Staunens über und der Neugier an Naturphänomenen“ sei. Das Phänomen habe keine Vorläufer in mittelalterlicher Tradition und keine Nachfolger in der Aufklärung. Vor diesem Hintergrund findet Dastons Auseinandersetzung mit Blumenberg statt: „[D]er Wille zum Wissen in der Antike, dem Mittelalter und der Frühmoderne [kann nicht] in einer umfassenden Geschichte der ‚Neugierde‘ zusammengefasst werden“, denn dieser sei jeweils in erster Linie abhängig von seinen spezifischen Objekten. Wichtig seien zudem die „Begriffe, die diesen Willen beschrieben“, und der „Kontext, in dem dieser gelobt bzw. verurteilt wird“. Ein solcher Emanzipationsprozess der Neugier dürfte nur schwerlich stringent darzustellen sein.

Dastons Beitrag betreibt neben der Betrachtung eines wissenschaftshistorisch interessanten Phänomens des 17. Jahrhunderts geradezu paradigmatisch eine produktive Auseinandersetzung mit Blumenberg. Es klingt darüber hinaus die – offensichtlich immer zu stellende – Frage nach dem Nutzen von „Neubegierden“

an, und zwar anhand jener Kritik, die im 17. Jahrhundert wieder für das Verschwinden des beschriebenen Phänomens sorgte: Es gibt stereotype Vorwürfe, aber es gibt auch Kritik, die im einen oder anderen Fall sicher berechtigt nach dem Sinn der theoretischen Neugierde fragt - Sebastian Brant grüßt aus der Ferne.

In seinem Ensemble thematischer Ausrichtungen und Konzeptionen kann der Band trotz seines geringen Umfangs als anregende Ergänzung, Erweiterung und auch Einwand zur Monographie Blumenbergs gelesen werden. Facettenreichtum und Heterogenität von Wissens- und Erkenntnisinteressen sowie deren Bewertungen in unterschiedlichen Kontexten aus der Perspektive verschiedener Fachdisziplinen finden lebendigen Ausdruck. Jeder einzelne Beitrag ist eine Momentaufnahme – sowohl aus der abendländischen Kulturgeschichte als auch aus modernen Wissenschaftsdisziplinen. Die Disparität läßt sicher Unbehagen zurück. Die in Göttingen gestellte Aufgabe wurde im interdisziplinären Verbund trotzdem überzeugend gemeistert. Wie schon im Titel angedeutet, wird gerade in der Heterogenität der Gegenstände deutlich, dass Mittelalter und Frühe Neuzeit schwerlich durch *eine* einschneidende Epochenzäsur getrennt voneinander zu betrachten sind. Auch die „Emanzipation der Neugier in der Frühen Neuzeit“ kommt hierfür aus den unterschiedlichsten Gründen nicht in Betracht.

- Klaus Krüger (Hg.): *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit*. Mit Beiträgen von Lorraine Daston, Jeffrey F. Hamburger, Christian Kiening, Klaus Krüger und Niklaus Largier. Wallstein Verlag, Göttingen 2002.  
182 Seiten, 17 EUR.  
ISBN 3-89244-522-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6656](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6656) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Von betrunkenen Barbaren, königlichen Dummköpfen und pittoresken Landschaften**

### **Frauke Geyken über die Deutschlandbilder der Briten im 18. Jahrhundert**

*Von Tilman Fischer*

Die Deutschen sind trunksüchtig und unkultiviert, ihre zahllosen Fürsten voller Standesdünkel und stets auf der Jagd nach Vergnügungen, sie lieben das Militärische, sprechen eine abstoßende Sprache und sind darüber hinaus phlegmatisch und abergläubisch - was ist von Katholiken auch anderes zu erwarten. Solche und ähnliche Meinungen zirkulierten in englischen Schriften über

die Bewohner der aberhundert deutschen Kleinstaaten im 18. Jahrhundert. Ihr stereotyper Charakter formt sich für die Göttinger Historikerin Frauke Geyken in ihrer Dissertation zu einem relativ stabilen „Deutschlandbild“ der Briten. Dass dabei auf einer deskriptiven Ebene wenig Neues zu erwarten ist, auch wenn das 18. Jahrhundert noch ungleich seltener als spätere Zeiträume unter einer solchen Fragestellung betrachtet wurde, weiß die Autorin auch. So stellt sie zwar zunächst das kursierende Wissen über die deutschen Verhältnisse, wie sie es in englischen Enzyklopädien, Wörterbüchern und Reiseberichten fand, auf rund 80 Seiten zusammen. Der Hauptteil ihrer Studie besitzt jedoch weiter gehende Ambitionen.

Zu den vier Themenbereichen Politik, Religion, Geschichte und Kultur analysiert Geyken mit Hilfe einer Vielzahl unterschiedlicher Quellen diverse Kommunikationskontexte, in denen ‘deutsche’ Themen in Großbritannien verhandelt wurden. So setzte sich eine umfangreiche Pamphletliteratur, die im Anhang von Geyken ausführlich dokumentiert wird, zu Beginn des Jahrhunderts in einer heftigen Debatte mit dem Thronfolger Georg I. und später in den 1740er noch intensiver mit dem Hause Hannover und seinem Militär auseinander. Spielten hier tagespolitische Ereignisse die zentrale Rolle bei der Beurteilung und Darstellung deutscher Verhältnisse, so bildeten politische Interessen auch die Grundlage für die britische Geschichtsschreibung über die einst eingewanderten bzw. eingefallenen germanischen Vorfahren. Die von Geyken ausgewerteten historiographischen Texte zeigen ein ambivalentes Bild. Mal treten die Germanen als rohe und kriegerische Barbaren, mal als prädemokratische, angelsächsische Freiheitskämpfer und ‘gute Wilde’ auf und beides färbte ab auf die zeitgenössischen Vorstellungen über die Deutschen. Dass die Modellierung vergangener germanischer und britischer Geschichte hier vom Selbstverständnis des jeweils Schreibenden und seinen *causa scribendi* abhing, ist ein Befund, der sich analog auch in den anderen Kapiteln zeigt. Weniger kontrovers als bei den Germanen fällt dies bei der religiösen Frage aus. Die Oppositionsbildung zwischen gutem englischen Protestantismus und schlechtem deutschen Katholizismus ist unumstritten und trug entscheidend zur positiven Selbstbildkonstitution der Briten bei.

Es ist eine Generalthese von Geyken, dass sich dieser Prozess der kollektiven Identitätsbildung besonders gut anhand der in einer Öffentlichkeit gängigen Fremdbilder (hier: derjenigen über die Deutschen) zeigen läßt. Die dazu von ihr herangezogenen Pamphlete, Reisebeschreibungen, Enzyklopädien, Wörterbücher oder eine Zeitschrift wie das „Gentleman’s Magazin“ liefern ihr dazu reichhaltiges Anschauungsmaterial. Sie bilden auch die Grundlage für das Kapitel über deutsche Kultur, in dem Sehenswürdigkeiten, die Kultiviertheit der Bevölkerung sowie Landschaft verhandelt werden. Hier gelingt es der Autorin, einen Aufmerksamkeitszuwachs und einen allmählichen Wandel in der Bewertung des geschilderten Gegenstandes zu zeigen. Durch sich verändernde ästhetische

Maßstäbe konnten die reisenden Briten der pittoresken Rheinlandschaft und den vorher so geschmähten Wäldern zunehmend attraktive Seiten abgewinnen. Deutschland etablierte sich so als lohnenswerte Reisesation auf der obligatorischen Europareise, der *Grand Tour*, der gebildeten und vermögenden Engländer.

Die Stärke von Geykens Buch liegt zweifellos in dem aufgezeigten Facettenreichtum des „Deutschlandsbildes“, das als Singular damit aber auch kaum mehr haltbar ist. Durch die Berücksichtigung verschiedener, äußerst heterogener Quellengattungen, die geradezu beiläufig, aber treffend in ihrer jeweiligen Besonderheit charakterisiert werden, werden die vielfältigen Abhängigkeiten des Schreibens über Deutschland im Großbritannien des 18. Jahrhunderts durchsichtig. Lesererwartungen, Gattungskonventionen, politische Interessen, tradierte Vorstellungen, Leittexte wie Tacitus' „Germania“ und eigene Beobachtungen bestimmten in je unterschiedlicher Gewichtung den einzelnen Text. So öffnet sich bei der Lektüre der Studie ein weiter Horizont politischer und kultureller Selbstverständigung innerhalb der britischen Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts. Geyken zeigt, wie sehr dieser Prozeß durch eine reziproke Dynamik aus Fremd- und Selbstbildern geprägt war. Dass sich daraus nur ein „scheinbar einheitliches Bild“ gewinnen läßt, weiß die Autorin am Anfang ihrer Studie noch, am Ende ist dann allerdings doch nur wieder „von einem britischen Deutschlandbild“ die Rede.

Der anschauliche Stil der Autorin, der durch eine Vielzahl eingeschobener Fragen, seien es eigene oder die den Zeitgenossen unterstellten, auf die weitere Lektüre neugierig macht, entschädigt dabei zunächst für manche Wiederholung der zentralen Thesen und einige terminologische Unbestimmtheit. Dass die Begriffe Stereotyp, Klischee und Vorurteil annähernd synonym gebraucht werden und der Bildbegriff lediglich als Addition von Stereotypen gefaßt wird, mag dabei noch angehen. Problematisch wird die Arbeit jedoch dort, wo Geyken hinter ihr eigenes theoretisches Niveau zurückfällt. Behauptet sie einleitend noch ausdrücklich, am Wahrheitsgehalt des Dargestellten nicht interessiert zu sein, sondern die Funktion und Wirkung der Texte in den historischen Kommunikationszusammenhängen bestimmen zu wollen, so insinuiert sie im weiteren Verlauf der Studie zweierlei: einmal, dass die Verwendung eines Stereotyps letztlich eine verzerrte Darstellung der Wirklichkeit bedeute; zum anderen, dass sie selbst in der Lage sei, die „korrekten Passagen“ von den falschen zu unterscheiden. Undurchsichtig bleibt dabei zu häufig, auf welcher Grundlage solche Urteile über die „Diskrepanzen zwischen Realität und Darstellung“ gewonnen werden.

Zu behaupten, die „konkrete Wahrnehmung“ der Schreibenden werde stets „überformt“, und diesen Prozeß auch noch als „nicht willentlich“ oder „unbewußt“ zu imaginieren, setzt ein Wissen voraus, das die Autorin aus ihren

Quellen kaum haben kann. Auch hier liegt ein begriffliches Problem vor. Denn statt von Darstellungen, um die allein es hier gehen konnte, spricht die Autorin beständig von „Wahrnehmungen“ und überschreibt sogar den zweiten Teil ihrer Studie so. Unter einen solchen Begriff lassen sich schon Reisebeschreibungen nur schwer subsumieren, noch weniger aber die dokumentierten Zuschreibungen der politischen Pamphletisten. Ähnlich irreführend ist die Betitelung des ersten Teils der Studie mit „Bilder“. Tatsächlich geht es dort um die Rekonstruktion der in Großbritannien verbreiteten Wissensbestände über die deutschen Staaten wie Klima und Topographie, sowie um Reiserouten, Unterkünfte und Reisemotivationen der Berichterstatter. Und auch der Titel des Buches selbst, „Gentlemen auf Reisen“, ist unglücklich gewählt, denn er verschleiert den originellen Zugang der Autorin, der ja gerade in dem fruchtbaren Bezug unterschiedlichster Quellengattungen aufeinander besteht. Reisebeschreibungen bilden dabei nur einen kleinen Teil in ihrem umfangreichen Textcorpus. Und zum Glück geht sie auch an den berühmten Reisebriefen der Lady Mary Wortley Montagu, die gewiss kein Gentleman gewesen ist, nicht achtlos vorüber.

- Frauke Geyken: *Gentlemen auf Reisen. Das britische Deutschlandbild im 18. Jahrhundert.* Campus Verlag, Frankfurt/New York 2002. 357 Seiten, 34,90 EUR. ISBN 3-593-37130-8

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6657](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6657) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Das Rad zurückgedreht

### Ein neuer Sammelband beschreibt Transferprozesse als kulturelle Praxis des 16. Jahrhunderts

*Von Mathis Leibetseder*

Mitte der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gründeten die beiden Literaturwissenschaftler Michel Espagne und Michael Werner am renommierten Pariser Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) eine neue Arbeitsgruppe. Ihr Programm: die Erforschung des Kulturtransfers zwischen Frankreich und Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert. Zahlreiche Monographien, Tagungen und Sammelbände zeugen seither vom Erfolg dieser neuen Forschungsrichtung. Für deren Anziehungskraft spricht aber auch die Tatsache, dass ihre Konzepte nach und nach auf andere ‚Beziehungsgeschichten‘ übertragen wurden – etwa auf die zwischen Großbritannien und Deutschland.

Mittlerweile arbeitet man in den Geisteswissenschaften daran, die Spuren des Kulturtransfers auch in weiter zurückliegenden Epochen aufzuspüren.

Diesem Bestreben verdankt sich auch ein neuer Sammelband, den der Wiener Historiker Wolfgang Schmale unter dem Titel „Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert“ herausgegeben hat. Die 21 Aufsätze des Buches dokumentieren eine Fachtagung, die im März 2000 unter beunruhigenden politischen Vorzeichen in der österreichischen Hauptstadt stattfand; erst seit wenigen Tagen regierte damals dort die umstrittene Koalitionsregierung aus ÖVP und FPÖ, und das EU-Mitglied Österreich sah sich von der Kommission in Brüssel mit Sanktionen belegt. Die Dekonstruktion nationaler Mythen, die sich die Kulturtransfer-Forschung auf die Fahnen geschrieben hatte, gewann dadurch plötzlich eine bedrückende Aktualität.

Einen Hauch der aufgeheizten Stimmung jener Tage merkt man auch der Podiumsdiskussion an, mit welcher die Tagung eröffnet wurde. Michel Espagne etwa nutzte die Gelegenheit, um die Transferforschung als Kern einer „europaorientierte[n] Geschichtsschreibung“ zu positionieren, der es darum gehe, „dass die Kulturräume keine eigenständigen Größen sind, sondern dass ihre jeweiligen Identitäten das Ergebnis einer Vielzahl von Verflechtungen ist“. Das fremde Erbe im Eigenen werde im nationalstaatlichen Zusammenhang meist jedoch verdrängt, was sich insbesondere im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte immer wieder zeige. Deshalb sei es wichtig, „das Rad der historischen Wissenschaftsgeschichte zurückzudrehen, um tiefere Schichten aufzudecken“.

Dass sich das Rad der Geschichte gar nicht so leicht zurückdrehen lässt, erweisen die Aufsätze des Sammelbandes. Insbesondere an dem Faktum, dass sich die Transferforschung bislang auf das Zeitalter der Nationalstaaten beschränkte, arbeiten sich die einzelnen Beiträge ab. Wiederholt wird in diesem Zusammenhang die Forderung laut, Transferprozesse zwischen einzelnen Regionen zum Untersuchungsgegenstand zu erheben oder den Blick auf den Austausch zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen oder konfessionellen Gruppierungen zu lenken. Dass dadurch die gegenwartsbezogene Pointe dieser Forschungsrichtung verloren geht, wird freimütig eingestanden. Ohne die „National(kultur)grenze als entscheidende Kategorie“, so Cornel A. Zwierlein, werde „das Kulturtransferkonzept mehr als heuristisches Instrument fruchtbar“ gemacht, weniger dagegen die „auf das Heute zielende Finalität, die in der Nationalitätsdekonstruktion liegt“.

Indes fallen die Konzepte der Transferforschung gerade dort auf fruchtbaren Boden, wo man auch in Bezug auf das 16. Jahrhundert zwar nicht von Nationen, aber doch immerhin von distinkten Staats- oder Hofwesen sprechen darf, nämlich in der Diplomatiegeschichte. Zwierlein führt in seinem Beitrag überzeugend aus, dass die zeitgenössischen ‚Zeytungen‘ – politische Nachrichten, die speziell zur Unterrichtung eines Fürsten verfasst wurden – nicht als Teil des Kulturtransfers

gedeutet werden sollten, solange sie nicht „zum Strukturumbau im eigenen System benutzt werden“. Dagegen stellt Friedrich Beiderbeck jene „kulturellen Referenzen“ in den Vordergrund seines Aufsatzes, die den Blick der französischen Außenpolitik auf das Reich bestimmten; insbesondere fragt er nach Gestalt und Funktion von Referenzen wie ‚Protestantismus‘, ‚Reichsverfassung‘ und ‚Landsknechtwesen‘. Einem anderen, besonders aufschlussreichen Ansatz folgt Arno Strohmeier, der die Botschafter des Kaisers im Spanien Philipps II. untersucht. Seine These lautet, „dass der durch die Einrichtung der kaiserlichen Botschaft initiierte Kulturtransfer auf der einen Seite die beiden habsburgischen Herrschaftsbereiche miteinander verband, auf der anderen Seite jedoch gleichzeitig ihre zunehmende Trennung förderte, da er die Ausbildung frühmoderner Staatlichkeit [...] unterstützte“.

Ein zweites Leitmotiv des Bandes stellt der Transfer kultureller Objekte und Formen dar. Die Aufsätze von Marina Dmitrieva-Einhorn über die Italienrezeption in Ostmitteleuropa und von Žarka Vujic über das Sammeln im Kroatien des 16. Jahrhunderts führen zahlreiche Beispiele an, die in Fallstudien freilich noch eingehend zu untersuchen sein werden. Als inspirierend könnten sich auch die Ausführungen von Martin Mulsow erweisen, der dazu aufruft, „eine Kulturkonsum-Theorie für das 16. Jahrhundert transnational anzulegen und insofern mit Prozessen des Kulturtransfers zu korrelieren“.

Nicht unerwähnt bleiben darf das dritte Leitmotiv des Sammelbandes, das die Vermittlungsinstanzen des Kulturtransfers variiert. So stellt Katrin Keller anhand von Kursachsen fest, dass bereits im 16. Jahrhundert jene gesellschaftlichen Gruppierungen als Mittler auftraten, die nach Michael Werner erst im 18. Jahrhundert die Transferprozesse maßgeblich beeinflussten, und Martin Scheutz weist darauf hin, dass die besonderen Transferleistungen gesellschaftlicher Unterschichten Gerichtsprotokollen entnommen werden können.

Das von Wolfgang Schmale zusammengestellte Buch bietet also all jenen, die sich mit dem Phänomen des Kulturtransfers im 16. Jahrhundert beschäftigen wollen, sowohl theoretische als auch thematische Handreichungen. Nicht zuletzt durch die Edierung der Diskussionen lässt es unterschiedliche Meinungen, Trends und Strömungen sichtbar werden, die innerhalb der Kulturtransfer-Forschung gegenwärtig bestehen. Insbesondere jene Beiträge, die das Verhältnis von Diplomatengeschichte und Kulturtransfer-Forschung eruieren, dürften auch von Spezialisten interessiert zur Kenntnis genommen werden. Anderes bleibt derzeit noch zu allgemein und harret einer eingehenderen Behandlung. „Kulturtransfer“ ist ein diskursives Buch, das nicht zuletzt zum Nachdenken über den derzeitigen Stand der Kulturtransfer-Forschung anregt und in fachwissenschaftlichen Kreisen seine Leser durchaus finden wird.

**Schwerpunkt: Frühe Neuzeit**

Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge finden sich im Anhang des Buches oder im Internet unter der Adresse <http://www.studienverlag.at/titel.php3?nr=744>.

- Wolfgang Schmale (Hg.): Kulturtransfer. Studien Verlag, Innsbruck 2003. 380 Seiten, 39,00 EUR. ISBN 3-7065-1730-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6658](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6658) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Das Fremde im Blick – Todesfigurationen zwischen Konkretisierung und Abstraktion**

### **Christian Kiening über „Figuren des Todes an der Schwelle zur Neuzeit“**

*Von Tanja Möller*

Dass der Tod, diese letzte gewisse-ungewisse Grenze, in den letzten Jahren verstärkt Eingang in die wissenschaftliche und öffentliche Diskussion gefunden hat, ist nicht erst seit Erscheinen der vielzitierten „Geschichte des Todes“ von Philippe Ariès im Jahr 1978 nicht mehr zu leugnen. Immer mehr Publikationen widmen sich diesem Thema, dem oftmals die Barriere des Unsagbaren anhaftet. Wissenschaftliche Arbeiten zu den unterschiedlichsten Gebieten der Sepulkralkultur aber auch eine zunehmende Zahl belletristischer Bücher wie B. Bronnens „Friedhöfe“ (1997), in der Beck'schen Reihe der „Kleinen Philosophie der Passionen“ erschienen, oder Einblicke in das Leben einer „Event-Bestatterin“ von C. Marschner („Bunte Särge“, 2002) zeugen von dieser rasanten Entwicklung, die wohl nicht zuletzt in dem Dürrenmatt Zitat „Die Beschäftigung mit dem Tode ist die Wurzel der Kultur“ begründet sein mag. Mit der Publikation von Christian Kiening unter dem bezeichnenden Titel „Das andere Selbst“ liegt nun eine weitere wissenschaftliche Arbeit vor, die sich unter einem anthropologisch geprägten Blickwinkel den Todesfigurationen der frühen Neuzeit widmet, in denen der Tod nicht mehr nur als drohender Heilsverlust, sondern als abstraktes und ambivalentes Phänomen zum Diskussionsgegenstand wird. Der Autor, vertraut mit der Materie u.a. durch seine Übersetzung und Interpretation des „Ackermann“, strebt dabei kein neues Gesamtbild des Umgangs mit dem Tod um 1500 an, sondern entwirft anhand von kunst- und literaturwissenschaftlichen Fallbeispielen, entstanden zumeist im oberdeutschen Raum zwischen 1500 und



1550, in sechs Kapiteln eine räumlich und zeitlich stark konzentrierte Reflexionsgeschichte des Todes.

In der 18seitigen, z. T. leicht redundanten Einleitung dient der 1480 entstandene Kaltnadelstich „Tod und Jüngling“ des Meisters des Amsterdamer Kabinetts dem Autor quasi als Kronzeuge für die von ihm aufgezeigte neuartige Reflexion des Todes und seiner Darstellbarkeit, die den Betrachter vor allem zur „Reflexion über die Modalitäten der Repräsentation des Nicht-Repräsentierbaren“ anregen soll. Das erste Kapitel widmet sich dementsprechend unter dem Titel „Repräsentation und Imagination“ ausführlich dem Strasburger Predigtzyklus (1495) des Geiler von Kaysersberg. Dieser stellt, insbesondere im dritten Predigtteil, durch seine explizite Auseinandersetzung mit den verschiedenen bildlichen, sprachlichen, philosophischen und theologischen Möglichkeiten den Tod zu definieren und zu repräsentieren, die „vielleicht ausführlichste Auseinandersetzung mit dem Tod am Ende des Mittelalters“ dar. Kiening nutzt dieses Kapitel, um anhand der Predigt, ergänzt durch Dokumente zeitgenössischer Todeserfahrung sowie der Motive des „Jedermann“ in frühneuzeitlichen Dramen, zu zeigen, wie sich Todesbilder von der Substantialität zum Verweisungsgefüge verschieben und somit Anstoß für die Frage nach ihrer Bedeutung geben; eine Position, aus der sich Umbrüche der frühen Neuzeit speisen werden, wie das zweite Kapitel „Lebendige Tote“ am Beispiel des zwischen 1516 und 1519/20 entstandenen Berner Totentanzes von Niklaus Manuel Deutsch belegen kann. Im Rahmen einer umfangreichen Interpretation dieses wohl herausragendsten monumentalen Totentanzes zeigt Kiening hier, indem er von der „Radikalisierung einer Tradition“ spricht, dass Geilers an einem vielgestaltigen Tod entwickelte Aufforderung zum Memento mori in einen neuen Kontext Eingang gefunden hat: Die Wandelbarkeit der Todesfiguren verweist auf das Problem der Denkfigur Tod und ihre scheinbare Anschaulichkeit auf eine tatsächliche Unanschaulichkeit. Dass dieses Spiel mit der Imagination und Repräsentation auch vor Motiven nicht halt macht, die sich Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem Totentanz herauslösten, stellt das Kapitel „Das andere Selbst“ am Beispiel der zeitgenössischen Diskurse des Söldnerwesens dar: An der gesellschaftlich-imaginären Figur des Landsknechts oder Reisläufers reflektierten Maler wie Baldung, Dürer, Graf oder Binck den Umgang mit Krieg, Gewalt und Tod; unbestimmte, ambivalente Bildsituationen führen den Betrachter auch hier zu einer dynamisierten Todeswahrnehmung und verweisen in ihrer Uneindeutigkeit der Darstellung auf das Problem der Todesimagination. Ein Prinzip, das sich durch den Einbezug von Geschlechterbeziehungen weiterhin steigern ließ, wie das vierte Kapitel rekonstruiert. Gerade in der Begegnung von Tod und Mädchen, einem Motivkomplex der durch nahezu paradoxe Intimität geprägt ist, wurden nicht nur die Sinndimensionen von sündiger Triebhaftigkeit und daraus erwachsendem Tod, die Frau als Gefährdung des Mannes oder dämonisierter Weiblichkeit verhandelt. Sie eröffneten auch den Raum für das

## Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

„magische Dreiecksverhältnis zwischen den Dargestellten, ihrem Blick und dem Betrachter“. Das fünfte Kapitel lenkt die Aufmerksamkeit auf eine neue Privatheit im Umgang mit dem Tod: Stellvertretend für eine Gruppe von Bildern und Texten, die sich verstärkt von dem die Allgemeinheit ansprechenden Memento mori abwenden und stattdessen bewusst den individuellen Rezipienten als Zielgruppe ansprechen, geht Kiening u.a. auf die Buchstaben des Totentanzalphabetes von H. Holbein d.J. ein, welche ab 1524 als Schmuckinitialen Verwendung fanden. In ihnen sowie in den Vanitas-Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs vollzog sich eine „Dissoziation von Sterben und Tod“, auch in ihnen geht es „um das Abstraktum, das in gleichem Maße zum Problem wird, indem es begriffen werden soll“.

Die Analyse des um 1562 entstandenen Ölgemäldes „Triumph des Todes“ von P. Bruegel d. Ä., welches den Tod mit der Apokalypse und somit das „individuell-intersubjektive Grenzphänomen mit dem heilsgeschichtlich-universalen“ verbindet, bildet einen Schwerpunkt des abschließenden sechsten Kapitels. Indem es die Todesikonographie von Jahrhunderten auf den Punkt bringt, markiere dieses Gemälde nach Kiening eine Grenze, da das „Experimentieren mit dem paradoxalen Charakter des Todes“ keine direkte Fortsetzung fand. Eine Feststellung, die zu dem Versuch geführt haben mag, mit dem Vergleich zwischen der Bruegelschen Endzeitvision und dem I. Bergmann Film „Das siebente Siegel“ (1956) einen Bogen zur Konzeption des Todes in der Moderne zu schlagen.

Mit seinen meist hervorragenden Schwarz-Weiß-Abbildungen, einem umfangreichen farbigen Bildteil sowie gelungenen Bildbeschreibungen und -interpretationen verknüpft das sorgfältig recherchierte Buch viel Neues mit bereits Bekanntem. Zum Teil überraschende, geistreich aufgespürte Parallelen, wie der Autor sie für Geiler und Manuel oder für Dürer und seinen Schüler Baldung Grien rekonstruiert hat, machen dabei deutlich, dass die von Kiening selbst eingestandene Verengung des Blickwinkels im Vergleich zu geläufigen anderen Forschungsarbeiten keineswegs eine Schwäche dieser ausgesprochen kenntnisreichen Arbeit darstellt. Im Gegenteil: mit der klaren Aufarbeitung der unterschiedlichsten Darstellungsformen des Todes erreicht Kiening eben jene Tiefenschärfe, die er selbst als Ziel seines Buches definiert und hebt sich dabei überraschend erfreulich von Überblickswerken à la Ariès ab, deren Pauschalisierungen historische Zusammenhänge häufig eher verschleiern als erhellen.

Inwieweit jedoch der von Kiening im letzten Kapitel mit der durchaus gelungenen Filminterpretation gewählte Schritt in die Moderne notwendig und im Vergleich mit dem Untertitel des Buches sowie der selbst proklamierten Konzentration kohärent erscheint, mag trotz des Verweises von Kiening, Bergmann greife „Aspekte auf, die, in anderen Medien, schon die frühe Neuzeit faszinierten“ in Frage gestellt sein, zumal er sich im Verlauf des Buches nur in

knappen Verweisen auf die Rezeption der analysierten Motive in der Moderne eingeht. Dass sich der hohe wissenschaftliche Anspruch des Autors auch im Vokabular wiederfindet, erschwert z. T. leider den Nachvollzug der Gedankengänge, zumal ein Blick auf Guthkes Antworten zu der Frage „Ist der Tod eine Frau?“ (1997) zeigt, dass ein moderater wissenschaftlicher Sprachstil nicht unweigerlich zu einer Minimierung der wissenschaftlichen Erkenntnis führen muß. Zudem wäre ein bibliographischer Anhang zur schnelleren Orientierung wünschenswert gewesen und auch eine sorgfältigere Endredaktion hätte dem Buch und somit der Verständlichkeit an einigen Stellen sicherlich nicht geschadet. Insgesamt stellt Kienings Auseinandersetzung mit den „Figuren des Todes an der Schwelle zur Neuzeit“ mit Sicherheit keinen leichten, aber erkenntnisreichen Lesestoff dar, der eine konzentrierte Lektüre sowie nicht geringe Vorkenntnisse der historischen Thanatologie erfordert, um den komplexen Gehalt und die Novitäten der Ausdeutungen zu verstehen.

- Christian Kiening: Das andere Selbst. Figuren des Todes an der Schwelle zur Neuzeit.  
Verlag Wilhelm Fink, München 2003.  
262 Seiten, 29,90 EUR.  
ISBN 3-7705-3819-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6659](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6659) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Ungestalt hat kein Aussehen**

### **Valentin Groebner über visuelle Gewalt im Mittelalter und Früher Neuzeit**

*Von Claudia Schmölders*

Nur selten findet man Historiker mit einem so wachen Blick für die eigene Gegenwart wie Valentin Groebner; noch seltener mag die Begabung sein, thematische Luftlinien zwischen gestern und heute zu ziehen. Beides bietet der vorliegende Band über Wahrnehmung und Ausübung von Gewalt im Spätmittelalter und Früher Neuzeit, vorgestellt in drei Ansätzen, die auf den ersten Blick nicht viel miteinander zu tun haben. Da ist einmal das Thema der Macht, die sich Zeichen gibt und der verborgenen Opposition, die dasselbe tut. Da ist zweitens das groteske Phänomen des Nasenabschneidens im Sinne einer Ehrabschneidung, meist sexuell konnotiert. Da ist schließlich drittens das Bild des Gekreuzigten in der theatralischen Kultur der Epoche, seine religiös bewegte Inszenierung. Alle drei Themen erlauben Groebner erhellende Blicke auf unsere eigene Szene. Die Praxis des Gesichtsverlusts mündet in vergleichbar krude Akte

der Gesichtsverstümmelung durch rassistische Imagination in den dreißiger Jahren; das unheimliche Verschwinden des Gegners erfahren wir heute in der Gestaltlosigkeit des Al Qaida-Terrors; und schließlich die „Visuelle Kultur“ um den Gekreuzigten wie auch um die Behandlung von Gegnern im Kriege ist das exemplarische Vor-Bild zu jenen Kontemplationen, die Susan Sontag soeben in ihrem Buch „Das Leiden anderer betrachten“ ausgeführt hat. Alle drei, nein vier Themen bieten ein anschauliches Plädoyer für die These, dass Bildzeichen und -gebrauch viel eher zutiefst im Leben verankert, als mit der stillstellenden Aura des Todes versehen sind, wie manche Bildtheorie heute glauben will.

Getragen ist all dies von einer profunden Kenntnis der mittelalterlichen Verhältnisse samt den Irrwegen ihrer Deutung. War das Mittelalter eine Periode ungezügelter Leidenschaften und Gewalt? Viele Historiker, darunter so renommierte wie Johan Huizinga, möchten den Eindruck erwecken. Doch wie Groebner zeigt, haben sie sich von den inszenatorischen Kräften täuschen lassen. Es gehört zu den spannendsten Passagen dieses Buches zu sehen, wie beliebt das Metier der vielfältigen Täuschungen, der Doppelgängerei war, das selbst auf den leidenden Christus angewandt wurde. Höchst überzeugend ist daher die Ermahnung, dass eine Geschichtswissenschaft, die sich nur auf Texte (oder Bilder) bezieht, die wirkliche Praxis nicht vergessen darf. Etwa die Tatsache, dass die meisten rechtsverbindlichen Texte im Mittelalter nur für wenige Auserwählte lesbar waren. Viel wichtiger waren die mannigfachen mündlichen Absprachen, die häufig aus Gründen regionaler Kompetenz dem Geschriebenen widersprachen. Dass Groebner hier gerne von „Unsichtbarkeit“ spricht statt von Mündlichkeit, oder an anderer Stelle von Einbildung, ist eine der wenigen Einwände, die man erheben könnte.

Aber der trifft womöglich doch in ein Zentrum. „Kultur ist Gebrauch, eigennütziges und oft zynisches *management of meaning* das von konkreten Personen durchgesetzt wird“: unter dieser Prämisse will Groebner die modische Neigung zur dekonstruktiven Symboldeutung abwehren. Doch diktiert diese nicht schon sein eigenes Unternehmen?

„Ungestalt“ heißt der Titel des Buches, und „Ungestalt hat kein Aussehen“, steht im Vorwort. Dennoch will uns der Autor über die „visuelle Kultur der Gewalt“ unterrichten. Ein Paradoxon der Fragestellung oder des Mittelalters? Natürlich haben auch entstellte Körper noch ein Aussehen, auf dessen Entstellung die körperliche Gewalt gerade abzielt. „Ungestalt“, will uns der Autor vielleicht sagen, resultiert als Verlust von *Ansehen* durch jenen von *Aussehen*. Ansehen, Geltung, Würde sind aber vormediale, vor allem sprachliche Kategorien. Wer als Würdenträger in einem Bild erscheint, hat sein Ansehen immer schon erworben und zwar durch erzählbare Leistungen. Auch wer, umgekehrt, eine Nase verliert oder an den Schandpranger gestellt oder im Krieg zerstückelt wird, gehört in eine verbalisierbare Handlung mit Gründen und Motiven, nicht nur in sichtbare

Verläufe und Techniken. Nicht als ob Groebner uns mit Geschichten im Stich ließe; schließlich hat er mit Verve ein historiographisches Buch geschrieben. Nur stellt sich die Frage, ob die Formel von der „visuellen Kultur“ nicht allzuviel in sich fasst, wenn sie Sprache und Einbildung als Phänomene der Unsichtbarkeit einbezieht. Gefährlich nahe kommt er so dem Moloch der „Visual Studies“, in die sich momentan die angelsächsischen „Cultural Studies“ ohnehin auflösen.

- Valentin Groebner: Ungestalten. Die visuelle Kultur der Gewalt im Mittelalter. Carl Hanser Verlag, München 2003. 203 Seiten, 17,90 EUR. ISBN 3-446-20373-7

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6568](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6568) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Vom Reichtum nächtlicher Welten

### Über Tzotcho Boiadjiev's „Die Nacht im Mittelalter“

*Von Kristine Hannak*

In der ersten Szene von Shakespeares „Hamlet“ vertreibt der Schrei des Hahns den nächtlichen Besuch des Geists vom toten König. Zu Recht, denn als Verkünder des Morgens trennt dieser die geordnete, überschaubare und hierarchisch strukturierte Tagwelt des mittelalterlichen Menschen von jener Seite des Anderen, Dunklen und Un-Heimlichen der Existenz, die sich in den Vorstellungen von der Nacht und ihren Bewohnern manifestiert. Diese Vorstellungen über die dunkle Seite des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alltags sind Gegenstand der Studie Tzotcho Boiadjiev's, wobei sich zeigt, dass in der Zeit der Dunkelheit keineswegs alle Katzen grau sind. Im Gegenteil: Dem aufmerksamen Blick in die Finsternis enthüllen sich eine Fülle nächtlicher Wesen, Verhaltensweisen und Vorstellungen, die den nächtlichen Raum in seiner Fantastik und in seiner Alltäglichkeit erfahr- und begreifbar machen.

Mit dieser kulturanthropologisch ausgerichteten Studie über die Nacht im Bewusstsein des mittelalterlichen Menschen legt Boiadjiev eine umfassende Untersuchung vor, die sich selbst zur Aufgabe gesetzt hat, eine „Phänomenologie des Andersseins“ in mittelalterlichen Vorstellungen zu versuchen. „Anders“ ist die Nacht im noch dicht bewaldeten und dünn besiedelten mittelalterlichen Europa – und damit mehr als nur ein Naturphänomen: Als Verwandte des Todes und Reich der Schatten ist sie von hohem Symbolgehalt. Einerseits ein Ort der Ruhe und der Unterbrechung tätigen Lebens, ist sie andererseits in der ängstlichen und abergläubischen Fantasie eines „hochgradig magischen Bewusstseins“ mit

## Schwerpunkt: Frühe Neuzeit

allerhand Unholden bevölkert, die dem Menschen bedrohlich an den Grenzbereichen seines alltäglichen Lebens auflauern.

In bewusst breit gewählter Perspektive wertet Boiadjev eine Vielzahl von Quellen aus. Es findet weder eine Beschränkung auf eine bestimmte Gattung, noch auf die so genannte Hochkultur, noch auf einen bestimmten Kulturraum statt. Stattdessen untersucht er theologische und kosmologische Traktate, astronomische, medizinische und visionäre Schriften, Gerichtsakten und –protokolle, Statute der Zünfte und Städte, Ordensregeln und alle Formen der religiösen und weltlichen Dichtung vom Abenteuerroman bis zum Tagelied, immer auf der Suche nach jenem Grundgerüst an Denkmustern, die der dunklen Welt des Anderen ein Gesicht verleihen. Zitiert werden die Quellen in neuhochdeutscher Übersetzung, wobei in den Fußnoten das Original auf mittel- oder althochdeutsch, -ee5 -16.2nranzgiö -16.islhr d5 -1 (odelktaizinisst gsreb den) Tj 0 -17.2

odeShakeersarern, diLt glebigkuzeuf deg Besiholwerhen

h

asaZionchet vvokosthr d5g den

W

s

betont, stellen sich damit auch Stimmen dieser vorwiegend negativen Konnotation entgegen. So entsteht der Eindruck einer Polyphonie an Vorstellungen zur Nacht, wobei sich die Studie immer wieder dezidiert von einer dem Mittelalter unangemessenen Einebnung ontologischer Ordnungen oder anderen perspektivischen Verfälschungen distanziert.

Der zweite Abschnitt widmet sich den Bewohnern der Nacht, die sämtlich der „anderen Seite“ des Menschenlebens in frommer Gemeinschaft und abgeschlossenen Räumen entspringen. Es sind Wesen aus dem Grenzbereich zwischen Diesseits und Jenseits, begabt mit der Fähigkeit, natürliche Ordnungen zu überschreiten. Nach einer Analyse nächtlicher Orte (Weg, Ödnis, Wald, Insel), wendet sich die Studie den realen oder eingebildeten Gefahren in Form ihrer Bewohner zu. Anhand von Kräuterbüchern, Bestiarien, Mythen und Prozessakten gegen Hexen werden die magischen Fähigkeiten von Nachtpflanzen, Nachttieren, einer Vielzahl von Nachtgeistern, Dämonen und Toten vorgestellt. Methodisch werden die Charakteristika sowohl im motivgeschichtlichen Vergleich, als auch in sprachlich-etymologischen Herleitungen begründet. So entsteht ein schillerndes Bild des Lebens in den nächtlichen Räumen, das seine Farben aus der wissenschaftlichen Literatur der Zeit wie aus dem Aberglauben des Volkes bezieht.

Schließlich richtet sich im dritten Abschnitt die Aufmerksamkeit auf den Menschen in der Nacht, auf seine Aktivitäten und Ängste. Zwar ist die Nacht die eigentliche Zeit der Ruhe von der Arbeit, doch bedeutet dies kein Ende der menschlichen Aktivität. Im Gegenteil: Die Nacht ist die Zeit des Gebets, der Lustbarkeiten, des Verbrechens, des Schlafs, der Liebe und der Träume. Es ist die Zeit, in der die Seele sich Gott öffnen soll und die Zeit, in der der Teufel dies zu verhindern sucht. Der Versucher ist in der Dunkelheit ganz in seinem Element. Die Anstrengungen, ihm zu widerstehen, spiegeln sich in einer Fülle an Zunftordnungen, Mönchsregeln und Texten zur Traumdeutung, die zusammen das nächtliche Empfinden der Epoche lebendig werden lassen.

Insgesamt fügen sich die einzelnen Bausteine zu einem großen, in sich differenzierten Ganzen zusammen. Der Fokus auf der Interpretation von Quellen und der Versuch, den mittelalterlichen Vorstellungen mit ihren eigenen Kriterien gerecht zu werden, ermöglichen einen umfassenden Einblick in die Mentalität der weit gefassten Epoche. Einnehmend ist auch die breite Auswahl der Quellen, die die Grenzen zwischen Wissenschaft und Volksglauben, zwischen Alltäglichkeit und Fantastik durchlässig werden lässt. Schließlich lassen auch die angenehme Zitierweise, der flüssige Stil und die offensichtliche Freude am Thema, die immer wieder in den einzelnen Kapiteln hervorblitzt, über eine bedauerliche Häufigkeit an Tippfehlern hinwegsehen und machen das Buch zu einem anregenden und kurzweiligen Lesevergnügen – nicht nur für Mediävisten!

**Schwerpunkt: Frühe Neuzeit**

- Tzotcho Boiadjev: Die Nacht im Mittelalter.  
Übersetzt aus dem Bulgarischen von Barbara Müller.  
Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2003.  
476 Seiten, 66,00 EUR.  
ISBN 3-8260-2386-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6662](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6662) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## ***Von Mitarbeitern***

### **Das archivierte Ich**

Gegenstand dieser Untersuchung, die aus einer literaturwissenschaftlichen Habilitationsschrift der Marburger Universität erwachsen ist, sind Ego-Dokumente besonderer Art: 177 „Alte und Neue Schreibkalender“, geführt zwischen 1624 und



Die Aufzeichnungen werden eingehend analysiert, die Entwicklung in ihrer langen Dauer nachgezeichnet und ihre Merkmale als eigenständige Textsorte herausgearbeitet. Die Schreibkalender werden als Schwellengattung kenntlich. Sie üben in das autobiographische Schreiben ein und stehen damit am Übergang zur Moderne. Das Spannungsfeld von dynastischer Tradition und autobiographischer Reflektion, das die Kalender-Eintragungen dokumentieren, wird anhand von Zeugnissen aus dem Lebenszusammenhang der Schreiberinnen und Schreiber weiter erschlossen. Diese geben Einblicke in die Frömmigkeit der Landgräfinnen und Landgrafen, die Festlichkeiten, die sie ausrichten, die Reisen, die sie unternehmen, die Testamente, Verträge und Anordnungen, mit denen man die politische Position der Landgrafschaft zu festigen sucht. Erst im Bezug zur Welt des Hofes und den hier gängigen Praktiken höfischer Repräsentation – von der Festkultur bis zu den unterschiedlichen Formen der Schriftlichkeit – lassen sich die Gebrauchs- und Funktionszusammenhänge der Schreibkalender sowie die Wandlungen, die sie im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts durchlaufen, angemessen bestimmen und werten.

Über alle Wandlungsprozesse hinweg frappiert vor allem eins: Die fürstlichen Schreiber und Schreiberinnen halten durchweg am Schreibkalender als Datenträger für ihre Aufzeichnungen fest. Das derart „archivierte Ich“ markiert gleichsam immer von neuem die unauflösbare Spannung zwischen Sagbarem und Unsagbarem, zwischen dem, was über das eigene Leben und die eigene Identität für die Nachwelt überliefert werden soll, und dem, was die einzelnen wirklich bewegt.

H. M.

*Anmerkung der Redaktion: literaturkritik.de rezensiert grundsätzlich nicht die Bücher von regelmäßigen Mitarbeiter / innen der Zeitschrift sowie Angehörigen der Universität Marburg. Deren Publikationen können hier jedoch gesondert vorgestellt werden.*

- Helga Meise: Das archivierte Ich. Die Schreibkalender der Landgrafen und Landgräfinnen von Hessen-Damstadt 1624-1790.  
Verlag der Hessischen Historischen Kommission, Darmstadt 2002.  
644 Seiten, 50 EUR.  
ISBN 3-88443-043-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6706](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6706) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Arno Schmidt zum Neunzigsten

---

## Unsterblich die Phantasie

### Ein Tribut zum neunzigsten Geburtstag Arno Schmidts

*Von Alexis Eideneier*

Voll Bewunderung verneigt sich der Erzähler in Arno Schmidts Kurzgeschichte „Ich bin erst sechzig“ vor den Dichtern und Denkern vergangener Jahrhunderte: „Was hatten die alten Männer gearbeitet!“ Und fügt in Gedanken hinzu: „Bald würde auch ich einer sein; triefherzig, mit zähem Ideengewackel, fingerschläuchig, ein weißer Greis, gack, gack!“

Was hier wie die Angst vor den Gebrechen des Alters klingt, geht bei Arno Schmidt oft einher mit der Befürchtung, Kürze und Beschwerlichkeit des Lebens ließen nicht die nötige Zeit für Lektüre und dichterische Produktion. Dies ahnend, verbündet sich der besagte Erzähler mit einem ältlichen Sammler-Rivalen, um auf einer Buchauktion gemeinsam einen mitbietenden Antiquar auszustechen. Als die beiden einen ganzen Schwung Hannoverscher Staatshandbücher ersteigern, überlässt der Erzähler seinem hageren Alten großzügig die Beute. Allerdings nur vorläufig, denn rein rechnerisch weiß sich der Bibliomane im Vorteil: „Er ist Neunzig; ich bin erst Sechzig.“

Nun wäre Arno Schmidt dieser Tage selbst neunzig Jahre alt geworden. Und wie die pointierte Kurzgeschichte bereits andeutet, ist es nicht übertrieben, sein Leben als einen permanenten Wettlauf gegen die Zeit zu beschreiben. Geboren am 18. Januar 1914 in Hamburg, hat Schmidt seine Berufung zum Schriftsteller gegen zahllose Widerstände verteidigen müssen. Im kleinbürgerlichen Elternhaus gilt Literatur nicht viel, während und nach der NS-Zeit hat sich der junge Schmidt vor allem unterzuordnen – ob als Lagerbuchhalter, Soldat, Kriegsgefangener oder Dolmetscher. Durch den Krieg verliert er nicht nur seine gesamte Bibliothek, sondern auch wertvolle Zeit, die er bis zu seinem Tod durch chronische Überarbeitung wieder einzuholen sucht. Trotz dieser permanenten Kraftanstrengung sind seine wenigsten Bücher auf Antrieb Verkaufserfolge. Stattdessen muss er sich in der restaurativen Bundesrepublik der 50er Jahre gegen den Vorwurf der Gotteslästerung und Pornografie verteidigen. Fortwährend leidet er unter Geldmangel und ist deshalb gezwungen, seinen bescheidenen Lebensstil durch zusätzliche „Brotarbeiten“ aller Art zu finanzieren. Das maßlose Schreibpensum im Bargfelder Refugium führt schließlich zu einer immer bedrohlicher werdenden Herzkrankheit.

Wer angesichts derlei Widrigkeiten alle Hoffnung verlöre und sich zu einer gänzlich unspektakulären bürgerlichen Existenz entschlösse, dem wäre dies gewiss nicht zu verübeln. Stattdessen verzichtet Arno Schmidt auf alle Wonnen der Gewöhnlichkeit und bewältigt den Komplex Krieg und Überleben als literarisches Pflichtprogramm am Schreibtisch. Besonders seinen frühen Texten liegt die hausgemachte Weltanschauung des Leviathanismus zugrunde: Gemäß dieser umgekehrten Theodizee herrscht statt eines gütigen Gottes eine brutale Bestie über die Welt. Erste Aufgabe der Literatur ist daher, dem zerstörerischen Willen des Monsters ganz im Schopenhauerschen Sinne die reine Vorstellungswelt des Dichters entgegen zu setzen.

Es versteht sich von selbst, dass dies nur durch radikalen Antagonismus geschehen kann. So versuchen die Helden Schmidts, sich dem drohenden Weltuntergang durch eine Art innerer Emigration zu entziehen. Doch der Fluchtweg von der ekelhaft-organischen Existenz des Fressens und Gefressenwerdens hin zum Wunschtraum eines selbst bestimmten, bibliophilen Insel-Daseins ist beschwerlich und führt nicht immer ans Ziel. Die Idylle scheitert, weil das Individuum sterblich ist und sich stets durch Angriffe des bösen leviathanischen Prinzips bedroht sieht.

Der gleichen Gefahr unterliegen indes auch alle geistigen Erzeugnisse. Arno Schmidt, der sich nicht nur in seinen Nachtprogrammen für vergessene Kollegen eingesetzt hat, sieht seine wichtigste Mission mit zunehmendem Alter darin, das kulturelle Erbe der Menschheit vor der Gleichgültigkeit einer kulturlosen Meute zu bewahren. Ein derartiges Konzept klingt zweifellos elitär und hat dazu geführt, dass Schmidt trotz seines hohen literarischen Rangs und seines unvergleichlichen Humors ein „verhinderter Volksschriftsteller“ (Helmut Heißenbüttel) geblieben ist.

Wie die Forschung gezeigt hat, geht der große Solipsist umso stärker in seinen Büchern auf, je weiter er sich darin von der Realität entfernt: Der zunehmenden Abwendung von der Nachkriegs-Wirklichkeit entsprechen die wachsende Ichbezogenheit und Selbstinszenierung innerhalb eines stark autobiografisch geprägten Werkes. Zwar ist seine eigenwillige Poetologie der „Berechnungen“ in den Erzählungen und Romanen beileibe nicht immer konsequent umgesetzt. Doch nähme der Autor tatsächlich einmal (wie schon in einem frühen Text erträumt) an Dichtergesprächen im Elysium teil, so sorgten seine Theorien dort gewiss für reichlich Gesprächsstoff. Etwa die vier Prosaformen, deren Ziel eine adäquate Abbildung von Bewusstseinsvorgängen ist. Seine Verwendung von mythischen Stoffen, die er als Tiefenstruktur zahlreicher Texte einsetzt. Seine skurrile Interpretation und Anwendung der Freudschen Psychoanalyse. Oder die im Monumental-Werk „Zettel's Traum“ erstmals großspurig erprobte Etym-Theorie, welche die Phantasie der Leser zugleich fordert und beflügelt.

Dank der hervorragenden Editionsarbeit der 1981 von Alice Schmidt und Jan Philipp Reemtsma gegründeten Arno Schmidt Stiftung hat sich die ursprünglich kleine Schmidt-Gemeinde in den letzten Jahrzehnten zugleich erweitert und professionalisiert. Die erstklassige, nunmehr bald vor dem Abschluss stehende Bargfelder Ausgabe hat dazu geführt, dass sich heute unter Schmidt-Verehrern immer mehr ernsthafte Hermeneuten und immer weniger pedantische Entzifferer oder gar misanthropische Querulanten finden. Seit vielen Jahren durchgeführte Lesetourneen, weit verbreitete Hörbücher und zuletzt die schönsten vom Autor selbst aufgenommenen Heidefotos in einem opulenten Bildband tun ein übriges, um ein immer größeres Publikum für den Schriftsteller zu interessieren.

Gilt es in diesem Jahr gleich zwei Schmidt-Gedenktage zu begehen (neben dem 90. Geburtstag am 18. Januar auch den 25. Todestag am 3. Juni), so sollten wir uns freuen, dass es um den literarischen Nachlass dieses Sprachkünstlers so außerordentlich gut bestellt ist. Wer betrübt ist, dass der große Autor nicht mehr mitten unter seinen Lesern weilt, dem sei gesagt, dass er dies auch zu Lebzeiten kaum jemals getan hat. Arno Schmidt hat stets mit dem Rücken zum Publikum geschrieben und sein Leben verwendet, um uns, der Nachwelt, ein großes Geschenk zu machen: die Phantasiewelten seines Werkes.

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6664](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6664) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Lob der Putzfrau**

### **Marius Fränzels Einführung in das literarische Werk Arno Schmidts**

*Von Jan Süselbeck*

Marius Fränzel gebührt ein Ehrenplatz in den Annalen der Arno-Schmidt-Forschung. Und zwar für den verblüffenden Satz: „Kurz und nochmals gesagt: Ich verstehe hier nichts.“ Das trotzige Diktum gilt Schmidts Geschichte „Piporakemes!“. Fränzel hält die Binnenerzählung dieses Prosa-Kabinettsstücks aus dem Erzählband „Kühe in Halbtrauer“ (1964) bzw. den „Ländlichen Erzählungen“, wie der Zyklus heute in der Bargfelder Ausgabe heißt, schlicht für den unverständlichsten Text der deutschen Literatur.

Das ist ein recht freimütiges Bekenntnis für jemanden, der sich auf dem Einband seines Buches als „einer der besten Kenner des Werks Arno Schmidts“ vorstellen lässt. Wirft doch der Begriff des „Verstehens“, der hinter Fränzels koketter Ratlosigkeit hervorscheint, Licht auf ein Grundproblem der bisherigen Rezeption Arno Schmidts, dessen Literatur man in weiten Kreisen immer noch wie eine Art Kreuzworträtsel liest. Findet man keine literarische Quelle oder eine handliche

Erklärung für die Intention, die der Autor Schmidt mit diesem oder jenem Textpartikel seiner Werke verbunden haben soll, so stellt sich in der ‚Schmidt-Gemeinde‘ Ratlosigkeit ein.

Einen literarischen Text zunächst einmal so zu nehmen, wie er buchstäblich ‚ist‘,

Unverstandenen zu machen. Das höchste der Gefühle aber bleibt es bei Fränzel beispielsweise, uns in einer Fußnote darauf aufmerksam zu machen, dass ein „Schwellenreißer“ nicht so funktionieren kann, wie Arno Schmidt es in „Leviathan“ beschrieben hat – und dies noch mit dem zusätzlichen Hinweis, dass diese Erkenntnis nicht einmal von ihm, Fränzel, selbst stamme.

In dem „wundersamen Gemisch“, das uns der Autor präsentiert, werden bestenfalls altbekannte Fragen nachgebetet, nicht aber neue Antworten gesucht. Es gibt in dieser Arbeit keine markante eigenständige These, deren Verifizierung durchgängig versucht würde. Gewiss: Vielleicht braucht eine „Einführung in das erzählerische Werk Arno Schmidts“ eine solche These auch nicht. Doch eine „Einführung“ sollte zumindest eines bieten: Den ausgewogenen Überblick über das vorzustellende Werk und die einschlägige Forschung. Leider hapert es auch hier.

Es sei vorweggenommen, dass Fränzel damit die einzige Chance seines Projektes verspielt, zumindest den Anschein wissenschaftlicher Nützlichkeit zu entwickeln. Der hätte darin bestehen können, Wolfgang Albrechts 1998 in der „Sammlung Metzler“ erschienene, knappe und systematische Einführung in das Werk Schmidts zu aktualisieren, die sich übrigens nicht einmal in Fränzels Literaturliste findet. Tatsächlich aber fällt Fränzels weit umfangreicherer Band als Forschungsübersicht weit hinter das zurück, was Albrecht bereits vier Jahre zuvor geleistet hat.

In den einzelnen Abschnitten, die er chronologisch und nach den verschiedenen Wohnorten Schmidts geordnet hat, an denen die Texte entstanden sind, fasst Fränzel zunächst die jeweiligen Erzählungen zusammen. Immer wieder begibt er sich in der Diskussion der Handlung in die anmaßende Position desjenigen, der Arno Schmidt die sachlichen ‚Unstimmigkeiten‘ und ‚Fehler‘ in seinen fiktionalen Texten vorrechnet; ganz so, als wolle der Germanist dem Autor posthum endlich einmal erklären, wie naiv er doch war, weil er dies und jenes nicht wusste. Stirnrunzelnd wird hier manchmal sogar durchgespielt, wie ein Roman ‚eigentlich‘ nach den Regeln der Fränzel’schen Dramaturgie hätte verlaufen können oder sogar: müssen.

So bescheinigt der Germanist Schmidts superber „Novellen=Comödie“ „Die Schule der Atheisten“ herablassend einen „kaum zu tolerierende[n] Grad an Unwahrscheinlichkeit“. Er neigt außerdem dazu, sich über Seiten Fragen wie die zu stellen, warum die Russen in Schmidts „Gelehrtenrepublik“ ihre Atombomben ausgerechnet auf Las Vegas geworfen hätten, sei dies doch wahrlich kein „kriegsentscheidendes“ Ziel; auch beschäftigt ihn das weltbewegende Rätsel, aus welchem Grund das Liebespaar in „Leviathan“ am Ende Selbstmord begangen haben könnte – schließlich habe doch die Möglichkeit bestanden, abzuwarten, „ob denn der Krieg nicht wenigstens zeitweilig eine andere Wendung nehmen wird und sie vielleicht doch gerettet werden könnten“.

Mit solchen unerträglichen Besserwissereien begeht Fränzel den ewigen Grundfehler des laienhaften Kunstkonsumenten: Fiktionale Figuren werden wie lebende Menschen behandelt, deren möglicherweise ‚sinnloses‘ Tun es zu tadeln gilt. Von da aus ist es nur noch ein Katzensprung zu der Putzfrau, die empört aus dem Kino tritt, weil ihr das Ende des neuesten Liebesfilms mit Julia Roberts nicht einleuchten will. Damit sollte übrigens nichts gegen die Putzfrau gesagt sein. Denn die maßt sich wenigstens nicht an, uns mit dem Zeigestock das erzählerische Werk Arno Schmidts zu erklären.

Leider wird die beabsichtigte erzieherische Wirkung von Fränzels Studie nicht zuletzt dadurch zerstört, dass der Autor ohne erkennbare Systematik obsoletere Aufsätze und Forschungsbeiträge referiert. Er zeigt sich hier als angeblicher ‚Kenner‘ alles andere als auf dem neuesten Stand der Forschung. Um nur einige wenige Beispiele zu nennen: – Angesichts der Tatsache, dass es bisher nur wenige Interpretationen von Schmidts Typoskript „Die Schule der Atheisten“ gibt, wäre im Rahmen einer wissenschaftlichen ‚Einführung‘ ein kurzer kritischer Hinweis auf Horst Denklers und Carsten Würmanns ausführlichen Sammelband „Alles=gewendet!“ aus dem Jahr 2000 angebracht gewesen. Doch Fränzels lückenhafte Literaturliste verzeichnet nicht einmal diese Veröffentlichung.

– In einer Fußnote fordert Fränzel eine genetische Untersuchung zu Schmidts wechselvoller Stifter-Rezeption ein. Ein kurzer Blick in die Schmidt-Bibliographien Robert Weningers und Karl-Heinz Müthers oder auch den „Eppelsheimer-Köttelwesch“ hätte hier genügt, um festzustellen, dass teilweise bereits seit Jahrzehnten entsprechende Beiträge (von Josef Huerkamp, Timm Menke, Gerald Stieg u. a.) vorliegen. Offenbar beruhen Fränzels bibliographische Kenntnisse auf der cursorischen Durchsicht der üblichen Schmidt-Periodika – auch dies ein typisches Manko der oft unprofessionell agierenden Schmidt-Forschung, die nicht gerade entlegene Erscheinungsorte wie die „Vierteljahreshefte des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich“ (VASILO) gerne selbstgefällig übergeht.

– In seiner Besprechung der Schmidt’schen „Juvenilia“ ‚vergisst‘ Fränzel die Erwähnung der bisher wichtigsten und einzigen umfassenden Studie zu diesem Werkkomplex: Maïke Bartls immerhin in den „Heften zur Forschung“ erschienene Magisterarbeit zur „Methodik des Entkommens“, die bereits 2001 für Furore sorgte.

– Auch behauptet der langjährige „Schauerfeld“-Redakteur in seiner Besprechung von „Seelandschaft von Pocahontas“, der gesamte Pocahontas-Komplex sei „bis dato nicht detailliert untersucht worden“. Es ist ein starkes Stück, dass in einer 2002 erschienenen Doktorarbeit Klaus Thewelets vielbeachteter Pocahontas-Band, der bereits 1999 erschöpfende Auskunft über das Thema gab, unberücksichtigt bleibt – mehr noch: dem Autor offenbar Jahre nach dem Erscheinen nicht bekannt war.

– Stattdessen kann sich Fränzel zum Beispiel unverhältnismäßig lange an der Diskussion eines abgestandenen Uralt-Beitrages von 1973 aufhalten und dafür ganz nebenbei große Teile der „Ländlichen Erzählungen“ unter den Tisch fallen lassen. Als alleinige ‚Erklärung‘ für diesen erstaunlichen Umstand lesen wir den Satz: „Im Rahmen dieser Einführung soll nicht jeder einzelne Text der ‚Ländlichen Erzählungen‘ detailliert besprochen werden.“

Immerhin handelt es sich bei den „Ländlichen Erzählungen“ um einen der, wenn nicht sogar *den* Werkgipfel im Œuvre Arno Schmidts. Um so weniger ist einzusehen, warum Fränzels „Einführung“ daraus lediglich die Texte „Windmühlen“, „Piporakemes!“ und „Caliban über Setebos“ en passant behandelt, sieht man einmal von bloßen Nebensatz-Erwähnungen ab, wie sie etwa „Kundisches Geschirr“ im Zusammenhang mit der „Etymmystik“ – so beliebt Fränzel die Etymtheorie zu nennen – zuteil wird.

Ähnlich prekär verhält es sich mit Fränzels Besprechung von „Zettels Traum“. Im Gegensatz zu den überaus inspirierenden Textbeobachtungen, die Doris Plöschberger in ihrer ebenfalls 2002 erschienenen Doktorarbeit zu „Zettels Traum“ an einer der wichtigsten Szenen des Werkes – dem obszönen Scortlebener Jahrmarktstreiben im siebten Buch – gemacht hat, lesen wir bei Fränzel ernüchert: „Es kann hier nicht detailliert auf den Scortlebener Jahrmarkt eingegangen werden; es muß bei dem Hinweis darauf bleiben, daß die gesamte Szenerie als große Phantastische Vision angelegt ist.“

Bitter enttäuscht legt man schließlich dieses wundersame Buch aus der Hand. Die Arbeit ist als ‚Dissertation‘ wertlos und als ‚Einführung‘ eine schlichte Zumutung. Fränzels hilflose Ergüsse nehmen dem Leser die Hoffnung, es könne irgendwann doch noch gelingen, Schmidt vor seinen selbsternannten „Kennern“ zu retten. Fränzels erklärtes Ziel, Arno Schmidt von dem Ruch der Unlesbarkeit zu befreien und sein Werk auch Laien zugänglich zu machen, dürfte jedenfalls gründlich verfehlt worden sein. Im Pantheon der problematischen Forschungs-Trouvailles, die Fränzel so ausgiebig referiert, ist ihm selbst ein Logenplatz sicher.

- Marius Fränzel: Dies wundersame Gemisch. Eine Einführung in das erzählerische Werk Arno Schmidts.  
Verlag Ludwig, Kiel 2002.  
352 Seiten, 29,90 EUR.  
ISBN 3-933598-54-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6723](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6723) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang



# Essay: Eszett und neue Rechtschreibung

---

## Totenschein für das Eszett?

### Eine Vermisstenanzeige

*Von Frank Müller und Nele Winkler*

Beginnen wir mit einem Hörtest. Stellen Sie sich bitte das scharfe Zischen eines Wasserkessels vor, kurz vor dem Pfeifen. Nun das vom selben Zischlaut begleitete Züngeln einer Klapperschlange, bevor das warnende Rasseln der Schwanzspitze ertönt. Jetzt bitte eine entnervte Mutter, die ihr Kind, das eben an der Supermarktkasse laut zu quengeln beginnt, mit einem scharfen „Pssst“ zur Ruhe ermahnt. Sie haben es? Ja? – Dann wissen Sie auch, wie ungemein vielfältig die phonetischen Einsatzmöglichkeiten des Buchstaben Eszett („ß“) sind.

Auch typografisch ist das Eszett überaus attraktiv. Seine beiden angeschnittenen Kugeln erinnern an einen Schneemann, der hinter einer Hausecke hervorlugt. Oder, kippt man es nach links in die Horizontale, an ein Paar üppiger Frauenbrüste. Dem Leser zeigt das Eszett stets seine Schokoladenseite, nämlich das Profil. In dieser Haltung wirkt es fast wie ein großes „B“ – wäre da nicht das hängende Schwänzchen, das es als Kleinbuchstaben ausweist. Trotz dieser freundlichen Assoziationen ist das Eszett kein einfacher Kandidat unter den Buchstaben, sondern erweist sich immer wieder als widerborstig und renitent. Architekten und Ingenieure zum Beispiel, in deren Bauplänen und Zeichnungen es einen festen Bestandteil hat (z. B. beim Wort „Maßstab“), beklagen, dass es sich der Großschreibung beharrlich entzieht. Da trotzdem kein Weg am Eszett vorbeiführt, weicht man in den Büros auf Hilfskonstruktionen aus und schreibt „SZ“ (also „MASZSTAB“).

Ist dem Eszett vielleicht deshalb kein Platz im Alphabet vergönnt? Ist dies der Grund, weshalb dieser Buchstabe neuerdings auf so beredte Weise aus der Welt geschafft und vielerorts durch seinen unheimlichen Doppelgänger – das „ss“ – ersetzt wird? Denn seit einiger Zeit ist auf Plakaten, Schildern und in Broschüren eine Tendenz zu beobachten, die Besorgnis erregt: das Verschwinden des Eszett. In der Tat hat der Buchstabe inzwischen den unkontrollierten Rückzug angetreten, seine ökologische Nische verkleinert sich von Tag zu Tag. Im typografischen *survival of the fittest* besitzt das Doppel-s einfach einen ungeheuren Selektionsvorteil: Die Autokorrektur des Textverarbeitungsprogramms Microsoft Word lässt bei entsprechender Einstellung alle ‚scharfen‘ S-Laute von der Bildschirmfläche verschwinden. Aber das ist beileibe noch nicht der Hauptursache für die vorzeitige

Grablegung des Eszett, an der paradoxerweise selbst die „Eszet“-Schnitten der Firma Stollwerck ihren unrühmlichen Anteil haben.

Die vornehmlich als Brotbelag gedachten Schokoladentäfelchen sind ein frühes Beispiel für die Missachtung des Eszett. Sie amputieren dem ausgeschriebenen Buchstaben nämlich ein „t“, ohne dass dies mit Blick auf die Entstehungsgeschichte des Produktnamens notwendig ist (Abkürzung von „Staengel & Ziller“, vgl. <http://www.enstinweb.de/ut-portal/eszet.htm>). Die Firma Stollwerck, welche die Schnitten heute herstellt, bewirbt ihr Produkt kurioserweise mit dem Satz: „Genuss schreibt man mit Eszet“ (vgl. [http://www.stollwerck.de/markenwelt/index\\_markenwelt.php?kat=../markenwelt/eszet](http://www.stollwerck.de/markenwelt/index_markenwelt.php?kat=../markenwelt/eszet)).

Die Verflüchtigung dieses Buchstabens hat etwas zu tun mit der auf breiter Front *missverstandenen* Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Dieser Aspekt entbehrt nicht einer gewissen Theatralik, weshalb wir dem Leser eine Freikarte für die laufende Vorstellung spendieren. Die zweite Ursache ist ein Mechanismus, der für die Entstehung von Alltagsirrtümern verantwortlich ist: Ein kollektiver Lemming-Effekt hat ebenso wie eine intrapsychische „Übergeneralisierung“ daran mitgewirkt, dass aus dem Eszett ein blutarmer Buchstaben-Zombie geworden ist, etwas, das nicht leben und nicht sterben darf. Darin offenbart sich in letzter Konsequenz ein Tatbestand „Angewandten Nichtwissens“. Doch alles der Reihe nach.

## 1. Sprachwissenschaftliches Vorspiel

Im Foyer eines Theaters sammelt und versammelt man sich. Und man sammelt Informationen über die bevorstehende Aufführung, den Regisseur und die Schauspieler, indem man in freudiger Erwartung das Programmheft studiert. In unserem Fall ist der Hauptdarsteller schon bekannt wie ein bunter Hund. Aber der Schein trügt, die Entstehungsgeschichte des Eszett ist in Wirklichkeit wenig geläufig. Deswegen müssen wir wohl oder übel noch etwas dazulernen, bevor wir nach dem Ertönen des Gongs in einem der bequemen Plüschessel Platz nehmen dürfen.

Das Eszett ist eine typisch deutsche Eigenheit, es existiert in keiner anderen Sprache. Die Schweizer schreiben seit dem Verschwinden der deutschen Schreibschrift aus den Schweizer Schulstuben 1934 ein Doppel-s. Der Grund: Mit der Einführung von lochbandgesteuerten Bleisetzmaschinen wurde die Texterfassung in den Zeitungsbetrieben immer mehr von Leuten ausgeführt, die keine Schriftsetzer waren und die die Eszett-Regeln nicht kannten. Dies führte zu unzähligen Korrekturen und zu für die Zeitungsproduktion teilweise problematischen Verzögerungen. Die „Neue Zürcher Zeitung“ entschied am 4. November 1974 als letzte der schweizerischen Tageszeitungen, kein Eszett mehr

zu verwenden. „Einige Schwarzkünstler“, kommentiert die Zeitung am 15. Mai 2000 lakonisch, „weinten diesem Zeichen wohl noch ein paar symbolische Tränen nach, von der Leserschaft wurde dieser ‚Verlust‘ aber kaum bedauert.“

Der Sprachwissenschaftler Peter Gallmann hingegen legt unter Berufung auf Eisenbergs sogenannte „Silbengelenktheorie“ eine andere Erklärung der schweizerischen Eszett-Feindschaft vor: Das Eszett bildet in den schweizerdeutschen Dialekten, also in der gesprochenen Sprache, ein Gelenk zwischen zwei Silben. Da es also im Grunde genommen zwei und nicht einer Silbe eines Wortes angehört, wird es in „ss“ umgewandelt und auf diese Weise gleichmäßig auf beide Silben verteilt.

Woher kommt das Eszett, wie ist es entstanden? Holen wir Auskunft bei einem ausgewiesenen Experten, bei dem an der Universität Heidelberg lehrenden Wissenschaftler Dr. Wolfgang Scheuermann. Scheuermann unterhält im Internet eine Website zum Eszett (vgl. <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~ma8/eszet.html>) und beschreibt die Entstehung des Buchstabens wie folgt.

In der deutschen Schrift gab es zwei s-Formen: Inmitten von Wörtern stand das Lang-s, am Ende einer semantischen Einheit das Rund-s. Wenn Lang-s und Rund-s zusammenkommen, entsteht ein merkwürdiges Gebilde, das die Ähnlichkeit mit dem „ß“ nicht mehr verleugnen kann:



Da diese so genannte „Ligatur“ sehr häufig ist, wurde ihr schließlich ein eigenes, nicht mehr auftrennbares Schriftzeichen gewidmet. Das Eszett war entstanden:



Daneben existiert die unter anderem vom renommierten „Deutschen Wörterbuch“ der Gebrüder Grimm vertretene Auffassung, das Eszett leite sich – wie diese Bezeichnung es ja auch nahe legt – aus der Zusammenziehung eines „s“ mit einem „z“ her. In Ermangelung eines geeigneten Sonderzeichens zitieren wir das geschwänzte „z“ als „¬“:

„4) verwirrung ist in das verhältnis des in- und auslautenden s durch den eingriff eines alten hochdeutschen z-lautes gekommen, und zwar jener stufe desselben, die im in- und auslaute infolge der zweiten lautverschiebung an stelle eines alten einfachen t entstanden und von einer dem s ähnlichen, scharfen aussprache war (vgl. auch die ausführungen th. 3, 1126). diesen laut bezeichnete die alte schrift schwankend und vielfach ungenau, oft nicht anders als die anders ausgesprochene stufe des z im anlaute und in- und auslautend, wenn sie an stelle eines tt getreten; oft hob sie ihn von der letzteren stufe des z wenigstens im in- und auslaute

dadurch ab, dasz sie diese durch tz bezeichnete (heizen, hiez gegen sitz, witze, antlutze); den scharfen s-ähnlichen laut strebte man durch verdoppelung des z namentlich im inlaute nach kurzem vocale anzudeuten (wa--er, verme--en, wi--en, beslo--en); der heutige in fachschriften durchgeführte zeichenunterschied zwischen z = tz und - für den s-ähnlichen laut rührt erst von J. GRIMM her. im ahd. hatte die übersetzung Isidors die verschiedene aussprache zu bezeichnen gestrebt, indem sie - durch zs und zss, z auszer im anlaute durch tz gab. an diese bezeichnung knüpft das 14. jh. wieder an, wenn es die schreibung sz für - aufbringt (als eines z, das wie s ausgesprochen werden soll), eine schreibung, die sich erhalten hat und woraus die spätere und heutige ligatur in der sog. deutschen schreib- und druckschrift mit dem namen es - zet entstanden ist.“

Es ist ohne weiteres möglich, das Eszett auch in der hier benannten Weise zu bilden – dies tut aber letztlich nichts zur Sache, denn auch diese Konstruktion (die vielleicht schreibtechnisch leichter ist) hätte keine andere Bedeutung als eben die eines verdoppelten „s“.

Der Scheintod des Eszett wurde durch die Rechtschreibreform ausgelöst, in die er als das quantitativ bedeutendste Element eingeht. Der „Duden“ verfügt nämlich, dass man „ss“ anstatt „ß“ für den stimmlosen s-Laut nach einem kurzen Vokal schreibt. Nach einem langen Vokal oder einem Doppellaut und vorausgesetzt, dass im Wortstamm kein weiterer Konsonant folgt, sollte das Eszett weiterhin sein bescheidenes Bleiberecht behalten. Man schreibt also zum Beispiel „Fluss“, aber „Fleiß“.

In Wirklichkeit ist die vorgebliche Reform Schnee vom vorvergangenen Jahrhundert. Oder, wie der erklärte Reformgegner Scheuermann schreibt: „Die Neuregelung ist neu ... aus der Mottenkiste geholt worden.“ In Wirklichkeit, so behauptet Wolfgang Mentrup vom Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, datiert ihre Erfindung auf das Jahr 1829. Man nennt sie auch die Heysesche S-Schreibung; es ist jedoch nicht geklärt, ob sie Johann Christian August Heyse (der 1829 starb) oder seinem Sohn Karl Wilhelm Ludwig Heyse zuzuschreiben ist.

Jedenfalls fand die Idee schon seinerzeit wenig Freunde. Auch Karl Heyses Sohn Paul, der erste „richtige“ deutsche Literatur-Nobelpreisträger, verwandte sie offenkundig nicht. Immerhin wurde sie 50 Jahre nach ihrer Erfindung doch einmal offiziell eingeführt – von 1879 an galt sie in Österreich. Es sind aber keinerlei Klagen bekannt geworden, nachdem sie 1902 – zugunsten der Regelung der 2. Orthografischen Konferenz – wieder aufgegeben wurde. Ist nicht schon das historische Scheitern der Heyseschen S-Regelung ein Hinweis darauf, dass man dem Eszett nicht ungestraft zu Leibe rückt?

Der häufig gerühmte Vorteil, die Neuregelung befolge das „Stammprinzip“ (z. B. „Kuss“ wegen „küssen“), ist ja ohnehin nicht zutreffend: „Fluss“/“fließen“, „Schloss“/“schließen“ sind Gegenbeispiele, die sich beliebig vermehren lassen. Dafür können es Ausländer manchmal leichter haben, von der Schreibweise auf

die Aussprache zurück zu schließen. Die Neuregelung führt nach der Ansicht von Harald Marx, Erziehungswissenschaftler an der Universität Bielefeld, erwiesenermaßen zu mehr Fehlern in Schüleraufsätzen, Zeitschriften und Tageszeitungen (vgl. <http://www.rechtschreibreform.com/Seiten2/Wissenschaft/011MarxBielefeld.html>).

Während als erwünschter Effekt der Rechtschreibreform avisiert war, die Dehnung und Dopplung von Konsonanten mittels unterschiedlicher Verschriftungen („ss“, „ß“) eines Phonems (/s/) zu visualisieren und damit die korrekte Lesung von Lang- und Kurzvokal auch auf Wortebene zu steuern, bestätigen sich eher die unerwünschten Reformwirkungen: Bei den von der Reform betroffenen s-Laut-Wörtern produzieren Kinder aller Klassenstufen signifikant mehr Fehler.

Neu sind Ausrutscher wie „Ärgerniss“ oder „Verständniss“. Bei Wörtern wie „Schusserie“ oder „Kongresssaal“ bringt die Neuregelung ein Dreifach-s hervor, das die Lesbarkeit erheblich verschlechtert. In der Tat: Mit dem Eszett wird zugleich auch ein hervorragendes Gliederungszeichen im Wort aufgegeben. Auf der anderen Seite wird eine Hauptfehlerquelle in Schüleraufsätzen, nämlich die Unterscheidung von „daß“ und „das“ von der Reform überhaupt nicht tangiert.

Jedenfalls wird die Verwendung des Eszett durch die Reform der deutschen Rechtschreibung erheblich eingeschränkt. In manchen Fällen wird es zugelassen, um in andern nonchalant durch seinen modernen Doppelgänger – das „ss“ – ersetzt zu werden. Das ist aber längst noch nicht alles.

Mittlerweile ist der untote Buchstabe in der Praxis nämlich endgültig eingeseget und zu Grabe getragen worden, und die sterblichen Überreste allenfalls in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und einer Handvoll anderer Printerzeugnisse zu bestaunen. (Vgl. die Auflistung unter <http://www.gutes-deutsch.de/Kaufempfehlungen.htm>.) Der Grund dafür ist, dass die „Duden“-Regelung in einer Art vorausseilendem Gehorsam gründlich missverstanden wurde. Schon nach kurzer Zeit ging nämlich das Gerücht, dass das Eszett durch das doppelte „s“ ersetzt und damit *generell* abgeschafft sei. Der zweite Teil der Regelung wurde also überhaupt nicht mehr wahrgenommen. Er fiel kurzerhand unter den Tisch. Bemerkenswerterweise nicht nur unter den von Schülern und Studenten, sondern vor auch unter den von Redakteuren und Werbetreibenden, also Leuten, die eigentlich professionell mit Sprache umgehen.

Wenn es schon so schlecht um das Eszett bestellt ist, dann wollen wir die Theatralik dieses Abgangs wenigstens nicht beschönigen. Rückzugsgefechte oder gar renitente Gegenwehr stehen von diesem Buchstaben nicht zu befürchten. Und trotzdem ist, was sich da vor aller Augen und doch in aller Heimlichkeit abspielt, ein bühnenreifes Spektakel. Darum ist jetzt ein entspanntes Zurücklehnen angesagt. Verfolgen Sie, wie sich der Vorhang nach dem Verlöschen der Lichter und unter dem Raunen des Publikums langsam öffnet ...

## 2. Vorhang auf: Trauerspiel in dreiunddreißig Aufzügen

Die Beispiele für die betriebsame Auslöschung des Eszett sind Legion und für jeden greifbar, der einmal mit offenen Augen die Zeitung aufschlägt, die Fußgängerzone durchschreitet oder die Werbung auf Plakaten und Autos betrachtet. Der gnadenlose Verdrängungswettbewerb, den das Doppel-s gegen das Eszett austrägt, hat selbst in auflagenstarke Broschüren und in die Großwerbung Einzug gehalten. Hier ist er ebenso zu besichtigen wie in der Korrespondenz kleiner und mittelständischer Unternehmen oder in privaten Schriftstücken.

Auf der Plastikflasche des Haarshampoos „Herbal Essences“ notiert der Hersteller Clairol (Procter & Gamble): „Herbal Essences 2-in-1 ist Shampoo und Spülung in einem. Seine eigens entwickelte, klare Formel mit natürlichen Kräuteresenzen, pflanzlichen Wirkstoffen und reinem Bergquellwasser reinigt und pflegt genau im dem richtigen, auf Ihren Haartyp abgestimmten *Mass*.“

Auf der Eintrittskarte des Cineplex-Kinos in Goslar lesen wir die Ankündigung: „*Grosses* Kino, *grosse* Gefühle“. Auch die Steigerungsformen lassen es sich angelegen sein, dem Eszett gründlich den Garaus zu machen: Als „der *grösste* Markenmöbel-Anbieter in Deutschland“ begrüßt Flamme in Frankfurt am Main seine Kunden beim Einbiegen auf den Parkplatz. Mit dem Wagen vor dem ehemaligen Fabrikgebäude angekommen, liest man es noch einmal auf einer feuerroten und gleich mehrere Meter hohen Plane: Mit seinen „vier riesigen Verkaufsetagen“ ist Flamme Möbel unbestreitbar „der *Grösste*“.

Sie sehen, schon, in Sachen Eszett bekommen Sie hier einiges zu schlucken. Darauf ein „Franziskaner *Weissbier*“! Denn auch die Traditionsbrauerei hat die Schriftzüge auf Flaschen, Gläsern und Sonnenschirmen eilfertig aktualisiert und uns damit ein weiteres hochprozentiges Beispiel geliefert.

Auch andere Spezialitäten haben einschlägige Eszett-Irrtümer im Gefolge. So bewirbt die Supermarkt-Kette Minimal als Dauer-Tief-Preis eine 300-Gramm-Packung „Unsere beste Grüne *Sosse*“. Demselben Irrtum ist das Frankfurter Theaterensemble „*TheaterGrüneSosse*“ aufgesessen, bei dessen Namensgebung vermutlich die komplementäre Eszett-freie Internet-Domain (vgl. <http://www.gruenesosse.de>) eine Rolle gespielt hat.

In der Tat wird das Kesseltreiben gegen das Eszett in jüngerer Zeit vor allem durch das Internet forciert. Denn das Eszett verweigert eigensinnig jede Kompatibilität mit dem Netz und den es durchforstenden Browsern. Nach dem Absehen der Buchstabensuppe bleibt demzufolge nur das doppelte „s“ in den Maschen hängen, so dass selbst gestandene Städte wie Groß-Umstadt zu bemitleidenswerten Doppel-s-Domains (vgl. <http://www.gross-umstadt.de>) mutieren.

Eine Rolle spielen sicher auch die mangelhaften Qualitätsstandards und die Nachlässigkeit der Web-Redaktionen. So findet sich auf den Seiten des Marburger

Forums (vgl. [http://www.philosophia-online.de/mafo/heft2003-04/Altmeyer\\_Kaminer.htm](http://www.philosophia-online.de/mafo/heft2003-04/Altmeyer_Kaminer.htm)) ein Beitrag der Philosophin Claudia Altmeyer, in dem von „*grosse[n]* Denker[n]“ „*anmassende[m]* Selbstmitleid“ und „*Äusserlichkeiten*“ die Rede ist. Unfreiwillig komisch: „Potemkin *grüsst*“ mit einem feinen Lächeln herüber.

In der Arztpraxis schlagen wir ein Magazin auf und bleiben auf einer Seite mit Printwerbung hängen. Auf einem Foto ist ein frisch vermähltes Paar zu sehen, dessen weiblicher Teil dem Betrachter ostentativ die frisch polierten Beißwerkzeuge zeigt. Der Slogan klingt vielversprechend: „Hochzeit in *Weiss*“.

Apropos Weiß. Aus einer Grundschule in Mönchengladbach-Rheydt berichtet eine Lehrerin von einem Viertklässler namens Marcel Weiß, der seinen Namen nach der Rechtschreibreform auf Geheiß seiner Mutter fortan in „Marcel *Weiss*“ abwandelte. Hatte die Mutter eine Unterschrift zu leisten, unterschrieb sie mit „*Weiss*“. Damit nicht genug. Auch der Namensstempel, mit dem die Schulbücher des Jungen bedruckt wurden, vermeldete die Reform des Familiennamens.

Der Elektronik-Discounter Media Markt („Ich bin doch nicht blöd“) will in einer Zeitungsreklame Einzelstücke, Restposten und Auslaufmodelle an den Mann bringen. Leider entlarvt die Headline den vorgeblichen Sachverstand als unmissverständliche Fehlanzeige: „Wir *schmeissen* raus.“

Längst hat der Eszett-Fehler sich selbst des Untergrunds bemächtigt: In der Frankfurter U-Bahn-Station Höhenstraße finden sich an der Wand gegenüber dem Bahnsteig vier Stationsbenennungen. Drei Mal ist der Name korrekt geschrieben, nur die zweite Standortbestimmung von links benennt eine „*Höhenstrasse*“. Und an der U-Bahn-Station Messe weist uns ein Informationsschild auf die „*Strassenbahnlinie*“ hin.

Sie sind mit Ihrer Geduld am Ende und möchten sich am liebsten schwarz auf weiß über diese Heimsuchungen beschweren? Dann unterzeichnen Sie die Protestnote doch mit „Ich verbleibe mit freundlichen *Grüssen*“ – so wie es das Frankfurter Gartenbau-Unternehmen Hartmann in einem Kostenvoranschlag tut.

In Fällen wie dem letztgenannten – es handelt sich um private Anwender oder Kleinstunternehmen – hat vermutlich die Word-Autokorrektur zugeschlagen und das Eszett nonchalant durch das Doppel-s ersetzt. Dabei wurde die heimliche Eliminierung vom Schreibenden entweder nicht bemerkt oder Schulter zuckend akzeptiert. Microsoft hat bekanntlich immer Recht.

Ein dankbares Beispiel für den herrschenden Exzett-Exorzismus ist der Bereich Fußpflege. Die Produkte des Marktführers Scholl (SSL Healthcare) tragen so anregende Bezeichnungen wie „*Fuss*-Balsam“, „*Fusspilz*-Schutz-Spray“ und „Travel socks gegen geschwollene *Füsse*“. Auch die Firma efasit betätigt sich in Sachen Eszett als Engelmacher und bietet seiner fußmüden Kundschaft ein „Vital-*Fussbad*“, ein „*Fuss*- und Körperpuder“ sowie ein „*Fuss*-Deospray“ an. Die Firmen

Crena footcare (für Credo Solingen), Titania, Hidrofugal (Beiersdorf) und Akileine, „weltweiter Partner der *Fuss*-Spezialisten“, halten es nicht anders.

Was bleibt, ist der ernüchternde Befund, dass sich Unternehmen, die ausschließlich im Bereich Fußpflege tätig sind, so geschlossen für eine eigene Interpretation der Eszett-Regelung einsetzen.

Ein echtes Highlight sind die Einsatzfahrzeuge der „Frankfurter *Fussweg*-Reinigung“. Nicht nur, weil diese einen promovierten Akademiker (Dr. Feiler & Co. oHG) auf ihren Pkw umherfahren. Sondern, weil sie neben dem grassierenden „*Fuss*“-Malheur gleich auch noch so exklusive Leistungen wie „*Strassenreinigung*“ und „*Verkehrsmassnahmen*“ bewerben.

Mit einem Sonderprospekt zum Schulanfang beteiligt sich die Großmarktkette real an der Zwangsausweisung des Eszett. Denn der ABC-Schütze soll dank der nützlichen Dinge aus der real-Produktpalette wie Füller und Bastelschere gute Noten mit nach Hause bringen. Merkwürdig allerdings, dass real den Wunschtraum von der Erreichung des Klassenziels ausgerechnet in einer Headline anpreist, die das genaue Gegenteil verheißt: „*Bloss* nicht kleben bleiben.“

Jack Wolfskin, die bekannte Marke für Outdoor-Artikel, führt in ihrer Firmenbezeichnung offiziell die Angaben „Ausrüstung für *Draussen* GmbH & Co. KG aA“.

Über einem Ladenlokal – einem Salon für medizinische Fußpflege und Massage – prangt ein beleuchtetes Schild mit der Aufschrift „Schönsein von Innen und *Aussen!*“. Nur ein paar Gehminuten entfernt gibt es eine Geflügel-Fleischerei. Passend zur Saison kommt hier nicht nur eingelegtes Hähnchenfilet auf den Grill, nein, die Zähne graben sich auch in saftige „*Spiesse*“.

Das Frankfurter Stadtmagazin „FRITZ“ will seine männlichen Leser in der Juli-Ausgabe 2003 auf seinen Schmuddelseiten – denen mit den unverhüllten nackten Tatsachen – mit einer ganz und gar unplatonischen Verlockung ködern. Über einer einschlägigen Hotline-Telefonnummer ist zu lesen: „Junge Frauen (18+) suchen junge Männer für eine *heisse* Nacht zu zweit.“

Das Adjektiv „*süss*“ („Ich bin wirklich ein *süsser* Typ (30/1,89 groß), dunkelblond, gut gebaut und suche dich ...“) taucht übrigens nicht nur als schönfärberische Selbstcharakterisierung in Kontaktanzeigen auf. Mitunter wird es auch einem Gegenüber zugeschrieben. Im Aufgang einer U-Bahn-Station fällt unser Blick auf eine an die Wand gesprühte Liebeserklärung: „FÜR MEINE *SÜSSE* PRINZESSIN“.

Dabei ist das letzte Beispiel eigentlich zu schön, um wahr zu sein. Genauso wie das auf den Plakaten der 2003 bundesweit angelaufenen Kampagne für den Likör Ramazotti. „*FLIESSEND* ITALIENISCH“ lautet der einschlägige Slogan, der für unser Trauerspiel leider ganz und gar unbrauchbar ist. Bei der durchgängigen Verwendung von Großbuchstaben (Majuskeln), so lautet nämlich eine Vorschrift der amtlichen Regelung, kommt das Doppel-s zum Einsatz – unabhängig davon,



welche Art von Vokal vorangeht. Der Grund für diesen Sonderfall ist typografischer Natur. Wie erwähnt existiert das Eszett nur als Kleinbuchstabe und lässt sich deshalb nicht in die Majuskelreihe integrieren.

Dafür, und um uns wieder den wahren Eszett-Verächtern zuzuwenden, wird in einer Kleinanzeige („Frankfurter Rundschau“ vom 5. Juli 2003) eine tüchtige Verkäuferin für einen „Süßwaren /Getränkeshop“ gesucht. Und was soll man erst – so steht es auf der rosafarbenen Markise und dem geschäftseigenen Aufkleber geschrieben – über die Ladenkette namens „Susi Süßes Kaufhaus“ vermelden?

Angesichts dieser Litanei der Fehlgriffe, der schleichenden Verdrängung und des blindwütigen Ausmerzen-Wollens möchte man glatt umziehen. Aber wohin? Jedenfalls nicht nach „Giessen“, denn dieses Beispiel aus einem Werbeanschreiben des immerhin mit vier Sternen ausgezeichneten Best-Western-Hotels Steinsgarten beweist eindrucksvoll, dass selbst Städtenamen nicht vor einer behändigen ‚Aktualisierung‘ gefeit sind. In der Tat erlebt sich die Gießener Bevölkerung heute in Plakaten, Schildern und sonstigen Printerzeugnissen zweigeteilt.

Die in edles Silber gewandete Broschüre „Unternehmensgrundsätze“ des in über 80 Ländern der Welt vertretenen Lebensmittelkonzerns Nestlé, eines echten Global Players, besticht durch konsequente Falschanwendung der Eszett-Regeln. Da werden „Massnahmen“ zur Eindämmung der Kinderarbeit ergriffen und „*ausserdem*“ die Bestimmungen irgendeiner Charta berücksichtigt. Und natürlich wird die Einhaltung der Unternehmensgrundsätze „*regelmässig*“ von internen Auditoren überprüft.

Sicherlich entschärft die Schweizer Herkunft des Nestlé-Konzerns solche Auswüchse, das aber ändert genauso wenig an der Fehlerhaftigkeit der deutschen Broschüre wie der Fall der deutschlandweit vertriebenen Nestlé-Schokolade „Die Weisse“.

Seit einiger Zeit hat die Deutsche Bahn AG in den Bahnhöfen sogenannte SOS/Info-Säulen aufgestellt, die allerdings meistens außer Betrieb sind. Oder, wie es im Display zu lesen ist, „*Ausser* Betrieb“. Der Frankfurter Hauptbahnhof, wo die digitale Eszett-Panne ebenfalls zu anzutreffen ist, legt noch einmal nach und stellt den Reisenden in der Nähe des Nordausgangs „*Schliessfächer*“ zur Verfügung.

„Viel *Spas*s beim Shoppen.“ – Das aktuelle Magazin 2003 von T.H. Kleen/Otto Boenicke, eines großen Anbieters von Tabak und Werbegeschenken, befließigt sich fast durchgängig der Falschschreibung in Sachen Eszett. Wir greifen willkürlich einige Beispiele heraus, bei denen die Korrekturfunktion des mitlaufenden Rechtschreibprogramms die Seite Format füllend in ein freundliches Rot taucht:

„Ein spritziges Vergnügen für *heisse* Tage“

„Nützliches für Drinnen und *Draussen*“

## Essay: Eszett und neue Rechtschreibung

„*Massstabsgetreue* Spritzguss-Motorräder“

„Innen- und Funkaussenthermometer“

„Maximaler *Spaß* – minimaler Preis“

„Jumper' *heisst* der witzige Keyring, ...“

„Verschleissfreie Pumptechnik“

„Sie suchen ein *aussergewöhnliches* Geschenk?“

So ist uns am Ende unseres Trauerspiels ganz frostig zumute geworden. Ungefähr so, wie mit einem Löffel Langnese Cremissimo-Eis im Mund. Sie möchten gerne erfahren, warum? Natürlich, weil die 850ml-Packung lauter „*Geniesser-Früchte*“ enthält.

### 3. Epilog: Theorie der Alltagsirrtümer und „Angewandtes Nichtwissen“

Jetzt haben Sie es fast geschafft, der dramatische Teil der Aufführung ist bewältigt. Was nun folgt, sind Zusammenschau, These und Synthese. Oder, wer weiß das schon so genau, Flötentöne und Abgesänge.

Die vorschnelle Einsegnung des Eszett dokumentiert ein zwanghaftes Aktualisierungsbedürfnis. Kaum war die neue deutsche Rechtschreibung amtlich, da wurde in Echtzeit umgestellt. Vor allem dort, wo es gar nichts umzustellen gab. Das gehetzte Richtigmachenwollen, ohne dass die Journalisten, Redakteure, Werbetexter und Entscheider wirklich wüssten, wie man richtig schreibt, hat seinen Preis. Nämlich, dass die Übererfüllung der Regel mit genau dieser Regel bricht und Widersinnigkeiten am laufenden Band produziert – orthografisch invalide Broschüren, Flyer, Hinweisschilder, Plakate und Schilder soweit das Auge reicht.

Das ist die Rache des lebendig begrabenen Eszett.

Schlimmer noch als für den Gesichtssinn ist das rhizomatisch wuchernde „ss“ für das Gehör. Denn es verwandelt, spricht man das Wort tatsächlich aus, den langen Vokal in einen kurzen. „Spaß“ beiseite: Man muss sich die ganzen „Massnahmen“, „Füsse“ und „Grüsse“ nur einmal auf der Zunge zergehen lassen, um zu erkennen, dass sich die Fraktion der Eszett-Ausradierer schon phonetisch in einer Sackgasse befindet, aus der es kein Entrinnen mehr gibt.

Bleibt die Frage nach den Gründen. Woher stammt das blinde Vertrauen, mit dem das Eszett nonchalant durch das Doppel-s ersetzt wird? Liegt die Ursache in eigenen Lektüreerfahrungen (Doppel-s nach *kurzem* Vokal), die kurzschlüssig auf

alle anderen Fälle der Eszett-Verwendung übertragen wurde? Geht von diesen, nicht als solchen identifizierten Fehlern eine Lenkwirkung aus, d. h. sind diese Zentren für die epidemische Ausbreitung der Unstimmigkeiten verantwortlich? Jedenfalls scheint bei der chronischen Verletzung der das Eszett betreffenden Rechtschreibregeln ein Nachahmungseffekt im Spiel zu sein.

Bevor wir diese Spur weiter verfolgen, schlagen wir Walter Krämers und Götz Trenklers „Lexikon populärer Irrtümer“ auf. Die Autoren verfolgen das Ansinnen, einen Großteil unseres vermeintlich gut gesicherten Alltagswissens als Folklore zu entlarven. So erfahren wir zum Beispiel, dass Leonardo da Vincis weltberühmte „Mona Lisa“ in Wirklichkeit gar nicht die Mona Lisa abbildet, Spinat eigentlich kaum Eisen enthält, Mäuse überhaupt nicht besonders gerne Käse fressen und dass weder Kaugummi noch Ketchup aus den USA stammen. In ihrem „Lexikon der populären Ernährungsirrtümer“ weisen Udo Pollmer und Susanne Warmuth ähnliche Fehlteile für den Bereich der Ernährung nach, z. B. für den Zusammenhang von Alkoholkonsum und Lebenserwartung.

Von unseren Irrtümern lebt inzwischen eine ganze Lexikon-Industrie. Neben den genannten Lexika sind bei den Verlagen Eichborn und Piper noch zahlreiche weitere Titel erschienen, darunter das „Lexikon der populären Sprachirrtümer“ (2003), das „Lexikon der Öko-Irrtümer“ (2002) oder das „Lexikon der Psycho-Irrtümer“ (2002).

Im Zeitalter von Dietrich Schwanitz, Günther Jauch und literarischer Kanondiskussion kommt es offenbar nicht nur auf Bildung und gut gesicherte Wissensbestände an. Man beschäftigt sich genauso – gut aufklärerisch – mit der Kehrseite, den blinden Flecken des Wissens. Auf Schritt und Tritt, so wird uns suggeriert, lauern Irrtümer und Halbwahrheiten. Wer sich unbesehen auf Überlieferungen verlässt, wird gleichfalls von Fehlteilen heimgesucht. Deswegen muss man den Dingen wieder auf den Grund gehen. So, als ob man einen beschlagenen Spiegel von einem frevelhaften Hauch reinigen müsste und die Wahrheit auf diese Weise wieder zum Vorschein käme.

Wie konnten sich unsere alltäglichen Irrtümer so lange am Leben halten? Die Antworten sind Krämer und Trenkler zufolge so vielfältig wie die vorgestellten Beispiele selbst:

„Einige (Irrtümer) überleben, weil sie nützlich sind – zum Durchsetzen oder Kaschieren von Interessen – oder weil es bequem ist, oder weil der Pfarrer oder die Gewerkschaft es so sagt, oder weil man seine Ruhe haben will. Andere, wie die bekannte Großstadtsage von der Ratte in der Pizza, dienen dem unbewussten Ausleben von Ängsten und Aggressionen, die sich in solchen Mythen ungestraft entladen dürfen, wieder andere, wie das Märchen von der grundsätzlichen Gefährlichkeit des Alkohols, werden von wohlmeinenden Paternalisten vor allem zum Schutze des dummen Volkes ausgebreitet, das ja bekanntlich die Wahrheit

nicht verträgt, und wieder andere sind glatte Lügen oder simple Denkfehler, die nur noch nicht entschleiert worden sind.“

Besonders schwer sind Alltagsirrtümer zu demaskieren, wenn sie auf einer Verwechslung von Korrelation und Kausalität beruhen. Man nennt zwei Variablen korreliert, wenn hohe Werte der einen typischerweise mit hohen Werten der anderen auftreten und umgekehrt. Eine solche Korrelation muss aber nicht bedeuten, dass die eine Variable die Ursache der anderen ist. Oft entsteht eine Korrelation zweier Variablen durch eine unbekanntes Hintergrundvariable, die auf beide wirkt.

Ein Beispiel: die um fünf bis zu fünfzehn Jahre höhere Lebenserwartung von verheirateten Männern. Im Gegensatz zur verbreiteten Meinung, Ehemänner würden älter als ihre unverheirateten Geschlechtsgenossen, *weil* sie verheiratet sind, muss man korrigierend feststellen, dass die Ehe nicht die Ursache, sondern die (Neben-)Wirkung eines langen Lebens ist. Als Hintergrundvariable lässt sich eine Persönlichkeitsstruktur aufweisen: Der Tendenz nach finden sich unter den Verheirateten eher Personen, die ein geregelt Leben schätzen und auf ihre Gesundheit achten. Kriminelle und Menschen, die hohe Risiken eingehen, halten sich stärker als andere dem Eheleben fern.

Eine entsprechende Sorgfalt müssen wir auch bei der Auflösung des Eszett-Irrtums walten lassen. Denn dass die Eszett-Regelung vielfach missverstanden oder fehlinterpretiert wurde, ist für sich genommen noch kein Tatbestand eines Alltagsirrtums – sondern möglicherweise nur des einfachen Nichtwissens, der mangelnden Kenntnis, vielleicht der Dummheit. Nichtsdestotrotz deutet das gehäufte Auftreten dieses Irrtums auf eine gemeinsame, möglicherweise komplexe Ursache hin. Wir sind also auf der Suche nach dem Ursprung für ein kollektives Missverständnis.

Wie sich Irrtümer verbreiten und zu normativen Verhaltensvorgaben werden, erleben wir täglich, z. B. im Straßenverkehr. Etwa beim „Reißverschluss“-Verfahren: Wenn sich eine zweisepurige Straße zu einer einspurigen verengt, ist es am vernünftigsten, auf der linken Spur bis an das Spurende heranzufahren und sich erst dort (und nicht etwa früher) in die Kolonne auf der rechten Spur einzufädeln. Der Vorteil besteht darin, dass der Raum auf der linken Spur effizient ausgenutzt wird und die Gefahr eines Rückstaus sinkt. Trotzdem wird das Reißverschluss-Verfahren hierzulande häufiger als in anderen Ländern völlig falsch praktiziert, nämlich durch Einfädeln weit vor der Spurverengung. Warum ist das so?

Die Verkehrsteilnehmer fädeln sich früher ein, weil viele dies tun und ‚Früheinfädeln‘ als das vorausschauendere und kompetentere Verkehrsverhalten gilt. Manche Autofahrer verhalten sich so, um nicht den Rest der Spur für vermeintliche Überholmanöver zu missbrauchen und als rücksichtslose Drängler oder Verkehrsrowdies verunglimpft zu werden. Hinzu tritt die Erfahrung, als

‚Späteinfädler‘ nicht oder zumindest nicht in absehbarer Zeit auf die rechte Spur gelassen zu werden. Der anfängliche Zeitgewinn wird also wenig später durch überlanges Warten zunichte gemacht. Vermutlich haben wir es hier mit einem Zusammenspiel von rationaler Fehleinschätzung und einem internalisierten sozialen Rechtfertigungsdruck zu tun.

Am plausibelsten ist der beobachtete Nachahmungs- oder Lemming-Effekt durch den Einsatz des so genannten „Angewandten Nichtwissens“ zu erklären: Obwohl das ‚Späteinfädeln‘ das *offenkundig* vernünftigste Verhalten ist, haben sich die ‚Früheinfädler‘ an irgendeinem Punkt ihrer Verkehrssozialisation entschlossen, dem Beispiel der anderen zu folgen und nicht weiter in eigene Denkanstrengungen bezüglich ihres Tuns zu investieren. Mit den genannten, nicht selten chaotischen Folgen.

„Angewandtes Nichtwissen“ beruht nach Ansicht der Mitarbeiter des „Institute for Applied Ignorance e. V.“ mit Sitz an der Universität Siegen (vgl. <http://www.uni-siegen.de/~ifan/>) auf einer einfachen Rentabiliätsabschätzung: „Angewandtes Nichtwissen ist das Handeln und Entscheiden auf der Grundlage nicht objektivierbarer, aber dennoch nicht beliebiger Begriffe und Vorstellungen. [...] Im Unterschied zum nicht angewandten Wissen verzichten wir bewusst und rational auf prinzipiell erlangbares Wissen, und zwar aus einer rationalen Abwägung zwischen dem Nutzen zusätzlichen Wissens und den mit seiner Gewinnung verbundenen Kosten.“ (Michael Gail)

An dem Punkt, an dem der Aufwand zur Erlangung vollständigeren Wissens größer wird als sein tatsächlicher Nutzen, verzichten wir also auf weiteren Erkenntniszuwachs. Ab hier wäre ein Weiterfragen und -forschen schlichtweg unvernünftig. Ein Beispiel aus dem Alltag: Wenn Sie einen bestimmten Fernseher kaufen möchten, dann vergleichen Sie vielleicht die Preise, die zwei, drei oder vier Fachhändler für dieses Gerät veranschlagen, aber niemals die Preise aller Händler im gesamten Bundesgebiet. Irgendwann weiß man einfach genug. Als pragmatisches Erkenntnismittel besitzt Angewandtes Nichtwissen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für unser Tun.

Dieser Argumentation soll hier keineswegs widersprochen werden. Aber wir möchten sie um einen wichtigen Punkt ergänzen: Angewandtes Nichtwissen, so lautet unsere These, ist nicht eine *per se* zu Unrecht vernachlässigte Insel im rauen Meer des Wissens, seine schändlich unterschätzte Näherungsform. Mitunter hebt gerade das Angewandte Nichtwissen wirkliches Wissen aus und unterminiert es – in Form einer Halbwahrheit oder eines in der Praxis ‚erfolgreich‘ durchgesetzten Fehlers. Es existiert mit anderen Worten eine Form eines irrtümlich Angewandten Nichtwissens. Einer seiner Verbreitungswege ist die Nachahmung bei gleichzeitigem Verzicht auf kritische Prüfung.

Für die Doppel-s-Verfechter ist das Eszett mit der neuen amtlichen Rechtschreibung endgültig verschwunden. So wurde es ihnen von Freunden und

Bekanntes kolportiert. Auch aus ihrer eigenen Leseerfahrung kennen sie *ausschließlich* die Eszett-freie Schreibweise. Unter den ihnen geläufigen Beispielen finden sich einige regelkonforme Anwendungsfälle, aber, wie unser Trauerspiel gezeigt hat, auch zahlreiche Unregelmäßigkeiten. Die Eszett-Verächter hingegen nehmen ihre Beobachtungen als ein geschlossenes Ganzes wahr. Da sie die diesbezügliche Regel zumindest nicht vollständig kennen, differenzieren sie auch nicht zwischen der Schreibweise nach kurzen und der nach langen Vokalen. Stoßen sie in einem Text tatsächlich einmal auf ein Eszett, so belächeln sie es als antiquiert und regelwidrig.

Die Nachahmungsthese lässt sich durch ein schlagendes Beispiel erhärten. Im Produktsortiment von Maggi und Erasco findet sich ein Heißgetränk, dessen Verpackungstexte sich einer fast identischen Wortwahl bedienen. In diesem Fall hat der Erasco-Texter vom Maggi-Texter abgeschrieben – oder umgekehrt –, und bei dieser freundlichen Übernahme auch den Eszett-Fehler reproduziert. Dabei widersprechen die zwei unterschiedlichen Schreibweisen im Erasco-Text („heiss“ und „heiß“) unserer These keineswegs, sondern deuten im Gegenteil auf eine mangelnde Sensibilität im Umgang mit dem Eszett hin.

Tütenaufschrift Maggi: „Heisser Becher“

„Der schnelle, feine Genuss für zwischendurch – im Nu zubereitet, überall wo es *heisses* Wasser gibt.“

Tütenaufschrift Erasco: „Heisse Tasse“

„Zwischendurch mal was Gutes genießen. Im Büro, zu Hause oder überall wo's heißes Wasser gibt. Schmeckt echt lecker und ist im Nu zubereitet.“

Mit der Nachahmung als handlungsbestimmendem Faktor für das irrtümlich Angewandte Nichtwissen interferiert eine zweite, nämlich intrapsychische Ursache. Die Schuldidaktik kennt den Begriff der „Übergeneralisierung“ zur Beschreibung einer beliebten Fehlerquelle, z. B. beim Erlernen der Rechtschreibung. Übergeneralisierung besagt, dass eine einmal erkannte Regel im Übereifer auch dort Anwendung findet, wo sie eigentlich nicht zutrifft. Übertragen auf das Eszett-Problem: Viele verwenden seit der Rechtschreibreform unterschiedslos nur noch die Schreibung „ss“ und haben das Eszett völlig aus ihrem Sprachgebrauch verdrängt, obwohl dieser Buchstabe in der deutschen Sprache ja nach wie vor einen klar definierten Verwendungsbereich hat.

Wir fassen zusammen. Im Kontext der Eszett-Problematik beruht das fälschlicherweise Angewandte Nichtwissen auf einem allzu leichtfertigen Verzicht, sich verbürgtes Wissen zu verschaffen. Die Wahrnehmung, dass das Eszett in einer begrenzten Anzahl von Fällen durch das doppelte „s“ ersetzt wurde, scheint zusammen mit der übergeneralisierten „Duden“-Regelung selbst für professionelle Textproduzenten völlig hinreichend, um daraus operationelles Wissen zu generieren. Wie sonst wäre zu erklären, dass selbst hoch bezahlte Kreativ-Direktoren darauf verzichten, sich durch das Nachschlagen im Wörterbuch

rückzuversichern? Es ist schon paradox, dass man von enormem logistischem und wirtschaftlichem Aufwand begleitete Werbekampagnen anrollen lässt, aber die drei, vier Schritte in Richtung Bücherregal scheut.

Der Leidtragende ist das Eszett, das schon durch die Rechtschreibreform zum Kellerkind unter den Buchstaben abgestempelt wurde und als Schatten seiner selbst ein bemitleidenswertes Dasein fristet. Derart geschwächt, droht es nunmehr völlig zu verschwinden. Ob sich Reanimationsversuche wie der vorliegende als Tropf gegen das verrinnende Leben oder eher als Tropfen auf den heißen Stein herausstellen werden, bleibt abzuwarten. Der Vorhang für das erste Gastspiel jedenfalls ist gefallen, der Zuschauerstrom drängt durch die weit geöffneten Türen ins Freie. Weitere Vorstellungen werden folgen, wobei der Regisseur Besetzung und Handlung von Aufführung zu Aufführung leicht variieren wird. Ob dem Eszett nun ein schneller Buchstaben-Tod vergönnt sein wird? Ob es weiterhin in mattem Siechtum dahinvegetiert? Oder ob es gar irgendwann unter den *standing ovations* des Publikums eine glänzende, von Pauken und Trompeten begleitete Wiederauferstehung feiert? Ausgang ungewiss.

- Walter Krämer, Götz Trenkler: Lexikon der populären Irrtümer. 500 kapitale Missverständnisse, Vorurteile und Denkfehler von Abendrot bis Zeppelin. Piper Verlag, München 2002. 411 Seiten, 8,90 EUR. ISBN 3-492-22446-6
- Udo Pollmer, Susanne Warmuth: Lexikon der populären Ernährungsirrtümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten von Alkohol bis Zucker. Piper Verlag, München 2003. 432 Seiten, 8,00 EUR. ISBN 3-492-24023-2
- ungewußt. Die Zeitschrift für Angewandtes Nichtwissen. Heft 10. Winter 2002/2003. Institut für Angewandtes Nichtwissen e.V., Siegen 2003. 78 Seiten, 2,50 EUR. ISSN 0946106x

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6675](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6675) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Deutschsprachige Literatur

---

## Archäologie des Ich

### Wolfgang Hilbig schreitet die Räume der Erinnerung ab

*Von Christoph Jürgensen*

Pointiert ließe sich formulieren, dass Wolfgang Hilbig mit allen seinen Büchern an einem einzigen großen Text schreibt. Seit er 1979 mit dem Lyrikband „abwesenheit“ in der Bundesrepublik reüssierte, erkundet dieser Archäologe des modernen Bewusstseins in Gedichten, Erzählungen und Romanen die psychischen Deformationen der Unterprivilegierten und zeigt die Hilflosigkeit randständiger Figuren vor der (sozialistischen) Wirklichkeit. So konstituiert sich aus dem Mosaik seiner Texte eine Gegengeschichte der DDR, eine literarische Geschichtsschreibung von unten. Da Hilbig selbst jahrelang u. a. als Heizer gearbeitet hatte, sich also, wie Reinhard Jirgl einmal bemerkt hat, „in ein Jobmilieu abgeduckt hat“, bevor er sich als Schriftsteller etablieren konnte, liegt hierbei eine autobiographische Lesart seiner Bücher nahe – doch darf trotz der auffälligen und konstitutiven Implementierung autobiographischer Versatzstücke in den jeweiligen Erzählmikrokosmos nie die Differenz zwischen Autor und Erzähler übersehen werden, da Hilbigs Texte sich gerade durch die unauflösbare Spannung von autobiographischer und fiktionaler Dimension auszeichnen.

Auch in seinem neuen Erzählband „Der Schlaf der Gerechten“ sind die Grenzen zwischen den einzelnen Texten durchlässig, ja es ergibt sich aus deren Zusammenspiel fast so etwas wie ein Roman. Die sieben Erzählungen des Bandes, die bis auf eine Ausnahme in den 90er Jahren entstanden sind, sind in zwei Blöcken gruppiert: Die vier Erzählungen des ersten Teils nehmen hauptsächlich Erinnerungen an die unmittelbare Nachkriegszeit und damit Perspektiven der Kindheit in den Blick, während die Geschichten des zweiten Teils in der Nachwendezeit situiert sind. Innerhalb des Bandes verläuft also eine zeitliche Bewegung der Geschichten von der fernen bis in die unmittelbare Vergangenheit, die sich für den Leser schließlich zur Geschichte eines Ich zusammenfügt. Allerdings darf dieses Zusammenfügen nicht so verstanden werden, dass sich dadurch schließlich ein harmonisches, geschlossenes Selbstbild eines Erzählers konstituieren würde – dieses bleibt für die Protagonisten Hilbigs grundsätzlich unerreichbar, sie bleiben örtlich wie psychisch rastlos, unbehaust.

Das thematische Gravitationszentrum, um das diese finsternen Erzählwelten kreisen, bildet die Erinnerung. Erinnert wird eine Vergangenheit, die nie



abgeschlossen und bewältigt werden kann und die damit unvollendet in die Erzählgegenwart reicht. In der „Die Erinnerungen“ betitelten Geschichte heißt es dazu: „Oh, diese Erinnerungen führten schon lange ihr eigenes Leben, das ein selbstmörderisches war und das nach und nach in den Wahn überging.“ Und in „Der Nachmittag“ ist programmatisch die Bahnhofsuhr in der Stadt M. schon vor Jahren auf drei Uhr stehen geblieben: „Seitdem war man ausgeschlossen aus der unaufhaltsam und weich fließenden Fortbewegung der Zeit“. Das Bild der stehen gebliebenen Uhr verdichtet das Gefühl der Erzähler, in einem Zustand des Dazwischen gefangen zu sein, aus dem sich ihnen kein Ausweg bietet.

In der Auftakterzählung „Ort der Gewitter“ gelingt es Hilbig besonders bildkräftig, dieses Gefühl des Dazwischen zu schildern: Ein quälend heißer Nachkriegssommer in einer Stadt wird evoziert, die vom Tagebau lebt und daher wie unter einer Ascheschicht liegt. Dass die Vergangenheit hier immer präsent ist und somit machtvoll für einen Alltag zwischen den Zeiten sorgt, macht gleich der Erzähleingang deutlich: Die Stadt ist nur zu einem Teil bewohnt, der (auch symbolische) Bahnübergang markiert die Grenze zur Vergangenheit: „[H]inter dem Bahnübergang lagen nur noch, rechtsseitig jedenfalls, unübersichtliche Trümmerfelder, aus denen schwarze Gebälke und Ruinen ragten: es waren die Reste ehemaliger Munitionsfabriken, in denen während des Krieges die Gefangenen eines Konzentrationslagers gearbeitet hatten.“

In dieser vergangenheitsgesättigten Stimmung bringt der Erzähler seine Zeit mit dem Warten darauf zu, endlich nicht mehr nur nutzloses „Zwischenwesen“ zu sein, also endlich erwachsen zu werden und nicht mehr „ein ewiges Neutrum“, „das Kind“ zu sein. Einen Ausweg aus der bleiernen, sozusagen aschegrauen Atmosphäre bietet ihm schließlich die Literatur. Zunächst flüchtet er in die Lektüre von Abenteuer Geschichten, bevor er entdeckt, dass er in die ihm fremde Welt vielleicht „eindringen“ könnte, wenn er selbst über sie schriebe. Zu den stärksten Passagen des beeindruckend intensiv geschriebenen Buches gehört das Initiationserlebnis des Schreibens, in dem Freischwimmen und Freischreiben zusammengeslossen werden: „[H]atte man den Kopf erst einmal über Wasser, hatte man mit dem Schwimmen begonnen, dann war es unmöglich, wieder damit aufzuhören, bis man endlich den Sand des anderen Ufers spürte. Auf ähnliche Weise schwamm man mit den Sätzen fort, man wurde getragen von den brühwarmen Sätzen der Schrift, wie über die Oberfläche eines nach Kohle und Moder riechenden Tagebaus...“

Wenn dieses Erlebnis der zweifachen Weltbemächtigung auch kurzzeitig ein großes Glücksgefühl hervorruft, so bemerkt man doch bald, dass auch die Literatur keine dauerhafte Glücksgarantie geben kann. Prägnant zeigt sich dies vor allem in der abschließenden Erzählung „Der dunkle Mann“, die deutlich an die Romane „Ich“ und „Das Provisorium“ erinnert. Wiederum ist der Protagonist ein Schriftsteller, der bindungslos und -unfähig zwischen verschiedenen Städten

pendelt. Weder ist er im Westen heimisch geworden, noch bietet ihm das heimatliche, bei Hilbig notorische M. einen Geborgenheit stiftenden Rückzugsort. Und dann sucht ihn die Vergangenheit auch noch heim in Gestalt eines ehemaligen Stasispitzels, der die Unausweichlichkeit der Vorzeit verkörpert.

Ruhe findet der Erzähler nur am Küchentisch seiner Mutter: „Wenn ich die Stadt M. aufsuchte, dann wollte ich nichts, als so schnell wie möglich zurückzukehren unter eine brennende Lampe, die über einem Küchentisch hing, in einer winzigen verqualmten Wohnküche, die mir von Kindheit an bekannt war“ – ein für Hilbig fast schon anheimelndes Bild. Hier kann der ‚Held‘ der Erzählung weiterhin versuchen, die Wirklichkeit hinter dem „Nebel von Wörtern“ schreibend zu erreichen. So schließt sich der Kreis der Geschichten, von dem schriftstellerischen Urerlebnis bis zu dem von Selbstzweifeln, Schlaflosigkeit und Einsamkeit geprägten erwachsenen Schriftsteller.

Wieder einmal zeichnet Hilbig beklemmende Bilder aus dem verstörten Leben, wieder werden dem Leser eindrucksvolle Psychogramme von Figuren vorgeführt, die am Rand der Gesellschaft leben und denen jede Form von bürgerlicher Sicherheit fehlt. Leicht und erfreulich zu lesen sind diese Erzählungen daher sicherlich nicht, doch gewähren sie ein paradoxes Glück, dass wohl nur Kunst stiften kann: beinahe vollendet vom zwangsläufig Unvollendeten des Lebens zu schreiben.

- Wolfgang Hilbig: Der Schlaf der Gerechten.  
S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2003.  
190 Seiten, 16,90 EUR.  
ISBN 3-10-033624-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6713](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6713) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Das Anliegen des Lebens**

### **Maike Wetzel legt mit „Lange Tage“ einen neuen Band mit Erzählungen vor**

*Von Jens Romahn*

Auffallend junge Menschen bilden dieses Mal das Personal der Erzählungen Maike Wetzels, und gehäuft tritt das Unvorhergesehene in das Leben der Figuren. Was zurück bleibt sind weniger die schmerzhaften Erfahrungen als vielmehr das Unbestimmbare eines zuvor so noch nicht gekannten Gefühls. Wenn man so will, „unthematische Lebensthematisierungen“. Den Figuren fehlt aufgrund ihrer Jugend nämlich vorerst noch die Erfahrung, auf dem schmalen Grat eines schwierigen Alltags sicher zu wandeln. Keiner fühlt sich als Scout in eigener Sache.

Die Autorin inszeniert gekonnt. Und der Sog des Alltags schiebt die Figuren natürlich dennoch durch das Nadelöhr des unbedingt Lebensverändernden. In der Summe stößt der Leser auf mehr oder weniger unsanft verlaufende Adoleszenzgeschichten. Was daran gefallen kann, ist, dass Wetzels mit dem Laufband des Lebens nicht selbstgefällig umgeht, dass sie es vermeidet, präventive „Pathosformeln“ einzustreuen, dass sie nicht in den inzwischen langweilig gewordenen Archiven des Wissens der Generation Pop oder Golf kramt. Viel besser, ihren Geschichten eignet der Rausch der Stille.

Eine junge Schauspielerin, als rastlose Stadtnomadin unterwegs, nachdem sie übereilt in ein neues Leben nach Berlin aufgebrochen ist, bemerkt die ausgebliebene Trauerarbeit nach dem Verlust des Vaters erst allmählich: „Zwischen die ordnenden Gedanken schnitt plötzlich wie ein scharfer Blitz die Erinnerung an ihren Vater, an seinen Tod. Das Schlimme war nicht nur der Verlust. Furchtbar war, was sie alles nicht getan, gedacht, gesagt hatten“. Ist es hier der frühe Väterverlust einer Schauspielschülerin, ist es das andere Mal in der Erzählung „Rauchglas“ die Zeugenschaft bei einem tragischen Autounfall: Fragen bleiben offen: Verübte der junge Unfalltote etwa gezielt die Schnellfahrt aus dem Leben?

Der Erzählband versammelt allemal Ereignisse, die ihre Hintergründigkeit aus einem noch zusätzlich eingestreuten Rätselcharakter beziehen: Der Leser wird nicht selten aus einem unklaren Fortgang der Geschichten entlassen. Dazu tritt der besondere Reiz eines Erzähltons, der wie ein Echolot am Boden des Lebensgeflechts der Figuren gründelt, die dort wie unter einem Netz aus Flor seltsam sich selbst überlassen richtungslos wie kleine Verfemte umherwandeln, wenn sie am Nachmittag, von der Schule ausgespuckt, nicht wirklich mit einem Lebenshunger auf die Straßen der Stadt stolpern und sich nicht an die Oberfläche bringen können: „Die Bäume, die gerade noch geblüht hatten, warfen ihre Blätter ab, und in den Geschäften gab es nur Treibhausgemüse. Die Leute behaupteten zwar, sie hätten ihren Sommer gehabt, aber ich hatte nichts davon gemerkt. [...] Die Leute glitten Meter vor mir zur Seite wie die Türen eines Supermarktes“.

Wenn das schicksalsläufige Leben wie etwas lautlos Beiläufiges an die Tür klopft, skizziert Wetzels dies in gewohnter Dichte, keine Bemerkung zu viel, keine aufwendige Herleitung irgendwelcher Ursachen. In jener „komisch luftlosen Zeit“ fehlt jeder ostentative Hinweis.

In „Aufklärung“ meistert die Schule als Erziehungsanstalt ihren „Erziehungsauftrag“ mehr schlecht als recht, verordnete Frauenarztbesuche kommen als holprige Entweihungen des Alltags daher, gut gemeint, aber nicht gut genug von einer Lehrerin, die, Erbgesetze deklinierend, „abwesend wirkte, versunken in die Welt der Dias“. Von den Schwangerschaftsnöten einer Schülerin bemerkt sie nichts. Und viele, die erwachsen werden müssen, spielen gern noch eine Weile das Leben aber müssen merken, dass dies schon lange kein Kinderspiel

mehr ist: So versucht man sich in ersten Beziehungen zu definieren, unternimmt erste ekstatische Freiversuche in der Sexualität. Der Umgang mit dem „Gewicht der Welt“ fällt schwer, man bleibt ohne Einblick, nirgendwo eine Formel für die ermutigende Selbstvergewisserung. Zurück bleiben junge Erwachsene, die am Ende vielleicht weniger gut zurechtkamen mit dem so großzügig vermessenem Freiraum, den ihnen die Eltern gewährte.

Manchmal verleitet dies die Figuren zu einem menschenfressenden Überschwang. Die Geschichte „Arme Ritter“ macht in der nüchternen Perspektive des Rückblicks klar, wie Nichten und Neffen das unverstandene Leben ihrer Tante abfertigen. Schließlich ergreift diese die Flucht aus dem schützenden Kokon der bis dato eigenen Wohnung: „Wir entfernten eine Reißzwecke am Blumenposter in der Toilette. Eine Ecke rollte sich ein. Wir waren vorsichtig. Erst ein paar Tage später zogen wir die zweite Reißzwecke aus der Wand, ließen das Poster schief hängen. [...]. Schließlich schleppten wir die Zeitungen körbeweise hinaus. Wir gaben unsere Zurückhaltung auf. Gudrun fragte nach dem Stapel der „Allgemeinen“ hinter der Tür, wir sagten, wir hätten ihn nicht gesehen. Sie ließ es auf sich beruhen. Wir räumten weiter auf.“ Irgendwann war die Tante dann weg und mithin auch der Anlass, Fragen an ihr Leben zu stellen. Die Geschichte hinterlässt Fragezeichen: Fehler der frühen Jahre?

Die abschließende Erzählung „Fremde Fenster“ verbleibt wendungsreich: Eine Lehrerin traut der noch vorhandenen Sehnsucht nach einem nochmaligen Partner schon lange nicht mehr, lange versteht sie es, den Glauben an die Liebe zu kappen, ihn jedes Mal in ein Fragment einer wortreichen Wendung zu verwandeln, so als verjage sie einen unguuten Geist: „Die Liebe ist das einsamste Geschäft der Welt. Alle Kunden zahlen in fremder Währung bei einem stummen Computer mit großen Augen.“ Dieses Mal kommt die Kehrtwende, gegen Ende sieht es so aus, als würde sie es noch einmal versuchen, es gibt jemanden, der ihren Widerstand bricht.

- Maike Wetzel: Lange Tage. Roman.  
S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M 2003.  
192 Seiten, 10,00 EUR.  
ISBN 3-596-16020-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6702](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6702) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Distanz als Prinzip

## Elke Schmitters „Leichte Verfehlungen“

*Von Ingrid Ickler*

Nach ihrem hochgelobten Erstling „Frau Satorius“ legt Elke Schmitter mit „Leichte Verfehlungen“ nun ihren zweiten Roman vor. Sie schildert darin die Geschichte einer Gruppe von Freundinnen, alle um die vierzig, Akademikerinnen und Bestandteil der Berliner Bildungsbohème. Im Zentrum steht Selma Craiss, freischaffende Journalistin, die sich in Abwesenheit ihres Mannes, der in den USA eine Gastprofessur innehat, wieder ihrem Ex-Freund annähert, sich in ihn verliebt, dieses Gefühl aber schließlich wieder ad acta legen muss. Daneben setzt sie sich mit dem Leben und Leiden ihrer Freundin Bettina auseinander, die ständig zwischen ihrer Rolle als Mutter und ihrem Wunsch nach beruflicher Selbstverwirklichung hin und her gerissen ist und frustriert den sexuellen Eskapaden ihres Mannes zusieht. Dritte im Bunde ist Angelika, auch sie eine Intellektuelle, die sich nach einer langen Beziehung zu einer Frau auf einen One-Night-Stand einlässt, prompt schwanger wird, ihr Leben daraufhin völlig umkrepelt, ihr Kind am Ende des Romans aber verliert.

Mit diesen Vorgaben hätte Elke Schmitter ein lebendiges Porträt dreier Frauen zeichnen können, doch leider lässt sie ihre Figuren nicht leben, sondern denken. Sie diskutieren gelehrt über Derrida und „Clavigo“, Affären, Männer und Kunst, bleiben dabei aber immer distanziert und emotionslos. Ob der Verlust des Fötus auf der Krankenhaustoilette oder die sich selbst befriedigende Selma Craiss – alles bleibt an der Oberfläche. „Die Vogelperspektive ist nur eine Weise, sich die Dinge vom Leibe zu halten, oder von der Seele“, lässt die Autorin eine der Frauen sagen und genau so erzählt sie auch: distanziert, bemüht ironisch, ohne jede Sympathie oder gar Liebe für ihre Figuren. Das macht den Roman hölzern und –mit Verlaub – langweilig. Was trotzdem zum Weiterlesen reizt, sind die kleinen Porträts, die Elke Schmitter immer wieder in die Handlung einstreut. Es sind hervorragend beobachtete und wunderbar beschriebene Figuren des Alltags: die Kioskbesitzerin, ein Kellner, eine vollbesetzte Straßenbahn – sie zeigen das große Erzähl talent der Autorin, hier lebt der Roman.

Bleibt zu hoffen, dass sich Elke Schmitter in ihrem nächsten Werk auf diese Stärken besinnt und „Leichte Verfehlungen“ eine leichte Verfehlung bleibt.

- Elke Schmitter: Leichte Verfehlungen. Roman.  
Berlin Verlag, Berlin 2002.  
310 Seiten, 19,00 EUR.  
ISBN 3-8270-0455-1

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6697](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6697) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Chronik des Naheliegenden

### Jürgen Beckers „Schnee in den Ardennen“ zelebriert die Lakonie eines „Journalromans“ unaufgeregt und präzise

*Von Phillipp Saure*

„Schnee in den Ardennen“, das klingt ein bisschen nach Abenteuer, und wohl nicht nur, weil gleich der „Schnee auf dem Kilimandscharo“ ins Bewusstsein rieselt. Auch „Ardennen“ hat einen schönen und etwas exotischen Klang, als müssten sie eigentlich vom Rheinland, von Deutschland viel weiter weg sein. Außerdem ist bekannt, daß hier im Winter '44 die letzte große deutsche Offensive im zweiten Weltkrieg scheiterte. Hat Jürgen Becker, der 1932 in Köln geboren wurde, mit seinem ‚Journalroman‘ vielleicht einen heimatlichen Kriegsbericht geschrieben? Gleich die erste Eintragung stellt dem Leser jedenfalls eine Schar US-Soldaten vor Augen. Mit der Abendsonne im Rücken dringt sie durch eben jene winterlichen Ardennen vorwärts. Dreifach länger als die Männer sind ihre Schatten, und um sie herum lauert der Tod in Gestalt der 15. Panzergrenadierdivision. Aber der Krieg liefert für dieses Mal kein buchfüllendes Geschehen. Vielmehr ist er schon von Anfang an als Distanziertes, Beobachtetes ausgewiesen und eingeordnet: Die Soldaten sind Gestalten auf dem Foto eines berühmten Kriegsfotografen; das Foto ist dem Ich-Erzähler irgendwo durch Zufall wieder in die Hände gekommen, und jetzt beschreibt er es.

Dass Becker auf die Zufälligkeit des Foto-Fundes aufmerksam macht, ist wiederum kein Zufall, denn Zufälligkeit (oder vermeintliche Zufälligkeit) ist auch ein Prinzip, das seinen „Journalroman“ strukturiert. Der handelt nämlich zumindest zu Beginn immer von dem, was dem Erzähler gerade ins Blickfeld gerät, was er im Radio oder anderswo zu hören bekommt. Nach dem eingangs beschriebenen Foto sind das beispielsweise ein Busfahrplan, die vor dem Scheunentor sitzende Katze, Wettermeldungen oder das Heulen der Dorfsirene, auch der Krieg kommt wieder vor, als Erinnerungsfetzen an Einquartierungen etwa. Alles das unspektakuläre Beobachtungen oder, passivischer noch, protokollierte Wahrnehmungen. Manches Mal schließt sich eine Abschweifung an, die unangestrengt ins Allgemein-Menschliche entführt, ohne sich darin zu

verlieren. Unter meistens prosaischen, manchmal nur phantasievollen Namen – „Rehe in der Nähe“, „Lärmschutzfristen“, „Die Spinnen des Radardenkers“ – werden die einzelnen Stücke präsentiert. Kostprobe: „*Sonntagnachmittag*. Das Telefon meldet sich, aber statt der Stimme des Anrufers höre ich Geraschel, vielleicht von Laub, vielleicht Papier; ich sage ein paar Mal hallo und warte ab. Das Rascheln geht weiter, dann läßt es nach, wird leiser und leiser, bis es aufhört und ich anfangen nachzudenken, wie das, was der Anrufer mit seinem Geräusch hat sagen wollen, sagbar wäre mit dem Geräusch seiner Stimme.“

„Sonntagnachmittag“ ist ein repräsentatives Beispiel für Beckers feine Überleitungen von Wahrnehmungen zu Reflexionen. Diese Finesse macht es zuweilen nicht leicht, unter dem ersten Eindruck zu entscheiden, ob man eine bloß schön eingekleidete Binsenweisheit gelesen hat oder eine sinnige Bemerkung. „Wenn Krisengebiete aus den Nachrichten verschwinden, denkt man gleich, die Krise ist behoben.“ – das ist nicht besonders scharfsinnig, hingegen „Die Erdkunde tröstet. Am Ende gibt jeder große Strom seinen Namen ab.“ – sicher der Notiz wert.

50 Seiten füllt in der Mitte des „Journalromans“ eine zusammenhängende Handlung, der Romananteil, wenn man das so schnöde aufteilen darf. Hier wird in der dritten Person erzählt, von Jörn, der allerdings auch vorher und nachher und zumal in den letzten Werken von Becker vorkommt. Jörn seinerseits beschäftigt sich mit dem Schicksal von Achim alias Micha, der sich geheimnisvoll aus seinem Leben an der Ostsee gestohlen hat, um auf einer Insel im Mittelmeer wieder aufzutauchen. Im Gegensatz zu den vorausgehenden und nachfolgenden Miniaturen wird um dieses Verschwinden und Wiederauftauchen ein klassischer Spannungsbogen geknüpft. Gerade darum ist es der schwächere Teil des Buches, ‚verrät‘ er dessen Eigenart, nicht zuletzt, weil sich der Eindruck der einzelnen Sätze und Wörter unter der Aufmerksamkeit für die Handlung verflüchtigt.

Überhaupt, die Sprache. Lakonisch wäre schon zuviel gesagt. Jürgen Becker hat jahrzehntelang fast nur Gedichte geschrieben, und das merkt man seinem „Journalroman“ an (wenn man es weiß, natürlich). Die Sprache in „Schnee in den Ardennen“ ist jedenfalls so ostentativ unaufgeregt, dass sie im Effekt wieder anregt zum genauen Lesen. Besonders gelungen klingt sie, wenn ihre Künstlichkeit durch einen Hauch umgangssprachlicher Umständlichkeit wieder gebrochen wird: „Die Schneeschaukel, die an der Wand lehnt, jetzt kann sie in den Geräteschuppen wandern.“

- Jürgen Becker: *Schnee in den Ardennen*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2003. 186 Seiten, 19,90 EUR. ISBN 3-518-41458-5

# Geschenkte Geschichte aufgeschrieben

## Katharina Hackers Roman „Eine Art Liebe“

*Von Peter Mohr*

„Wir kannten uns nicht, sind uns vorher nie begegnet, aber ich bin ihrem Buch begegnet“, schwärmte Peter Härtling Anfang November nach dem Zusammentreffen mit Katharina Hacker bei den Esslinger Literaturtagen. Ihr neuer Roman „Eine Art Liebe“ ist ein großes Wagnis aufgrund seiner enormen thematischen Bandbreite: das Entstehen einer Erzählung, eine zarte (platonische) Liebesgeschichte, ein schlimmer Verrat, eine Männerfreundschaft, die Annäherung zwischen Christen und Juden, die Frage nach dem Wirklichkeitsgehalt von Erinnerungen, die Lebensgeschichte eines jüdischen Überlebenden der Nazi-Gräuel.

„Ich schenke dir diese Geschichte, schreib du sie auf“, sagt der israelische Rechtsanwalt Moshe Fein der jungen in Berlin lebenden Sophie und erzählt ihr aus seinem Leben. Wo die Erinnerung nicht reicht, so Moshes Ratschlag, solle sie die Wahrheit glaubhaft erfinden. Sophie, die (wie die Autorin) in Jerusalem Hebräisch studierte, taucht ganz ein in die Welt der fragmentarischen Erinnerungen und ergänzenden Fiktionen.

Sie rekonstruiert Moshes Lebensweg, der in Berlin aufwuchs, dann mit den Eltern nach Frankreich flüchtete und dort in einer Klosterschule auf den Namen Jean-Marie getauft wurde. Moshes Vita erinnert nicht nur an den jüdischen Gelehrten Saul Friedländer, dem die Autorin den Roman gewidmet hat, sondern auch an die autobiografischen Schriften von Georges-Arthur Goldschmidt, der als Jugendlicher in den Savoyer Alpen vor den Nazis untergetaucht war.

Moshe lernt als Jean-Marie den etwa gleichaltrigen Franzosen Jean kennen, mit dem er sich rasch anfreundet, der aber irgendwann seinem Vater (ein Kollaborateur) Auskunft über Moshes wahre Identität gibt. Dessen Eltern werden beim Versuch, die französisch-schweizer Grenze zu passieren, festgenommen und in ein Konzentrationslager deportiert. Ein tödlicher Verrat!

Die Wege der beiden Jugendfreunde Jean und Moshe trennen sich Ende der 40er Jahre, als Moshe sich der Zionistenbewegung anschließt und nach Israel übersiedelt, während Jean den Weg in ein Trappistenkloster sucht. Von seiner Schuld kann sich Jean nie befreien, der Verrat an Moshes Eltern lastet auf seinem Gewissen und führt im betagten Alter sogar zum Bruch mit der RelieTw 7s die



die der ansonsten gefühlvoll nachgezeichneten Beziehung zwischen Moshe und Jean abträglich ist.

Von geheimnisvollem Nebel eingehüllt bleibt auch Sophies Schreibimpuls. Ihre eigene Biografie weist kaum scharfe Konturen auf, eine christlich-deutsche „Büßerrolle“ gegenüber einem Juden scheint daher auszuschneiden. Die aktuellen politischen Ereignisse (wie beispielsweise die Ermordung Rabins) spielen sich lediglich auf einer wechselnden Hintergrund-Leinwand ab, so dass sich am Ende immer stärker ein (frei von politisch-religiösen Beweggründen) ur-menschliches Motiv in den Vordergrund schiebt – „eine Art Liebe“ zwischen der jungen Sophie und dem über 70-jährigen Moshe. Ein Roman tiefer Emotionen, großer Erinnerungsanstrengungen und schwerer Erschütterungen – getragen von einer aufrichtigen Versöhnlichkeit.

- Katharina Hacker: Eine Art Liebe. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2003. 280 Seiten, 22,90 EUR. ISBN 3-518-41460-7

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6653](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6653) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Inselgrauen

### **Klaus Modick fikionalisiert ein Stück Wehrmachtsgeschichte**

*Von Oliver Seppelfricke*

Spätestens seit der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht weiß man, dass auch an den idyllischen Orten, wo die Deutschen waren, große Greuel geschehen sind. In den Landschaften Italiens und Griechenlands, auf manchen Inseln. So auch auf Kreta. Die Geschehnisse seit dem Frühjahr 1941, als die deutsche Luftwaffe Kreta eroberte, sind jedoch bislang noch nie Gegenstand der erzählenden Literatur geworden. Das ist nun anders. Klaus Modick hat einen Roman über die Ereignisse damals geschrieben.

Der Autor lässt in seinem Roman zwei Handlungen parallel verlaufen. Da ist erstens die historische Wirklichkeit, die Besetzung der Insel durch die Deutschen, die Modick in die Gestalt einer spannenden Mitläufergeschichte kleidet. Und da ist zweitens, zeitlich versetzt, aber inhaltlich verzahnt, die Geschichte eines Studenten, der in unserer Zeit auf dem Flohmarkt historische Fotos von Kreta erwirbt, und mit ihnen auf die Spur seines Vaters gerät, eines damaligen Besatzungsleutnants. Zwei Handlungen, die nebeneinander herlaufen und miteinander verwoben sind.

Hauptstrang und jener Teil, der Modick die meiste Arbeit in Form von Recherche abgefordert hat, ist der historische Teil. Hier schickt Modick einen jungen Mitläufer, der sich bislang in Deutschland aus allem raushalten konnte, auf die Insel. Johann Mertens, so heißt diese Figur, ist Archäologe. Und mit dem Auftrag nach Kreta gekommen, die kunstgeschichtlich interessanten Objekte der Insel zu sichten. Schließlich betrachten die Nazis Kreta als „prägermanische Einflußzone hellenischen Ariertums“. So heißt es und so war's damals. Mertens kommt also auf die Insel, ahnt zunächst noch nichts davon, dass die Nazis die zu sichtenden Kunstobjekte später als Beutekunst abtransportieren wollen, genausowenig wie er vom Alltag auf der Insel eine Vorstellung hat. Erst langsam dämmert ihm, dass Erschießungen, sogenannte „Vergeltungsaktionen“, dort an der Tagesordnung sind: das Niederbrennen von Dörfern, die Ermordung von Frauen und Kindern als Rache an Widerstandshandlungen der Inselkämpfer, der sogenannten „Andartiko“, die mit britischer Unterstützung die Deutschen wieder vertreiben wollen. Modick öffnet nach dem Schema eines Entwicklungsromans seinem naiven Helden die Augen. Und lässt ihn vom angepassten Mitläufer zum entschiedenen Widerstandskämpfer werden. Aus Johann wird „Jannis“, Mitglied der Andartiko.

Das Überlaufen zu den Widerständlern motiviert Klaus Modick nicht nur durch das Entsetzen über die Greuel der Wehrmacht, sondern – natürlich – auch durch die Liebe. Unser Johann verliebt sich in die Tochter eines Freundes, der selbst Widerstandskämpfer ist, und als den Nazis diese Verbindung zu anrühlich wird, kommt Johann selbst ins Visier. Spätestens als das Dorf seines Freundes als nächstes ausgelöscht werden soll, steht sein Entschluss fest. Um so mehr, als es nicht nur Anstand und Menschlichkeit, sondern auch eine Liebe zu retten gilt. Diesen Teil mag man als zu sehr nach der Absicht seines Autors konstruiert finden, aber sei's drum.

Klaus Modick gelingt es, nicht nur eine Liebe in den Zeiten des Widerstands, sondern vor allem eine genaue Geschichte über die Besetzung der Insel zu erzählen. Die Verbrechen der Wehrmacht in vier Jahren Besatzungszeit kommen klar zum Ausdruck: die Massaker an Menschen, Tieren und Sachen. Und sie bilden die brutale Kontrastfolie für das Hohelied vom Menschsein, das Klaus Modick auch noch singt: Die Menschen von Kreta empfindet Mertens (und sein Autor wohl auch) als ursprünglich. Die Insel ist für ihn „die Heimat und Jugend der Seele, das Einswerden aller Zeiten“. Um das zu bestätigen, muss man wohl auf die Insel Kreta gereist sein, bis dahin begnügen wir uns mit diesem Buch, das eine packend geschriebene Geschichte und eine Art historischer Roman ist, zudem ein Genrebild der Insel, voller Gerüche, Geschmäcker und Augeneindrücke; zwei Bücher in einem praktisch, eine literarische Aufarbeitung deutscher Vergangenheit und eine Liebeserklärung an Kreta.

- Klaus Modick: Der Kretische Gast. Roman.  
Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 2003.  
453 Seiten, 24,90 EUR.  
ISBN 3-8218-0929-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6643](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6643) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Istanbul im Alkoholrausch**

### **Christoph Peters Roman „Das Tuch aus Nacht“**

*Von Johanna Schäfer*

Um ihre Beziehung zu retten, fahren Livia und Albin nach Istanbul. Livia ist Photographin, Albin Alkoholiker und Bildhauer. Albins größte Sorge ist die nach dem nächsten Schnaps. In einem ständigen Monolog ist er auf der Suche nach dem Antrieb für sein Leben. Livia: „Warum trinkst du?“ Albin: „Es gibt keinen Grund nicht zu trinken.“ Morgens kann er nichts essen, er braucht erstmal einen Schluck aus seinem Flachmann. Eines Morgens, er will die zwei Möwen auf der Terrasse des Hotels füttern, sieht er den Diamantenhändler Jonathan Miller mit seiner Freundin Irene auf dem Balkon eines benachbarten Hotels. Mit Miller hat Albin letzte Nacht getrunken. Ohne zu sprechen, nur um nicht alleine zu trinken. Der Wind weht „Take care of you, Baby“ herüber. Und ein dumpfes Sausen, ein Aufprall lässt Millers Körper vornübersacken, sein Kopf zerschlägt die Galsplatte des Tisches an dem er sitzt, Irene ist erschreckt und flüchtet auf allen Vieren.

Der betrunkene Albin sieht ein Verbrechen, aber keiner sonst hat es gesehen, seine Freundin glaubt schon lange nichts mehr von dem, was er erzählt. Albin steht alleine, er begibt sich auf die Suche nach dem Toten, nach dessen Freundin und nach Hinweisen, wer Miller war, was er vor hatte, warum er getötet wurde. Während Albin sich im Rausch durch Istanbul, Bazare und das Zigeunerviertel bewegt, immer auf der Suche nach der Wahrheit und auf der Suche nach Alkohol, verliebt sich Livia in Jan. Jan ist mit seiner Kunstklasse in Istanbul, sie wollen ein gutes Verhältnis zu ihrem Professor aufbauen und sich von dem Klischee von „1000 und einer Nacht“ inspirieren lassen.

Bei seinen Nachforschungen trifft Albin auf den Portier des Hotels, Messut Yeter, in dem Miller erschossen wurde: „Hier hat kein Miller gewohnt, es wohnte auch keiner hier.“ Aber der alkoholisierte Albin bleibt weiterhin bei der Überzeugung einen Mord gesehen zu haben. In Messut will Albin aber einen Helfer sehen, er folgt seinen Ratschlägen, sucht nach Kontaktmännern und gerät dadurch in einen selbsterzeugten Strudel von Gewalt und Verbrechen. Er wird belauert, von einem zum anderen geschickt, ausgeraubt und keiner nimmt ihn

ernst. Nur der Professor der Kunstklasse ist an ihm interessiert. Sie trinken gemeinsam. Zwei Tage vor der Abreise ist Albin verschwunden. Obwohl Livia durch Jan die Kraft gefunden hat sich von Albin zu lösen, sucht sie ihn, geht zur Polizei und fängt durch die abstrusen Wege auf denen sie Ablins Nachforschungen folgt, selbst an, eine Verschwörung, einen Mord an Miller und nun auch an Albin für möglich zu halten. Doch Albin bleibt verschwunden und Livia fliegt zurück nach Deutschland.

Aus zwei Perspektiven wird diese Geschichte erzählt, der eine Erzähler ist Olaf, einer der Kunststudenten, der andere das innere Selbstgespräch Albins. Albins strudelnder, in die Vergangenheit schweifender Ton, steht dem sachlichen Erzählduktus Olafs gegenüber. Albin schaut in seine Psyche, seine Kindheit kommt ihm immer wieder vor Augen, wie ein Träumender, der klar sieht, schwankt er durch Istanbul, auf der Suche nach Beweisen, die er nicht findet. Sein Verschwinden ist geheimnisvoll, deutet sich aber an, ein im Wasser treibender Hund, aufgedunsen, die Gedärme um ihn herum wabernd. Albin wird im letzten Kapitel des Buches ins Wasser gesogen, in eine wunderschöne Tiefe, die ihn mit seiner Vergangenheit und seinem Alkoholismus aussöhnt.

„Das Tuch aus Nacht“ erzählt auf verschiedenen Ebenen eine Liebesgeschichte, einen Krimi und den Niedergang eines Alkoholikers. Nie wirkt der Roman plump, seine Figuren sind authentisch, menschlich. Albins Selbstgespräche ziehen den Leser mit in die bunte, pulsierende Stadt Istanbul, ihre Schönheiten, ihren Schmutz und ihre Laster. Die Lüge, das Klischee der verträumten Odaliskin, der verführerischen Haarems wird durch die grausame Realität verwischt. Und am Ende bleibt der Leser atemlos zurück, weil das, was er gelesen hat, wahrscheinlich der Phantasie eines Süchtigen entsprungen ist, der gerne log. Und der Mord schwebt noch immer unaufgeklärt über dem Bosphorus.

- Christoph Peters: Das Tuch aus Nacht. Roman.  
btb, München 2003.  
335 Seiten, 21,90 EUR.  
ISBN 3-442-75090-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6649](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6649) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Allzweckheilmittel Fußball**

### **„Das Wunder von Bern“ von Christof Siemes**

*Von Stephan Sonntag*

„Der Ball ist rund, und ein Spiel dauert neunzig Minuten“. Klar, alte Sepp Herberger-Weisheit, doch in Wirklichkeit stammt sie von der Putzfrau des Hotel

Belvedere, in dem die deutsche Nationalmannschaft während der Fußballweltmeisterschaft 1954 residierte. Herberger hat sie lediglich bei der Pressekonferenz am nächsten Tag öffentlich gemacht. Nicht nur aufgrund dieser angeblich „historischen Tatsache“ ist „Das Wunder von Bern“ zwar ein Heldenepos, eine Fußballode, darüber hinaus aber auch ein Familiendrama und nicht zuletzt ein ‚Frauenbuch‘.

Dennoch zunächst ist einmal Vorsicht angebracht, schließlich handelt es sich bei diesem Werk um das Buch zum gleichnamigen Film von Sönke Wortmann. Liefert „Zeit“-Redakteur Christof Siemes lediglich einen besseren Merchandiseartikel ab oder stellt dieses Buch doch eine sinnvolle Ergänzung, Vertiefung und Verstärkung des Films dar? Letzteres ist hier zweifelsohne der Fall, denn Siemes ergänzt die filmische Handlung mit Innenansichten aller wichtigen Personen. Im Anhang des Buches finden sich zudem ein historischer Abriss der Weltmeisterschaft mit ausführlichen Statistiken sowie die Lebensläufe der zwölf deutschen Helden.

Der wahre Held der Geschichte ist aber der elfjährige Matthias Lubanski aus Essen. Der Stadt, in der auch Helmut Rahn, Matthias' großes Idol und Ersatzvater, dem er zu jedem Training die Tasche mit den Fußballschuhen tragen darf, lebt und Fußball spielt. „Ich gewinn' nur wenn du dabei bist. Dann kann ich die ganz engen Spiele noch umbiegen“, sagt der „Boss“ zu seinem „Köttel“, kurz bevor er ins Trainingslager der Nationalmannschaft abreist. Fortan ist der Junge von seinem Maskottchenstatus überzeugt.

Dann kehrt überraschend Matthias' Vater Richard Lubanski nach zwölf Jahren aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurück und droht mit seinem Selbstmitleid die Familie zu zerstören. Der Krieg hat ihn zu einem verschlossenen Disziplinfanatiker gemacht, der seine Kinder schlägt („Ein deutscher Junge weint nicht!“) und seinen ältesten Sohn Bruno zur Flucht aus dem elterlichen Heim treibt.

Auf der zweiten, eher komödiantisch angelegten, Erzählebene wird der ambitionierte Sportjournalist der „Süddeutschen Zeitung“ Paul Ackermann von seinem Chef in die Schweiz geschickt, um über die deutsche Elf während der Weltmeisterschaft zu berichten. Seine attraktive und diskussionsfreudige Frau Annette begleitet ihn und entwickelt sich mehr und mehr zur einzig wahren Fußballexpertin. Ihr weibliches Auftreten in der Männerdomäne treibt Paul manchmal an den Rande des Wahnsinns, doch selbst Sepp Herberger kann ihrem Charme nicht widerstehen und plaudert im Interview ein wenig mehr aus, als bei den Journalistenkollegen.

Zum Endspiel im Berner Wankdorf-Stadion treffen neben Deutschland und Ungarn, die beiden Episoden, wenn auch nur für einen Moment, aufeinander. Der durch geistlichen Beistand und natürlich den Fußball „geläuterte“ Richard Lubanski ist mit Matthias in die Schweiz gefahren, schließlich kann Deutschland ja

nicht ohne den Jungen gewinnen. Kurz vor dem entscheidenden Rahnschuss zum 3:2-Sieg sieht nicht nur Annette Ackermann, sondern auch Helmut Rahn den Knirps an der Seitenlinie stehen. Der Rest ist Geschichte, der Mythos vom „Wunder von Bern“.

Ob rührend oder kitschig, ob idealistisch oder naiv, der Fußball ist hier jedenfalls das Allheilmittel für jede Lebenslage. „Irgendeine unbekannte Macht“ zwingt Richard Lubanski das Fußballstrohgeflecht in die Luft zu bolzen und per Fallrückzieher in die Maschen zu hauen. Durch diese Erlösung kann er erstmals seiner Familie von den Geschehnissen im Krieg und in der Gefangenschaft berichten; seine persönliche Wandlung vollzieht sich. Auch die Ereignisse um die Fußballnationalspieler sind geprägt von der „Elf Freunde müßt ihr sein“- Ideologie Sepp Herbergers. Der Fußball schweißt nicht nur die Akteure auf dem grünen Rasen, sondern auch die Journalisten der konkurrierenden Blätter und nicht zuletzt eben auch die Familie Lubanski wieder zusammen. Ein Ball, ein Spiel, ein Team, eine Familie, ein Volk.

Doch man muss nicht unbedingt an diese enorme Integrationskraft des Fußballs glauben, muss nicht schon bei Herbert Zimmermanns' Stimme eine Gänsehaut verspüren oder bei Rahns zweitem Tor die Tränen in den Augen stehen haben, um Gefallen an diesem Buch zu finden. Das Pathos zerstört nicht die bewegende Geschichte.

- Christof Siemes: Das Wunder von Bern. Roman.  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003.  
315 Seiten, 8,90 EUR.  
ISBN 3-462-03343-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6668](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6668) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Damals ist Heute**

### **Birgit Bauers Roman „Federhaus der Zeit“**

*Von Agnes Barth*

„DU BIST eines von fünfundvierzig Kindern. [...] Du weißt nicht, wo du bist. Du kennst weder den Namen des Dorfes noch den der nächstgrößeren Stadt. Aber du weißt, woher du kommst. Aus H. Du bist fünf Jahre? Oder erst vier? Du fühlst dich uralte. Die Farbe deiner Haare ist rot. Dein Kopf gleicht dem Rücken eines Igels. Eine Tante hat dir den Kopf rasiert, wegen der Läuse. Du legst die Hand an die Haarstoppeln, das kitzelt in der Handfläche und auf der Kopfhaut. Du träumst von Haaren bis zum Po. Das ist dein Traum. [...]

DU BIST achtundzwanzig Jahre. Du arbeitest als Serviererin in einem Restaurant auf Sylt und wohnst in einer Laube, im Garten hinter dem Lokal. Deine Haare sind rot und lang. Daß sie lang sind, ist nicht zu erkennen. Mit Haarnadeln und Taft hast du sie zu einer Hochfrisur aufgesteckt. Du bist eine schöne Frau. Männer begehren dich. [...] Das Leben der anderen ist bunt. Deines nicht. Glaubst du.“

Die Kindheit von Lisa ist alles andere als glücklich und unbeschwert. Sie ist ein „Heimkind“, deren Mutter sie bis auf die sonntäglichen Besuche eher vernachlässigt. Die Mutter scheint Lisa zwar nicht missen zu wollen, ist aber nie präsent. Beide leben aneinander vorbei, obwohl sie viel füreinander empfinden und aufeinander angewiesen sind.

Was Lisa aufgrund des eisernen Schweigens und der stets herrschenden Distanz nicht weiß: ihre Mutter ist ein Lebensbornkind, wurde zu Nazizeit gezeugt, um die arische Linie zu perfektionieren, kam bis zur Pubertät in eine Pflegefamilie, um danach mit ihrer reinen Abstammung weitere Nachkommen zu zeugen – doch bevor es soweit kommen konnte, endete die Herrschaft Hitlers.

Die Mutter lebte daraufhin in der DDR, flüchtete in den Westen und bekam dort Lisa, die nun ihr Leben zur Zeit des Wirtschaftswunders führt, ohne von der Vergangenheit der Mutter zu wissen. Dadurch, dass die Mutter Lisa nicht an ihrer bewegten Vergangenheit teilnehmen lässt, verirrt sich Lisa in ähnlicher Problematik – nur eben zu einer anderen Zeit.

Die Kindheiten von Mutter und Tochter werden von der Autorin bewusst parallel erzählt: „Auf die Idee bin ich durch meine Filmerfahrungen gekommen. Parallelmontagen finde ich spannend. Sie ermöglichen ein sehr dichtes Erzählen, Ursache und Wirkung zu verschränken. Zudem entsteht dabei eine zusätzliche Geschichte, die ohne Worte bzw. Bilder erzählt wird und allein der Assoziation des Lesers bzw. des Zuschauers vertraut.“

Durch diese Parallelmontage – die anfangs sehr irritiert, nach und nach aber mehr und mehr ihre Vorzüge preisgibt – werden die Gemeinsamkeiten der beiden Kindheiten auf bemerkenswerte Art deutlich und der Leser schwebt in einer Art höherer Dimension über den Geschehnissen – im Damals ebenso wie im Heute.

Die Lebensumstände von Lisa und ihrer Mutter verstricken sich leise und sanft, aber deutlich, miteinander. Teilweise fühlt man sich wie im Kino - nicht wie bei der Lektüre eines Buches.

Lisa wird mehr und mehr aktiv, fordert Erklärungen von ihrer Mutter, recherchiert und verbindet für sich und den Leser die anfangs wenigen Schnittlinien zu EINER Geschichte: dem Schicksal von Lisa und ihrer Mutter ...

Die Schreib- und Darstellungsweise der Autorin erschlägt oftmals, vor allem am Anfang der Lektüre. Meist passend kommen „seichtere“ Passagen, welche die Lektüre insgesamt anspruchsvoll aber nicht zu anstrengend gestalten. Man braucht eine gewisse Zeit, um sich an Bauers Stil zu gewöhnen, dann aber empfindet man den Montagestil als spannend und abwechslungsreich. Der Roman ist raffiniert

geschrieben, und die Autorin benutzt reizvolle, unkonventionelle Stilmittel. Eine gelungene, spannende Montage des Lebens zweier Individuen.

- Birgit Bauer: Im Federhaus der Zeit. Roman.  
Deutsche Verlags-Anstalt, München 2003.  
383 Seiten, 19,90 EUR.  
ISBN 3-421-05699-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6667](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6667) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Schwungvolles Roadmovie

### Axel Marquardts Roman „Anselm im Glück“

*Von Dorothea Meyer*

„Ein strahlender Stern am Himmel der literarischen Hochkomik.“ Mit diesem Satz wirbt der Verlag für Axel Marquardts ersten Roman „Anselm im Glück“. Er nimmt uns in diesem Roman mit auf eine wendungs- und finthenreiche Flucht, lässt ein rasantes Roadmovie vor unseren Augen entstehen. Ausgangspunkt ist eine heruntergekommene Hafen-Spelunke nahe Hamburg, das „Kap“. Hier ist Anselm Feyrig, ein abgebrannter Typ im besten Mannesalter, seit sechs Jahren allabendlicher Stammgast. Er ist Chronist, Biograph und Drehbuchautor, dessen größte Leistung allerdings im Erschwindeln von Krediten liegt. Wir lernen Anselm kennen, als der aufgetürmte Berg von Schulden über ihm zusammenzubrechen droht. Schließlich bleibt ihm nur noch die Flucht vor der Sparkasse, aber vor allem vor einem professionellen Schuldeneintreiber.

In Brüssel erhofft sich Anselm seine Rettung. Seine dort lebenden Freunde lassen ihm ein Fax zukommen, in dem die Zusage eines Senders zum weiteren Entwurf ihres gemeinsam erdachten Drehbuchs Anselm auf das große Geld hoffen lässt. Doch kaum ist er angekommen, muss er feststellen, dass er von seinen Freunden verladen wurde. Sie sind urplötzlich verzogen, nur ein Bechstein-Flügel von 1915 ziert die leeren Räume. Als Anselm den Flügel an einen Hehler verschachert, ihn aber versehentlich den von den Eigentümern beauftragten Spediteuren aushändigt, erweitert sich der Kreis derer, die Anselm an den Kragen wollen, ein weiteres Mal. Anselms Weg ist kurvenreich und voller Schlaglöcher, geht stetig auf und ab, er stolpert von einer Katastrophe in die nächste, und beweist dabei extraordinary Stehaufmännchenqualitäten. Er rennt seinem Glück ständig hinterher, wird aber von einer Pechsträhne verfolgt.

Die kuriose Flucht führt ihn nach Frankreich, Norditalien, Monte Carlo und nach Sylt. Glücks- und Pechsträhnen wechseln sich in schwindelerregendem Tempo ab, Anselm wird Millionär und landet kurz darauf im Gefängnis – und



nicht nur einmal steht er kurz davor, sein Leben zu verlieren. Ach ja, ganz nebenbei lernt er einen Dichter kennen, den er wegen eines Terminproblems bei einer Lesung vor zwölf Besuchern doubelt – die Verse „Des Morgens, wenn ich früh aufsteh / dann tut mir meine Birne weh“, haben es ihm besonders angetan.

Anselm ist Held, Pechvogel und Glückpils in einem. Genau hier liegt die Unstimmigkeit des Romans. Wie kann ein so gewitzter und gewiefter Betrüger es selbst erst als allerletzter merken, wenn er von den Anderen übers Ohr gehauen wird? Offenbar hat er nicht nur die Qualitäten eines Stehaufmännchens, sondern vor allem auch die zweifelhaften eines absoluten Trottel. So wird sein Charakter mit jeder weiteren Verstrickung in ein neues Missgeschick immer unglaubwürdiger. Der „strahlende Stern am Himmel der literarischen Hochkomik“ entpuppt sich als ein Roman, dem der Leser nur ein mühseliges Lächeln abgewinnen kann, attraktiv ist er nur durch seine Form eines schwungvollen Roadmovies.

- Axel Marquardt: Anselm im Glück. Roman.  
Gerd Haffmans bei Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2003.  
192 Seiten, 10,00 EUR.  
ISBN 3-86150-510-x

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6673](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6673) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Der Vorgänger von Sherlock Holmes**

### **Adolph Müllners Novelle „Der Kaliber – Aus den Papieren eines Criminalbeamten“**

*Von Nina Warnecke*

Ein Criminalbeamter träumt in den Tag hinein. Er wünscht sich, dass endlich etwas passieren möge: „Im Scheidewald eine mit Wunden bedeckte Leiche aufheben zu können, war mein sehnlichster Wunsch [...], so paradox das auch klingen mag“. Aus diesen Träumen heraus weckt ihn in der Dämmerung eines trüben Herbsttages sein Diener. Ein Herr wüschte ihn zu sprechen. Den Raum betritt Ferdinand Albus. So enden jäh die Tagträume des Ermittlungsrichters, denn Ferdinand berichtet von einem tödlichen Zwischenfall, der sich soeben im Wald ereignet hat – sein älterer Bruder Heinrich wurde von einem Räuber niedergeschossen.

Goethe definierte im Gespräch mit Eckermann die Gattung Novelle als „eine unerhörte Begebenheit“, und tatsächlich ist auch hier ein ‚unerhörtes‘, überraschendes und unwahrscheinliches Ereignis Gegenstand der Erzählung. Es gilt einen merkwürdigen Brudermord aufzuklären. Der Berichterstatter Ferdinand Albus verwickelt sich in Widersprüche. Es geht um viel Geld, Liebe, eine

Verlobung, um Geschäfte. Man munkelte, Mariane, die schöne und allseits beliebte Tochter des jüdischen Kammerraths Brand, sollte mit einem der beiden Albus-Brüder verheiratet werden. Der zukünftige Verlobte sollte außerdem in Handelsgenossenschaft mit dem Vater treten. Nun ist Heinrich Albus tot, und sein Bruder wird verdächtigt. Doch lässt sich so leicht nichts beweisen.

Es vergeht fast ein Jahr, die Wahl des Verlobten für Mariane fiel nun doch auf Ferdinand, und am Vorabend der Hochzeit kommt es zum ersten Höhepunkt. Ferdinand sucht den Criminalbeamten auf, um ein Geständnis abzulegen. Er bittet freiwillig um die ihm, in seinen Augen, zustehende Todesstrafe. Und der Fall wird erneut aufgenommen.

Müllners Novelle liegt auf der Grenzlinie zwischen Rührseligkeit und spannender Unterhaltung, von Spätromantik und Biedermeier, Liebesgeschichte und Detektivverzählung. Schriftstellerisch virtuos versteht er es, den damals zeitgenössischen Lesergeschmack zu bedienen, indem er dem Handlungsmuster von empfindsam-pathetischer Figureninszenierung, Gefährdung der Liebenden, bedingungsloser Hingabe und glücklichem Ausgang folgt.

Andererseits ist zu bemerken, dass die Figur der Mariane ein gewisses weibliches Emanzipierungspotential entfaltet, wenn sie aus eigenem Antrieb Englisch lernt, wenn sie Geschäftsbeziehungen nach Übersee knüpft oder wenn sie sich ohne weiteres zutraut, vor Gericht ein mündliches Plädoyer für ihren Geliebten zu halten – wenn man sie nur ließe: „Aber in Deutschland? Er muß schriftlich verteidigt werden, auf der todten, weißen Fläche, vor ausgetrockneten Gemüthern, vor eiskalten Actenrichtern.“

Auch die Figurenzeichnung des exaltierten, sich theatralisch gebärdenden, geradezu vom Theaterwahn besessenen Ferdinand kann als ein verborgen kritischer Hinweis gelesen werden: auf den geistigen Zustand einer Zeit, die charakteristischerweise eine besondere Vorliebe für melodramatische Schicksalstragödien hegte.

Der 1828 veröffentlichte „Kaliber“ gehört zu den besten und aus heutiger Sicht interessantesten literarischen Arbeiten Müllners. In der Novelle finden sich, 13 Jahre bevor Edgar Allen Poe 1841 die Tradition der ‚Detective story‘ begründet, wesentliche Strukturelemente dieser Gattung realisiert. „Kaliber“ folgt der für eine Detektivverzählung typischen analytischen Erzählweise mit dem Schema Kriminalfall – Ermittlung – Lösung. Bei der Lösung des Falles spielt der Zufall eine hilfreiche Rolle. Dies ist auch bei später klassisch gewordenen Gattungsbeispielen nicht selten der Fall. Im Ansatz vorhanden ist bei Müllner die charakteristische Konstellation eines Ermittlerduos, wie es mit Sherlock Holmes und Dr. Watson Weltruhm erlangte. Der Ich-Erzähler verbindet sich mit dem besten Defensions-Advokat der Gegend, Doktor Rebhahn. Zum Habitus des redlichen Bemühens bei dem einen gesellen sich Verstandesschärfe und Eloquenz des anderen.

Es ist jedoch nicht Dr. Rebhahn, sondern der Criminalbeamte und Erzähler, der bei der Lektüre besonderes Augenmerk verdient. Anders als bei anderen berühmten Detektiven, geht es hier weniger um die möglichst eindrucksvolle Demonstration eines Mannes, dessen Stärken Kombinationsfähigkeit und unbestechlicher Scharfsinn im Dienste einer rational-logischen Beweisführung sind. Der Charakter ist bei Müllner als Mensch dargestellt, der wie alle Menschen fehlbar ist. Nicht einer, der kühl ermittelt, sondern einer, der sich gefühlsmäßig in seinen Fall verstrickt – kein Siegreicher, sondern ein Gefährdeter.

Der Zweifel daran, ob Form und Methode des damals herrschenden Rechtssystems immer dazu geeignet sind, die diffizile Frage nach Schuld und Unschuld eines Menschen zu beurteilen, das ist vielleicht der Kern jener ‚unerhörten‘ Begebenheit dieser frühen „Detektiv-Novelle“. Das Buch berührt in Sprache und Begebenheit nicht mehr so sehr die Gefühlswelt des 21. Jahrhunderts, dennoch ist es ein schönes Buch für Krimi-Liebhaber, die auch mal nach den Ursprüngen ‚ihres‘ Genres schauen wollen.

- Adolph Müllner: Der Kaliber. Aus den Papieren eines Criminalbeamten  
Liliom Verlag, Waging am See 2002  
125 Seiten, 15 EUR.  
ISBN 3-934785-01-8

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6722](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6722) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Das verflixte erste Mal**

### **Maximilian Steinbeis erzählt in „Schwarzes Wasser“ von den Folgen einer Partynacht**

*Von Heike Nieder*

Eingeschrumpelt und verrunzelt liegt er in seinem Bett, das weiße Gefieder von Haaren auf seinem Kopf steht wild in alle Richtungen ab, die gelbe Hand hält zitternd eine abgebrannte Zigarette. 98 Jahre ist er alt geworden, der Russe Serge Rybakow, und er hat ein Problem: Er kann nicht sterben. Denn es gibt da etwas, das ihn nicht zur Ruhe kommen lässt – eine Geschichte, so alt wie ein Menschenleben, hält ihn erbarmungslos fest und zieht ihn hinein, schon seit Jahren, in eine eigene Welt aus Gewissensbissen und Schuldgefühlen. Diese Geschichte, das große Geheimnis der Familie, das niemand mehr weiß außer ihm, hat sich vor langer Zeit hier, in diesem Haus abgespielt, hier, wo jetzt die Geburtstagsfeier der besten Freundin seines Enkels Wolodja steigt, und wo er, der Großvater, als pflegebedürftiger Greis in einem Anbau wohnt. Heute, in dieser Sommernacht, während draußen auf dem Fest halbstarke Jugendliche fieberhaft

übereinander herfallen, erzählt er dem Partygast Albert, den er abwechselnd für seinen Enkel Wolodja, seinen Sohn Kostja und einen Dienstboten hält, diese eine Geschichte, die sein Leben prägte.

Es ist der erste Roman des 1970 in München geborenen Maximilian Steinbeis. Vor dem Erscheinen seines Buches habe er mit Literatur nicht mehr zu tun gehabt als viele andere, sagt Steinbeis. Gleichwohl war er mit seinem Beruf dem Schriftstellergewerbe nicht ganz so fern: Der studierte Jurist ist Politikredakteur des Handelsblattes. Sechs Jahre hat er an seinem Debütroman gefeilt, und nun liegt es da, das schmale Büchlein über Elisabeth, Wolodja, Albert, Katjuscha, kurz, über Probleme, die so alt sind, wie die Menschheit.

Zwei Geschichten erzählt dieses Buch, einmal die Geschichte von Elisabeth, die an ihrem 20. Geburtstag noch Jungfrau ist und das möglichst schnell ändern will, wenn möglich noch an diesem Abend auf ihrer Fete bei Wolodja. Sie hat sich auch schon einen Kandidaten für ihr erstes Mal ausgesucht: Albert. Dieser findet Elisabeth ebenfalls sehr anziehend, auch sie ist für ihn zunächst nichts weiter als ein Sexualobjekt: „Heute Abend ist sie fällig, die Kleine“. Voller Spannung und Furcht erwartet Elisabeth also den Abend, die Nacht. Doch zu später Stunde ist Albert verschwunden. Er sitzt bei Wolodjas Großvater, der ihm sein Geheimnis anvertraut. Und diese lange Geschichte des Alten ist es, die Albert verändert.

Vor langer Zeit hat Serge Rybakow ein junges Mädchen geliebt, Katjuscha. Er war damals schon verheiratet, und doch hat er sich an dieses Mädchen, das ihn wohl auch sehr mochte, herangemacht. Sein Ziel war es, das Mädchen in das große Geheimnis der Liebe und Sexualität einzuführen. Doch es geschah das Unvermeidliche: Katjuscha wurde schwanger und die Schwangerschaft führte zur Katastrophe.

Die Parallelen zwischen den beiden Mädchen Katjuscha und Elisabeth sind unverkennbar: Rein äußerlich durch die pechschwarzen Haare und die widerspenstige Strähne, die ihnen immer wieder ins Gesicht fällt, ferner durch das rote Kleidungsstück, das beide fortwährend tragen: Elisabeth das Kleid, Katjuscha die Baskenmütze. Doch auch in ihrem Wesen sind sich die Mädchen ähnlich sowie in dem, was sie wünschen: Unsicher und doch bestimmt erwarten beide ihren großen Lehrmeister, der ihnen die Liebe zeigt. Zwei Generationen liegen zwischen den beiden Mädchen, doch ihre Geschichte ist noch viel älter. Liebe, Sexualität, erste Erfahrungen – das gibt es schon, seit es Menschen gibt.

Vielleicht hat der Autor auch deshalb ein in Träumen oft auftauchendes Symbol zum Titel seiner Erzählung gewählt. Denn in Träumen verarbeitet der Mensch seine ursprünglichsten Probleme, Erfahrungen, Ängste. Wasser verkörpert im Traum das eigene Seelenleben, schwarzes Wasser bringt dementsprechend seelisches Unbehagen, Unsicherheit, schlechtes Gewissen zum Ausdruck. Das Motiv des schwarzen Wassers begegnet uns in der Erzählung vier Mal. Das erste Mal in gefrorenem Zustand, da, wo Serge Katjuscha zum ersten Mal sieht, auf der

schwarz schimmernden Eisfläche eines großen Sees. Gefrorenes Wasser wird im Traum oft als Gefahr gedeutet. Und wirklich, die Begegnung mit Serge wird für Katjuscha zum Verhängnis. Das zweite Mal kommt das Motiv in flüssigem Zustand vor, nämlich als Serge nach dem Sexualakt mit Katjuscha frühmorgens in das schwarz scheinende Wasser des Sees schwimmen geht. Doch „ich glitt über die gewaltigen Mengen Schwärze und Kälte unter mir hinweg. Sie galt nicht mir, sie konnte mir nichts anhaben.“ Serge hat also noch kein schlechtes Gewissen wegen des Mädchens, er weiß ja auch noch nicht, was die vergangene Nacht für Folgen mit sich bringen wird. Das dritte Mal begegnet dem Leser das Motiv des schwarzen Wassers in Form von Wasser in einer verstopften Dachrinne, hier dreckig und nach Fäulnis riechend. Das war „kurz bevor ihre Schwangerschaft entdeckt wurde.“ Das nach Fäulnis stinkende Wasser und der Beinahe-Absturz Katjuschas vom regennassen Dach kündigen die Katastrophe an.

Das letzte Mal erscheint das Motiv gegen Ende des Romans, als Elisabeth Albert nachts am schwarz daliegenden See antrifft. Albert kommt gerade vom Krankenbett des Großvaters. Er ist verwirrt und sieht sich betrogen in all seinen bisherigen Werten. „Es geht doch um folgendes, denkt Albert. Man muss furchtbar aufpassen. Man darf nichts falsch machen. Sonst liegt man am Ende zusammengekrümmt wie eine alte Echse da und stirbt nicht.“ Elisabeth geht schließlich in den See schwimmen, planscht und prustet. Sie ist glücklich. Ein gutes Omen. Und Albert? Nachdem er ebenfalls gesprungen ist, hat er plötzlich das Gefühl, dass „in seinen Leib sofort die schwarze, kalte Stille des Wassers eindringt.“ Er hat Angst zu ertrinken. Doch es ist klar, was ihn eigentlich bedrückt: Er ist unsicher nach dem Gespräch mit dem Großvater; plötzlich ist alles anders, die Welt ist nicht mehr so einfach, wie sie vorher schien. Gewissensbisse plagen ihn, denn vor der Unterhaltung mit dem Alten waren Frauen für ihn nicht mehr als eine Lustbefriedigung.

Doch nicht nur die Symbolik der Geschichte ist der Traumdeutung entlehnt, auch die Sprache des Buches hat in ihrer Poetik gelegentlich etwas träumerisches. Besonders den Anfang der Erzählung gestaltet der Autor wie einen Traum. Er nimmt den Leser an die Hand und schwebt mit ihm durch das Haus, in dem wenig später das Geschehen stattfinden wird. Die einzelnen Sätze gehen bruchlos ineinander über – genau wie Traumbilder miteinander verschmelzen – eineinviertel Seiten lang sind sie nur durch Kommas voneinander getrennt. Der Leser ist vollständig in die Geschichte integriert, es ist sein Traum, der da erzählt wird, und er hat sogar Einfluss auf das Geschehen: Nachdem er zusammen mit dem Autor die Balkontür in Wolodjas Zimmer geöffnet hat, erwacht dieser. Die Erzählperspektive wechselt, und der Leser sieht und fühlt plötzlich nur noch mit Wolodja. Und wenig später mit Elisabeth. Dann mit Albert.

Auch die Figuren des Romans sind klar gezeichnet. Besonders interessant: Die Darstellung der meisten Männer als selbstsüchtige, von ihren Trieben bestimmte

Wesen. Bemerkenswert zum Beispiel die Gestaltung des Künstlers Breickemeyer, der seine Braut bei der Hochzeit im Rahmen einer Performance als „lebendes Geschoss“ in einen See katapultieren wollte. Oder der alternde Kinderbuchautor Eugen von Cassius, der scharf auf Elisabeth ist und sie bis zu ihrer Geburtstagsparty verfolgt. Eine der wenigen Ausnahmen dieses notgeilen Männerzirkus' bildet Wolodja, der Elisabeth selbstlos liebt. Sexualität spielt in dem Buch also eine große Rolle, im besonderen Sexualität im Verhältnis zur Liebe. Geht Sex ohne Liebe? Wo Liebe ist, muss da auch Sexualität sein? Oder wirkt letztere, wie im Fall Serge-Katjuscha, oft auch zerstörend in einer Liebesbeziehung?

Alles in allem also ein wohlkomponiertes Büchlein mit interessanter Personenzeichnung. Was fehlt, sind die Ereignisse. Zwar ist die Beschreibung der Party und deren Besucher nicht langweilig, da die gute Beobachtungsgabe des Autors immer wieder verblüfft, trotzdem wartet man ununterbrochen darauf, dass endlich was passiert. Ebenso in der Erzählung des Großvaters. Die eigentlichen beiden Ereignisse, um die sich die Erzählung windet, nämlich das Schicksal Katjuschas und das erste Mal Elisabeths, sind ausgespart. Am Schluss ist man beeindruckt, aber nicht begeistert.

- Maximilian Steinbeis: Schwarzes Wasser. Roman.  
Verlag C. H. Beck, München 2003.  
141 Seiten, 17,90 EUR.  
ISBN 3-406-50969-X

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6671](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6671) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Nichts – und doch: fast Alles!**

### **Über Peter Glasers „Geschichte von Nichts“**

*Von Peter Kock*

Für Karsten Frucht [1949-2003]

Schon der Titel dieses kleinen Bandes mit fünf Erzählungen von Peter Glaser macht deutlich, dass man sich hier nicht auf saftige short stories mit klarem Plot, nachvollziehbarer Spannungskurve oder womöglich, wie in der klassischen Novelle, auf einen Knalleffekt zum Ende hin einstellen sollte. Im Gegenteil, es handelt sich um ruhige, zurückgenommene, gleichsam nebenbei entworfene Geschichten eigenartig randständiger Existenzen, und doch geht es auch hier – um fast alles. Glaser stellt dem Bändchen ein Zitat des Großmeisters der short story, Hemingway, vorweg, in dem es kurzgesagt heißt, es ginge in allen Geschichten immer um Liebe und Tod, und dass die Liebe nie glücklich enden könne.

Trennung, Verlassenwerden, ja auch Liebesverrat und Tod, all dies findet sich auch in diesen stories, aber es wird nur sehr verhalten, fast verschämt behandelt. Die Erzählerfiguren – drei der fünf Erzählungen sind in Ich-Form gehalten – werden bewusst unvollständig beschrieben, sie sind einfach da, so wie sie sind, kleine Medien-Angestellte beispielsweise, Schrotthändler oder Hilfsarbeiter in einer Papierfabrik, jedenfalls keine Beamtenexistenzen. So unscharf und rätselhaft sie uns bleiben, so durchsetzt ist ihr Alltag von Träumen und Absenzen. Und dabei spielen die Geschichten doch in einer überpräzis zu spürenden Gegenwart! Die Geschichte „Das Dreikörperproblem“ etwa, die eine Art Dreiecksverhältnis entwickelt, hebt so an: „Es war das Jahr, in dem die nackten Telefonpfosten auf den Straßen wieder gläserne Seitenwände und Vordächer bekamen“ – müsste also irgendwann Mitte oder Ende der 90er Jahre sein. Anderswo ist beiläufig die Rede von dem „Tag, an dem das Welthandelszentrum in New York zum Einsturz gebracht wurde“. Aber alles andere bleibt in der Schwebel, die Personen- und Realitätspartikel, die wir zu fassen bekommen – und das Lesen ist hier gleichbedeutend mit dem Versuch, ein vollständiges Bild aus diesen Partikeln zu erzeugen – fügen sich nicht zu etwas Geschlossenem.

Dabei wird die Umgebung mit äußerster Hingabe geschildert. Ein Mann auf dem Weg zu seiner Nachtschicht: „Fischkorn ging am süßen Mörtelgeruch alter Häuser entlang durch den Abend zu der Fabrik. Nichts in den Händen zu tragen, nur zu gehen. Die Schatten der schmiedeeisernen Zaunspeere streiften über seine Jacke, und sein eigener Schatten überholte ihn auf dem feuchten Gehweg, wie ein riesiger Scheibenwischer.“ Und, ein paar Sätze weiter: „Unter dem späten Licht öffnete sich der Fluss spiegelnd zu einem tieferen Himmel. Die letzten Schwimmvögel zogen Spuren über das polierte Wasser, wie Glasschneider. Über dem Fluss lag Kälteglanz, auf dem wie in Öl gebraten die Lichter der Stadt schwammen.“

Wunderbar sind viele der Metaphern, die Glaser hier erschafft. Man möchte sie am liebsten hintereinanderweg zitieren, um zu zeigen, was alles aus Sprache gemacht, was in ihr möglich ist, welche Schönheit aus ihr entsteht – und das in einer so unprätentiösen Selbstverständlichkeit, dass man als Leser fast applaudieren möchte. Es gibt Metaphern, die hinter der Bildermächtigkeit eines Arno Schmidt nicht zurückstehen. Wenn letzterer etwa schreibt, „Ein Motorrad schleppte Stahlkugeln vorbei; in der Mitte zürnend große, die sich ineinander schoben“, so findet sich bei Glaser folgender Satz: „Ein kleines Mädchen fiel hin und schrie so laut, dass der Raum sich nach einem Punkt hin krümmte.“ Natürlich missglücken dann gelegentlich auch manche Vergleiche, wenn es nahe der eben zitierten Passage heißt: „Gern hätte er sich gefühlt wie ein langer, nachtblauer Joghurtlöffel, schlankweg den Dingen auf den Grund zu gehen“. Aber das fällt dann kaum ins Gewicht, wenn wir nachvollziehen, wie seine Figuren sich um genaues Beobachten, um äußerste Schärfung der Sinne bemühen. Von den kleinsten optischen Experimenten – Fischkorn versucht die Staubkörnchen zu

beobachten, die auf der Tränenflüssigkeit seiner Augen treiben – gelangen Glasers Erzähler hin zu einer wahren Schule des Sehens, die noch im Fensterglotzen des spießigsten Kleinbürgers den Beobachtungswillen würdigen kann: „Als Kind konnte ich nicht verstehen, wie jemand an einem Fenster lehnen und auf eine Straße sehen kann, auf der es nichts zu sehen gibt als eine Straße und Leute. Dann zeigte Tante Nelly mir, was es zu sehen gibt, und die offenen Augen gingen mir auf.“

In Fällen, wo sich Dinge und Menschen der Wahrnehmung des Erzählers erschließen, kommt es gar zu Momenten jähen Glücks, zu Epiphanien, zu Augenblicken der Erleuchtung. Im Anschluss an die oben zitierte Beschreibung des kalten Flusses heißt es: „Während Fischkorn weiter in die Größe der Verkehrsbewegung und der fahrenden Lichter ging, stieg davon ein Jubel in ihm auf, dass er an etwas Grandiosem teilhatte.“

Glasers Figuren sind in all der Dürftigkeit ihrer Existenz zu solchen Ausbrüchen von Pathos imstande. Es blitzt gar etwas von dem auf, was man vor einiger Zeit vielleicht eine Ästhetik des Widerständigen genannt hätte. „Das Dreikörperproblem“ endet mit der Beschreibung von Fischkorns euphorischem „Gefühl, in einer Armee der Gerechten im Stillen für eine gute Sache zu kämpfen: für das Ende des Kampfs, und sei es vergebens.“

Das Existenzialistische dieser pathetischen Einschübe wird noch dadurch verschärft, dass Glasers Figuren auf der schmalen Scheide von überscharfer Wahrnehmung und Irrsinn entlangwandeln. Nachdem wir die Geschichte des Hilfsarbeiters Fischkorn 40 Seiten lang verfolgt haben, setzt ein Abschnitt unvermittelt so ein:

„An der Rezeption eines Eishotels stritten sich ein Mann und eine Frau, ob es sich im Einzelschlafsack angenehmer nächtige als im Doppelschlafsack. Der Mann gab nach, Einzelschlafsäcke wurden in die gefrorenen Zimmer gebracht. Während die beiden hinter einem großen Eisblock vorbei aus dem Foyer gingen, verwandelten sich ihre Gesichter in eine dunkle Flüssigkeit, die unter den großen Facetten auf dem Block hindurchgegossen wurde, und in dem kurzen Dunkel leuchteten ein paar quer stehende Bruchflächen in dem Eis auf. Ehe sie in einem Tunnelgewölbe aus Eis verschwanden, sah man sie noch einmal, ihre Schatten wie aus einer Stahlform ausgestanzt und ihre Gesichter klingscharf in dem klaren Licht. Gefrorene Blitze tauten auf.“

Ein stilles, präzise beschriebenes Umkippen in eine Wahnwelt. Büchners Lenz grüßt von ferne („Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte“), wenn es bei Glaser heißt: „Er wunderte sich, dass die Leute alle so am Boden hafteten.“

Es handelt sich hier jedoch nicht um klinische Studien, sondern um das Einnehmen schräger Perspektiven, von denen aus ein überscharfes Licht auf das Reale fallen kann. Die surrealistischen Einbrüche ziehen dabei dem notgedrungen



um Plausibilität bemühten Leser, der sich um das Füllen der Lücken in dem porösen Zeit-Raum-Gefüge, in dem er sich hier bewegt, den Boden unter den Füßen weg. Manche Rezensenten haben den Einfluss Musils oder Pynchon/DeLillos darin sehen wollen, mich erinnert diese Prosa mehr noch an die Spracherotik einer Brigitte Kronauer, an die glasklar-scharfe Prosa Kafkas, und die Kipp-Effekte lassen an die Kurzgeschichten etwa eines Ror Wolf denken. Aber anders als die merkwürdigen Herren eines Ror Wolf, die in einem Zeitraum um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert um die Welt reisen oder stürzen, nehmen Glasers Figuren auf ihre Weise an der Gegenwart teil. Teilweise sind es Hacker, die die Monopolstellung eines Bill Gates zu knacken versuchen. Die Erzählung mit dem ironischen Titel „Raumpflege“ etwa beschreibt den Versuch, mittels komplizierter Manipulationen an den in den Tiefen der Rechnernetze implementierten Umsetzungen der Zahl Pi die Systeme zum Absturz zu bringen. Glasers Erfahrungen aus der Zeit der Arbeit beim Chaos Computer Club und als Redakteur von Computerzeitschriften spielen hier herein und sorgen dafür, den Geschichten den Eindruck der Weltferne auszutreiben.

Wenn man überhaupt einen Einwand gegen das Bändchen erheben könnte, dann vielleicht den, dass das hier Fragmentarisierte und wie in Versuchsanordnungen Durchgespielte – viele Motive des Buches werden variiert, tauchen in wechselnder Form auf – zu einer größeren Form zusammenschießen möge. Glaser soll angeblich seit zehn Jahren an einem großen Roman sitzen, zu dem sich diese Erzählungen wie Ausschnitte, kleine Vorformen verhalten. Die Themen Liebe, Trennung, Tod, die hier im Hintergrund immer mitspielen und fast wie unter Verschluss gehalten werden – wie werden diese sich in Romanform erst entfalten! Aber auch als solche können die kleinen Geschichten für sich stehen. Man halte sich vorerst an das, was sie als Schule des Sehens lehren:

„Es waren seine Blicke, von denen die Welt zusammengehalten wurde, sie stützten die Dinge wie ein Mieder aus Achtsamkeit, und er bemühte sich, seine Umgebung durch Anschauen am Auseinanderbrechen zu hindern. Jemand schüttete ihm einen Eimer warmes, glosendes Licht ins Gesicht.“ Das für den Moment aufblitzende Glück, scheint Glaser anzudeuten, ist alles, was wir fassen können. Aber ist das wenig?

- Peter Glaser: Geschichte von Nichts. Erzählungen.  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003.  
192 Seiten, 16,90 EUR.  
ISBN 3-462-03310-7

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6680](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6680) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## ***Klassiker und Moderne Klassiker***

### **Hochmuts-Künstler**

#### **Elias Canetti schildert in „Party im Blitz“ seine englischen Jahre**

*Von Marcel Atze*

18.921 Tonnen Bomben, 13.339 getötete Zivilisten, knapp 200.000 Obdachlose. Das sind die nackten Zahlen, die für den sogenannten Blitz stehen, der London zwischen September 1940 und Mai 1941 heimsuchte. Dabei handelte es sich nicht um ein meteorologisches Phänomen, sondern die deutsche Luftwaffe machte die britische Kapitale in über siebenzig Angriffen zur Frontstadt. Zu den unmittelbar vom Krieg getroffenen Bewohnern zählte auch das Ehepaar Canetti, das sich vor Hitler auf die scheinbar sichere Insel geflüchtet hatte. „Wir leben noch“, meldete Canettis Frau Veza nach einer längeren brieflichen Pause dem gemeinsamen Freund Franz Baermann Steiner am 19. September 1940 in das von deutschen Angriffen verschonte Oxford, „und sind auch in London, aber während die anderen in ihren Häusern und shelters auf die Bomben warten, haben wir gewöhnlich nicht den Zins für das Zimmer, das über uns einbrechen wird, und diese Dinge ist man zu unlustig zu schreiben.“

Lustig genug ging es aber auf jener „Party im Blitz“ zu, die der lange erwarteten Fortsetzung der Autobiographie von Elias Canetti den Titel verdankt. Auf der Festivität blieben die Gäste auch angesichts eines schweren deutschen Angriffs gelassen: „Die Atmosphäre war dicht und heiß, und niemand kümmerte sich darum, daß man Bomben-Einschläge hörte, eine furchtlose und dabei sehr lebendige Gesellschaft.“ Selbst als einige Häuser der Straße in Brand geraten, will man nicht von dem Menschen lassen, den man gerade umschlungen hält. Die Sucht nach Leben ignorierte sogar die Löschanstrengungen der Luftschtzwarte: „Die Türe nach außen wurde aufgerissen, Männer in Feuerwehrhelmen griffen nach Kübeln mit Sand, die sie im Schweiß ihres Angesichts in größter Geschwindigkeit hinaustrugen. Sie achteten auf nichts, das sie im Raum vor sich sahen, in ihrer Eile, die brennenden Häuser in der Nachbarschaft zu schützen, griffen sie wie blind nach den sandgefüllten Kübeln. Es muss eine Unzahl davon gegeben haben, die Paare [...] hielten sich weiter umschlungen, niemand sprang auf, kein Mensch löste sich vom andern, es war, als ginge sie das keuchende, verschwitzte Treiben überhaupt nichts an, zwei verschiedene Tierarten, die einander aus dem Wege gingen.“

Mit „Die gerettete Zunge“ (1977), „Die Fackel im Ohr“ (1980) und „Das Augenspiel“ (1985) zählt der 1994 in Zürich verstorbene Elias Canetti zu den bekanntesten Autobiographen der Literaturgeschichte. In diesen drei Bänden schilderte Canetti seine Lebensgeschichte bis zum Jahr 1937. Wer erinnert sich nicht an den Mutter-Sohn-Konflikt um den Erwerb der deutschen Sprache? Wer hat die Schilderung des brennenden Wiener Justizpalastes vergessen, dem wohl prägenden Erlebnis des Verfassers von „Masse und Macht“? Wer ist nicht gern mit Canetti im Café Museum gesessen? Kaum ein Leser dürfte diese Episoden aus dem Gedächtnis verloren haben. Aber Canetti schrieb nicht nur über sich, sondern er lieferte zudem zahllose Porträts von berühmten und unbekanntem Zeitgenossen aus Kunst, Literatur und Musik, die ihm viel, bisweilen aber auch rein gar nichts bedeutet haben. Die autobiographische Erzählung endete mit dem 32-jährigen Protagonisten, der nach dem Erscheinen des legendären Romans „Die Blendung“ gerade zu dem geworden war, was er immer schon hatte sein wollen: Autor.

Die Spatzen hatten es seit Jahr und Tag von den Dächern gepfiffen, dass sich im noch bis 2024 gesperrten Nachlass von Elias Canetti ein Manuskript befindet, das die Selbstbiographie um die englischen Jahre fortsetzt. Die Gerüchte waren nicht falsch, aber auch nicht ganz richtig. Canetti hatte Anfang der 90er Jahre mehrere Anläufe gemacht, die ursprünglich auf fünf Teile angelegte Autobiographie fortzuführen. Der Tod, den er stets als größten Feind begriffen hat, hat diesen Plan zunichte gemacht. Der Herausgeber hatte die Aufgabe, aus vier überlieferten Fragmenten einen lesbaren Band herzustellen. Das ist nicht immer gelungen, vor mancher Wiederholung ist man nicht gefeit. Um einen meisterhaft durchkomponierten Text handelt es sich naturgemäß nicht, eher um tagebuchartige Aufzeichnungen. Auch sonst entspricht „Party im Blitz“ nicht ganz den Erwartungen. Vor allem müssen diejenigen – der Verfasser dieser Zeilen gehört dazu – enttäuscht sein, die darauf hofften, mehr über Elias Canettis Dasein im englischen Exil zu erfahren. Von seiner Arbeit erfährt man lediglich das asketische Credo: „Vom ersten Tag in England an war es mein Ziel gewesen, mich ausschließlich der Arbeit an ‚Masse und Macht‘ zuzuwenden. Nichts anderes sollte zählen, keine ‚Literatur‘ war erlaubt. Ich wollte mir alles versagen, was mich ablenken konnte.“ Auch das Privatleben wird nahezu ausgeblendet. Seine Frau Veza, als Schriftstellerin erst seit kurzem entdeckt, spielt kaum eine Rolle. Dabei hat sie Canettis Arbeit nach Kräften unterstützt, etwa indem sie die Kärrnerarbeit der Übersetzerin verrichtete und so für den Lebensunterhalt beider sorgte. Auch dieser täglich geführte Kampf ums Überleben, die Existenz von der Hand in den Mund, ist Canetti kaum der Rede wert. Selbst der Krieg – der unglücklich gewählte Titel verspricht da ganz anderes – wird kaum thematisiert. Am eindrucklichsten noch in einer Episode, die von den Milburns berichtet, außerhalb Londons lebender Pfarrersleute, bei denen Elias und Veza Canetti Unterschlupf fanden, als viele Menschen die Nacht für Nacht angegriffene Stadt verließen. Mr. Milburn

hielt Hitler für den Satan persönlich. Auch deshalb wollte seine Frau nichts von den Angriffen wissen: „Solche Dinge liebte Mrs. Milburn weder auszusprechen noch zu hören. ‚Das Böse ist nicht wirklich‘, sagte sie sanft, ‚das Böse ist eine Einbildung von uns.‘ ‚Und die Bomben?‘, fragt Veza [...] ‚Die Bomben bilden wir uns ein‘, sagte Mrs. Milburn.“ Mr. Milburn verliert die Angst vor den Bombern nur, wenn er mit Canetti Hölderlin-Exerzitien treibt: „Vielleicht trägt der Pilot einen Hölderlin in der Tasche.“ Doch die Angst kehrt wieder. Wenn die Bomberpulks auf England einschwenken, sucht das Ehepaar Schutz unterm Küchentisch und ist mucksmäuschenstill: „Wenn es lange dauerte, wurden die Milburns hungrig. Sie *sagten* es nie, ihre Befürchtung, dass ein Pilot oben durch ihre Stimmen auf sie aufmerksam werden könnte, setzte nie aus, aber wenn Veza ihnen das Essen unterm Tische zuschob, lappten sie es gierig auf wie Hunde.“

Der Krieg als Voraussetzung für die Vernichtung der europäischen Juden kommt nur an einer Stelle zur Sprache, die dafür umso bemerkenswerter ist. Auf der immerwährenden Suche nach Gesprächspartnern traf Canetti, der unter der mangelnden Akzeptanz des Exilanten litt, einen Straßenkehrer: „Er führte ruhig seinen Besen, als ob viel Zeit wäre, stützte sich auf ihn, wenn er eine Pause machte und blickte dann unverrückbar vor sich hin. Er faßte jeden ins Auge, der des Weges daherkam, grüßte aber nur manche. Mit ganz wenigen aber ließ er sich auf Gespräche ein. Er war der, der ansprach, es wäre einem absonderlich vorgekommen, selbst damit zu beginnen, denn seine Tätigkeit als Straßenkehrer hätte bei anderen etwas wie Herablassung hervorrufen können.“ Alles beeindruckte Canetti an diesem Mann: dessen langsame, artikulierte Sprechweise; die biblischen Vokabeln, die er benutzte; die klugen Fragen, die der Befragte nicht beantworten konnte. „Ich lernte im Lauf einiger Jahre viele Menschen kennen“, schreibt Canetti, „die an diesem Orte lebten. Er war der einzige, den ich von ganzem Herzen liebte. Eines Tages, als man das Schrecklichste erfahren hatte, diesmal in Einzelheiten und unwiderlegbar, machte er zwei Schritte auf mich zu, was er noch nie getan hatte und sagte: ‚Es tut mir leid, was jetzt Ihren Leuten geschieht‘, ‚your people‘, sagte er und fügte hinzu: ‚Es sind auch meine Leute.‘“

Oft stehen die von Canetti vorgestellten Menschen aber für weniger ernste Themen. Wie gewohnt frönt er seiner Vorliebe für skurrile Figuren und findet sogar anerkennende Worte für den größten Rhododendron-Kenner der Zeit. Die Erwähnung von derartig vielen Personen, welche die Lektüre des Anmerkungsapparats genauso nötig macht wie jene des kundigen Nachworts, das vom Londoner Germanisten Jeremy Adler stammt, war für Canetti wohl eine Art Exorzismus, wie er zugibt: „Ich will mich vom Überfluß an englischen Figuren befreien. Doch wähle ich nur solche aus, die ich für besonders charakteristisch halte. Ich möchte, daß sie zusammen ein Bild Englands geben, wie es um die Mitte dieses Jahrhunderts war.“ Einer jener Exzentriker war Arthur Waley, ein bekannter Sinologe und Übersetzer, von dem Canetti vor allem deshalb beeindruckt gewesen

ist, weil er seiner Meinung nach der einzige Brite war, der den Roman „Die Blendung“ kannte, noch bevor er ins Englische übersetzt worden ist. Als Waley erfuhr, dass das Buch einen Sinologen zum Helden hatte, ließ er ihn sich kommen, und erfuhr, dass dieser Protagonist „über Frauen nicht viel anders dachte als er“. Waley habe für die Etablierung einer „Schreckensherrschaft des Urteils“ gesorgt. So zertrümmerte er im Vorübergehen – auf einer Party von dieser angesprochen – Veza Canettis Lieblingsdichtung, Goethes „Faust“, mit den Worten: „Very bad writing“. Da verwundert das folgende Fazit nicht: „Der Hochmut bei Engländern ist so eingefleischt, daß man ihn oft nicht einmal bemerkt. Das sind dann die wahren Hochmuts-Künstler.“ Die kaum herstellbare Nähe zu den Menschen beschäftigt Canetti wiederholt: „*Distanz* ist eine Hauptübung der Engländer. Sie kommen einem nicht nah. Sie wollen, sie dürfen einem nicht nahe kommen. Zu ihrem Schutz hüllt sich die Person in Eis. Außen wird alles zurückgespielt. Drinnen friert man.“

Zu Canettis Exil-who-is-who zählt neben dem Lyriker und Ethnologen Franz Baermann Steiner auch die Schriftstellerin Iris Murdoch. Die Porträts zeugen von Canettis Kunst, in wenigen Strichen eine Persönlichkeit zu zeichnen. Das Bild, das Canetti von Steiner gibt, ist von tiefer Zuneigung geprägt. Steiner stammte aus Prag und kam 1939 nach London, um an der dortigen School of Economics sein Studium fortzusetzen. Als Hitlers Wehrmacht die Tschechoslowakei „zerschlug“, wurde er unfreiwillig zum Exilanten. Seine Eltern blieben zurück und fielen der NS-Mordmaschinerie zum Opfer. Vergleicht man die Lebenswerke beider, dann wird man eine Beziehung kaum übersehen können. Wie „Masse und Macht“ oszilliert Steiners Werk zwischen den Polen Wissenschaft und Literatur, ja Canetti hat ohne Zweifel in seinen ethnologischen Teilen Entscheidendes dem gelehrten Freund zu verdanken: „Er war frei in Mythen. Er war der einzige Mensch, den ich gekannt habe, mit dem ich über Mythen sprechen konnte. Nicht nur kannte er viele und konnte mich so gut mit welchen überraschen wie ich ihn: er tastete sie nicht an, er deutete sie nicht, er machte keinen Versuch, sie nach wissenschaftlichen Prinzipien zu ordnen, er ließ sie in Ruhe.“ Aber die Nähe zu Steiners relativ unbekanntem Œuvre geht noch weiter: Auch er hat – wie Canetti – ein riesiges Reservoir von Aphorismen und Aufzeichnungen hinterlassen, vieles ähnelt sich verblüffend. Es gilt als das Verdienst von Canetti, Steiner diese Kurzprosa nahegebracht zu haben.

Kurz vor seinem Tod soll sich Steiner mit Iris Murdoch verlobt haben. Durch Steiner hat auch Canetti die Philosophin kennen gelernt. Von Zuneigung ist in diesem Porträt freilich nichts zu spüren, ja man ist bestürzt über die Lektüre. Man erfährt beispielsweise, Iris Murdoch sei auf unschönen Füßen den Gang eines abstoßenden Bären gegangen. Sie sei voller „weiblicher Berechnung“ gewesen, da sie ihre – ungezählten – Liebhaber um ihren Verstand, weniger um ihr Herz habe berauben wollen. Nichts an ihr sei originär gewesen, so apostrophiert er Iris

Murdoch als „Oxford-Ragout“ und gar als „Gesamt-Parasit“. Trotzdem verschweigt Canetti nicht, dass auch er sich auf eine sexuelle Affäre mit ihr eingelassen hat. Gleichwohl habe ihn der Vorgang kalt gelassen: „Es ist mir dieses eine Mal in meinem Leben geschehen, dass ich mit einer Frau zusammen war, die mich zum Lieben gar nicht fesselt.“ Diesen Kommentar zum Koitus fügt Canetti in Klammern hinzu. Nur einen versöhnlichen Zug konnte er Iris Murdoch abgewinnen: „In ihren Gefühlen für alle war Iris eine Dichterin. Keinen, den sie verstanden zu haben glaubte, vergaß sie und vergaß nicht, ohne eigentlich zu lügen, noch nach vierzig Jahren über jemanden wie Franz Steiner zum Beispiel, so zu sprechen, als wäre er die eine, große Liebe ihres Lebens gewesen.“

- Elias Canetti: Party im Blitz.  
Carl Hanser Verlag, München 2003.  
240 Seiten, 17,90 EUR.  
ISBN 3-446-20350-803.

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6701](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6701) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Die stumme Stimme

### Hans Meisels wieder aufgelegter Exilroman und Plädoyer für das Schweigen „Aguilar oder Die Abkehr“

*Von Rebeca Castellano Alonso*

„Achtundvierzig Stunden lang war er der stumme Mann gewesen, und nie war es ihm so gut ergangen.“ Barcelona 1936: Vor Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges verliert Juan Aguilar bei einem Autounfall vorübergehend die Stimme. Wo er vorher der erfolglose Dichter und Damenhandtaschenvertreter gewesen ist, gewinnt er als Stummer sowohl Umsätze als auch Zuwendung zurück. Er gefällt sich in dieser Rolle und simuliert, seine Stimme für immer verloren zu haben. Die stimmliche Abkehr verhilft ihm, sich für alle interessant zu machen, die ihn zuvor kaum beachtet haben. Ihm wird, einem Beichtvater gleich, Vertrauliches mitgeteilt, so dass er über alle Betrügereien und Schwindeleien, denen er in nichts nachsteht, informiert ist. Der moralische Verfall der Gesellschaft zeigt sich am deutlichsten in den unzähligen Liebschaften, durch die sich Männer und Frauen gegenseitig hintergehen. In diesem Freundeskreis und in dieser Gesellschaft wandelt Aguilar äußerlich stumm und innerlich entfremdet herum, bis ihn die politischen Ereignisse zu grundsätzlichen Entscheidungen für sein weiteres Leben zwingen.

Meisel gelingt ein echter Exilroman, denn allmählich eröffnen sich unter der Oberfläche Metaphern und Parallelen für das in dieser Zeit viele Schriftsteller

betreffende Schicksal: das Exil. Meisel selbst lebt aufgrund seiner jüdischen Herkunft seit 1934 nicht mehr in Deutschland, sondern zunächst in Österreich und Italien bis er 1938 Sekretär Thomas Manns in den USA wird. Die Stummheit seiner Hauptfigur erinnert an die Empfindung der exilierten Autoren, denen im Ausland das Wort abgeschnitten ist. Die Flucht einiger Romanfiguren aus den chaotischen Verhältnissen Barcelonas gleicht dem Schicksal unzähliger Hitler-Flüchtlinge.

Meisels Werk überzeugt zudem durch die Darstellung der Charaktere, die nicht selten verschroben wirken und humoristisch gezeichnet sind. Doktor Demizel mit seiner Berliner Art („Männchen, Sie wissen ganz genau, daß Sie nicht simuliert haben!“) und der Kritiker Lablache („Der Kritiker sah kritisch aus. Er hörte nicht gerne zu, wenn jemand anders lange Reden hielt“) sind Beispiele seiner charakteristischen Ausdrucksweise.

Die sprachliche Darstellungsweise besticht durch Humor und zahlreiche Wortspiele („systematisch planlos“ oder „Er verliert kein Wort darüber, daß der Stumme spricht“). Da Aguilar verstummt ist und seine Freunde meinen, „das Loch seines Schweigens mit einem Wortschwall“ zuschaukeln zu müssen, entstehen oft

biel sein  
chag sein  
0093740

- Hans Meisel: Aguilar oder Die Abkehr. Roman. Mit einem Nachwort von Klaus Täubert.  
Weidle Verlag, Bonn 2001.  
277 Seiten, 21 EUR.  
ISBN 3-931135-55-1

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6670](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6670) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Beinah ein „Heiligenroman“**

### **Heinrich Bölls erster Roman „Kreuz ohne Liebe“ scheitert zum Wohle seines Autors**

*Von H.-Georg Lützenkirchen*

Im Juli 1948 schrieb Heinrich Böll seinem Freund Ernst-Adolf Kunz: „Ich werde mir über viele meiner Fehler klar: ich arbeite zu schnell, zu ungeduldig, irgendwie verschwenderisch, ich nehme alles zu persönlich zu ‚ernst‘, habe keinen Abstand, und das verdirbt jene ruhige Gelassenheit, die man von einem Erzähler erwartet.“ Anlass für diese selbstkritische Einschätzung waren die Ungewissheiten, was wohl aus den Texten werden würde, die Böll in jenen Monaten zuhauf an Zeitschriften und Verlage schickte. Darunter war auch der Roman „Kreuz ohne Liebe“, den Böll unter großen Anstrengungen und Entbehrungen 1947 fertiggestellt hatte und mit dem er an einem Preisausschreiben der christlichen Zeitung „Das Abendland“ teilnehmen wollte. Der Roman wurde abgelehnt und blieb auch in den nachfolgenden Jahren unveröffentlicht. Erst jetzt liegt er im Rahmen der bei Kiepenheuer & Witsch erscheinenden Werkausgabe auch als Taschenbuchausgabe wieder vor.

Bölls „Erstling“ ist ein Roman, der noch ganz unter dem Eindruck des eben zu Ende gegangenen Krieges steht. Ein der unmittelbaren Betroffenheit geschuldeter Roman, dessen Substanz entscheidend von der eigenen Militär- und sechsjährigen Kriegserfahrung als Soldat gespeist wird. Ein emotionaler und engagierter Roman, der freilich eben deshalb mit jenen Fehlern ausgestattet ist, die Böll selbstkritisch vermerkte.

Zuviel will der Roman. Am Beispiel des ungleichen Brüderpaars Christoph und Hans Bachem will Böll den Charakter der totalitären nationalsozialistischen Vereinnahmung aufzeichnen. Hans, der jüngere Bruder, hat sich ‚der ‚Bewegung‘ verschrieben und ist ein überzeugter Nationalsozialist; Christoph dagegen entwickelt aus einem intensiven christlichen Empfinden heraus, Widerwillen gegen das Regime, kann sich ihm aber auch nicht mehr entziehen, als er zum Militär eingezogen wird: „Eingesperrt in dieses Gefängnis der klotzigsten Idiotie



Preußens, ein grauenhaftes Gemisch aus Hygiene, Ziegelsteinen, Geistlosigkeit und Stumpfsinn, eingeklemmt in die trostlose Form des modernen Baustils“. Der entwürdigende Drill der seelenlosen Kriegserziehung droht den empfindsamen jungen Mann zu zerstören. Erst eine Liebesgeschichte, die in ihrer Entstehung ein wenig konstruiert wirkt, bietet Halt und Hoffnung bis der Krieg ausbricht. Christoph erlebt den Krieg – wie auch Böll – von Beginn an bis zum Ende. Die Schilderung des Kriegsalltags, sei es in der zerstörten Heimatstadt Köln, wo der an die Ostfront verlegte Soldat während eines kurzen Halts seine Mutter wiedersieht, oder im düsteren Frontalltag in Russland, gelingt Böll sehr intensiv. Es sind bedrückende Bilder, die er mit erstaunlicher Sicherheit entstehen lässt. In die Schwere dieser Düsternis mischt sich dabei immer wieder ein poetischer Ton, der die Würde der Ruinen erahnbar werden lässt, von der Böll später einmal beim Anblick der zerstörten Stadt Köln sprach. Während der Bruder dem Kriegshandwerk ausgeliefert ist, ist Hans dem System willig. Nicht frei von Gewissensbissen, vor allem im Angesicht seiner wortlos anklagenden Mutter, erfüllt er doch die von ihm geforderten Schergendienste. Böll formt diesen Typus nur beiläufig. Seine wachsenden inneren Konflikte wirken aufgesetzt. Sie ergeben sich weniger aus der Figur, vielmehr erklären sie das Anliegen des Autors. Als einmal Hans in das Haus der Partei gerufen wird, fallen ihm die dort angestellten Frauen auf und er registriert: „daß er immer, wenn er in diesem Hause mit Frauen in Berührung kam, entweder einer ordnungslosen Begierde oder einer ebenso krankhaften kalten Kameraderie begegnete“. Böll deutet hier einen Wesenszug der faschistischen Macht an, in deren Bann auch die Sexualität einer kalten Funktionalität ausgeliefert ist, die die Menschen verdinglicht. Ein für das Romangeschehen folgenloser Gedankensplitter, der aber Indiz für die Motivfülle ist, von der der junge Autor noch zuweilen überwältigt zu werden droht. Als schließlich seine Zweifel größer werden, lässt Hans sich als Offizier an die Ostfront versetzen. Hier vollendet sich seine ‚Erlösung‘, als er seinen wegen Unterstützung russischer Zivilisten inhaftierten Bruder vor einer Verurteilung rettet. Endgültig löst er sich von seinen Dämonen. Die Erlösung schildert Böll im Bild des Mannes, der endlich wieder weinen kann – „als sei er niedergekniet, um in alle, alle Ewigkeit auf dieser dunklen Erde zu weinen...“.

An solche Stellen scheint der Autor oft überwältigt von seinen eigenen Emotionen. Wiederholungen intensivieren die Empfindungen, Auslassungspunkte verweisen immer wieder auf das nicht mehr zu Sagende. Eine transzendente religiös-christliche Erlösungshaltung durchzieht solche Passagen: „Aber da brannte Gott ihm eines Tages sein Mal ins Herz, neu und plötzlich, und es war ihm, als stehe er von einer Krankheit auf“, schreibt Böll über ein ‚Offenbarungserlebnis‘ Christophs in der verhassten Kaserne. Gerade solche Passagen, in denen Böll seinen oft betend dargestellten Figuren erschütternde und grundsätzliche Erfahrungen zuschreiben möchte, geraten ihm zu „ernst“. Man spürt eine

geradezu dostojewskische Inbrunst, als wolle er einen ebensolchen „Heiligenroman“ schaffen, wie er ihn einmal in Dostojewskis „Idiot“ erkannt hatte. Während er in solchen Passagen bei der Darstellung des Religiösen an einem Zuviel an Ernsthaftigkeit scheitert, findet er an anderen Stellen einen einfachen und direkten Ton, so etwa wenn er die von ihm hochgeschätzten romanischen Kirchenräume beschreibt: „Sie betraten den leeren, großen, stillen Raum von romanischer Sanftmut und Innigkeit.“ Wenn es freilich einige Seiten später heisst, „innig und schön war die romanische Sanftmut und der trauliche Dämmer des Raumes“, so verweist diese Wiederholung auf den noch unfertigen Autor.

„Ich denke nicht ohne Gewissensbisse an ihn“, schrieb Böll 1948 seinem Freund Kunz, „doch auch mit Freude. Ohne diese Plackerei wäre ich wahrscheinlich nie zur Arbeit gekommen, hätte nie den Mut gefunden und nie entdeckt, daß ich etwas auf die Beine bekommen könnte.“ So markiert Bölls Erstling ein Scheitern, aus dem der Autor seine Lehren zog. Es galt nun, aus der Fülle der ihn bedrängenden Motive, die in diesem Roman alle anklingen, mit ruhiger Gelassenheit eine Auswahl zu finden, die das unvergleichliche Werk des frühen Bölls ermöglichen konnte. Deshalb ist dieser Roman, trotz seiner Unvollkommenheit, heute wieder lesenswert: als das intensive Dokument eines schriftstellerischen Aufbruchs.

- Heinrich Böll: Kreuz ohne Liebe. Roman.  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003.  
303 Seiten, 12,90 EUR.  
ISBN 3-462-03325-5

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6660](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6660) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Das heißt: Wandlung**

### **Klabund bekommt eine achtbändige wohlfeile Werkausgabe**

*Von Oliver Ruf*

„Er trug eine große Brille, hatte einen kurzgeschorenen Schädel, einen runden Kopf und das Aussehen eines schüchternen Studenten, der mehr wusste, als er von sich gab.“ So erinnerte sich der Schriftsteller Hans Sahl an einen Dichter, der Schulden wie Heu, Stroh im Kopf und nur ein brennendes Herz besaß, der als schmalbrüstiger, blasser Junge auftrat, kurzsichtig, verträumt und doch sehr eindringlich.

Alfred Henschke muss eine staunenswerte Erscheinung gewesen sein: ein Schriftsteller, der 1890 im brandenburgischen Crossen geboren wegen seiner ungezügelter Gedichte im Kerschen „Pan“ verurteilt wurde („Es hat ein Gott mich ausgekotzt“) und im Deutschland der Zwanziger Jahre Furore machte. Als

Pseudonym wählte er eine Zusammenfügung aus Klabaubermann und Vagabund und bezeichnete den Namen als „onomatopoetische Umsetzung eines Trompetenstoßes und eines Paukenschlags“: Klabund.

Asiatische Dichtungen, Soldatenlieder, expressionistische Lyrik, Brettlnkunst, historische Romane oder chinesische Dramen – das Werk ist schillernd wie sein Autor. Doch in den Jahrzehnten seit seinem Tode am 14. August 1928 in Davos war den Versuchen einer Wiederentdeckung kein Erfolg beschieden. Wenn auch Klabund schon immer als begehrtter Autor in Antiquariaten galt und das Liebhaberobjekt einer beschaulichen Gemeinde treuer Leser bis heute darstellt, beschränkte sich die Klabund-Rezeption lange Zeit auf Auswahlgaben, allemal bibliophil gestaltet und längst vergriffen. Allerdings ist jüngst – pünktlich zum 75. Todesjahr – nicht nur ein neues Taschenbuch mit Klabund-Gedichten bei dtv erschienen, das Joseph Kiermeier-Debre unter dem Titel „Das Leben lebt“ zusammengestellt hat, sondern außerdem der letzte, achte Band der Klabund Werkausgabe.

#### Romane der Erfüllung, der Sehnsucht, der Leidenschaft

In Bern hat der Germanist und Herausgeber Christian von Zimmermann diese Ausgabe vor kurzem beendet. Damit kommt zum Abschluss, was er vor fünf Jahren in Zusammenarbeit mit Georg Bogner, Joachim Grage und Julian Paulus am Neckar begann, und im Berner Unitobler fertig stellte: Acht Bände, davon zwei Doppelbände, in tiefschwarzem Leinen mit goldenem Titelzug. Die Ausgabe beginnt mit Texten, mit denen sich Klabund stark identifizierte. Es handelt sich um die umfangreichere Prosa, die Romane der Erfüllung, der Sehnsucht und der Leidenschaft, eine Aufteilung, die noch Klabund selbst getroffen hat. Die Bestseller „Bracke“ und „Borgia“ sind darunter, ergänzt wurde der Roman „Spuk“, der noch in der ersten Gesamtausgabe fehlte, die gleich nach Klabunds Tod im Wiener Phaidon-Verlag herauskam. Schliesslich sah sich Klabund zeitlebens eher als Roman-Autor und weniger als Verfasser von schnellen Versen, Gedichten und Dramen.

Mit dem Ziel, eine Studien- und Leseausgabe auf einer vernünftigen editorischen Grundlage zu schaffen und dabei die publizierten Erstdrucke zu versammeln, ist es nun nicht nur gelungen, die Vielfalt im Schaffen Klabunds wieder zugänglich zu machen, sondern darüber hinaus dem Elfenbein-Verlag einen modernen Klassiker als Hausautor zu beschenken. Umso mehr erbaut das Ergebnis, mittlerweile eine fast vollständige Werkausgabe in den Händen zu halten, die einen für Literaturwissenschaftler brauchbaren Standard bietet und für Liebhaber gleichfalls von Interesse ist. Einen Beitrag dazu liefert die Aufmachung, die in festem Papier gehalten und teilweise maniert die Schrifttype an Klabund-Originale angleicht.

Zwar bleibt die Hoffnung auf die Fertigstellung einer historisch-kritischen Ausgabe, auf die die Klabund-Forschung bereits lange wartet. Zudem wurde bei den vorliegenden rund 4.300 Seiten auf manch lesenswerte Nachdichtung verzichtet. Doch der Mittelweg, den Christian von Zimmermann gegangen ist, zwischen einer schönen, wohlfeilen Werkausgabe, die gleichzeitig editorischen Ansprüchen genügt, ist für den Moment erfreulich. Dies gilt besonders für den letzten, achten Band, den Zimmermann mit Joachim Grage herausgibt und der eine große Auswahl Klabunds literarischer und journalistischer Produktion in Zeitschriften und Zeitungen nebst politischen Stellungnahmen vereint.

### Der Satz als Bildstreifen

Ein nach Möglichkeit repräsentativer Querschnitt dieser Prosabeiträge aus fünfzehn Jahren (1913 bis 1928) wurde editiert. Dazu zählen auch die Erzähltexte aus den Anthologien „Kleines Klabund-Buch“ (1921) und „Lesebuch“ (1926). Bemerkenswert sind vor allem die Artikel aus schwer greifbaren Zeitschriften wie der „modernen illustrierten Wochenschrift Zeit im Bild“, Publikationen in Avantgarde-Blättern wie der Schwabinger „Revolution“ und das „Tagebuch im Gefängnis“, das Klabund 1919 verfasste, als er seinem Münchner Jugendfreund Erich Mühsam, der in Haft saß, beistehen wollte und dabei selbst verhaftet wurde. Auffallend ist daneben die Arbeit „Wie ich den Sommernachtstraum im Film sehe“ anlässlich von Hans Neumanns Shakespeare-Stummfilmversion im Jahre 1925. Klabund vermerkt: „Die Arbeit am Film und im Film, dieser Film und der Film an sich, haben mich derart gefangen genommen, dass ich bestimmt weiß, ich werde jetzt einen Film schreiben, – einen Film in Versen, zu dem Hans Neumann die leuchtende Musik seiner Lichtbilder komponieren möge.“

Hier wird ein Charakter im Werk Klabunds deutlich, den er in seinem fiktionalbiographischen, erst posthum veröffentlichten Roman „Rasputin“ vollendet: Den Stoff in einer sparsam gesetzten Sprache zu bearbeiten, die wie ein Kinodrehbuch klingt. Der Roman als Film-Manuskript. Der Satz als Bildstreifen. Der Absatz als Szene.

Ist dies nun Expressionismus oder Neuromantik, Impressionismus oder Neue Sachlichkeit, Brettler oder großes Theater? Klabund kann man nicht zu einer bestimmten Epoche ordnen, sein literarisches Opus, das die Tendenz zum Episodischen wie zum Unterhaltenden enthält, ist vielmehr Ausdruck einer ungeheueren Fülle an Form. Er selbst war stolz darauf. Sein Name, so wollte er es verstanden wissen, der bedeute: „Wandlung“.

## Autor der Jazzzeit

Zweifellos hat Klabund die leichte Muse mehr gemocht als die ernste. Er dichtete auch, um zu gefallen. Seine Verse gehören zum Teil auf die Kabarettbühne, seine Dramen gelten größtenteils als leichte Komödien, einige seiner Erzählungen sogar als schamlose Gelegenheitstexte. Ja seine historischen Romane lassen meist epische Breite und geschichtlichen Ernst vermissen. Literatur und Biographie mischen sich bei Klabund, dessen beide Lungenhälften von Tuberkulose befallen waren und der fortwährend lange Sanatoriumsaufenthalte in der Schweiz in Anspruch nehmen musste.

Seine erste Frau Irene starb gerade zweiundzwanzig Jahre alt, ihr Neugeborenes nur wenige Monate später. Auch an der Seite der begehrten Schauspielerin Carola Neher erlebte er weiterhin Krankheit und Leid. Diese Themen tönen selbstredend in seinem ungeheuren Schaffen. Bei Klabund gibt es nicht nur Werkphasen, sondern parallel geführte Entwicklungen. Der Vorkriegsklabund, der gerne zur expressionistischen Clique dazu gehören möchte („Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern“), der kriegsschwärmende, patriotische Klabund, der sich für Gaichalieder begeisternde Klabund, der Prosa-Autor großer Volksromane und der Bühnenschriftsteller.

Womöglich war Alfred Henschke das Symbol eines verfemten Zeitalters, das heißt der „unmöglichen Republik von Weimar“, wie der Literaturhistoriker Friedrich Sengle einmal meinte, und ein Sinnbild der Zwanziger Jahre, vielleicht auch ein typischer Vertreter der Jetztzeit als Jazzzeit. Letztendlich lässt er sich niemals auf einen Typus festlegen. Dass er so etwas besaß wie ein Sensorium für die modischen Bewegungen der Zeit, in der er lebte, und darüber auch schrieb, das mag ein Grund dafür sein, dass er nach seinem Tod viel zu rasch in Vergessenheit geraten ist. Klabunds Stoffe trafen nicht mehr die Themen der späteren Jahre.

Ob heute mit der vorliegenden Werkausgabe Klabund wiederbelebt werden kann, entscheiden letzten Endes immer noch die Leser. Deren Aufmerksamkeit hat er freilich verdient. Hans Sahl erinnerte sich: „Klabund war ein Tonfall, ein Lautenlied, gesungen in einer sternklaren Nacht von einem Sterbenden, dessen Tage gezählt waren.“ Und Carl v. Ossietzky nannte ihn den „letzten freien Rhapsoden, den Letzten aus dem alten Geschlecht dichtender Vaganten“.

- Klabund: Werke in acht Bänden.  
Herausgegeben von Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Ralf Georg Bogner, Joachim Grage und Julian Paulus.  
Elfenbein Verlag, Berlin 2003.  
4.300 Seiten, 370 EUR.  
ISBN 3-932245-20-2
- Klabund: Das Leben lebt. Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Joseph Kiermeier-Debre.  
Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2003.  
192 Seiten, 7 EUR.  
ISBN 3-423-20641-1

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6683](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6683) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Albrecht Schönes „Faust“-Edition in fünfter Auflage als in sel taschenbuch 3000**

Im Rückblick auf die 1994 im Rahmen der Goethe-Ausgabe des Klassiker-Verlags „Faust“-Edition von Albrecht Schöne schrieb Gerhart Pickerodt in [literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) (Nr. 10-1999): „Zwar war man nicht mit allen philologischen Entscheidungen einverstanden, insbesondere nicht mit der Eigenwilligkeit, in der Schöne die Zeichensetzung der frühen Drucke behandelte. Zwar gab es auch Einwände, die die Rekonstruktion des von Schöne so erkannten ursprünglichen Entwurfs der Walpurgisnachtszene betrafen, doch überbietet Schönes Kommentar – immerhin ein Werk von 1.133 Seiten – die Arbeiten der Vorgänger in vielerlei Hinsicht beträchtlich. Dies betrifft sowohl die Auswertung primärer und sekundärer Zeugnisse als auch grundlegender Quellen historischer, kulturgeschichtlicher, theologischer, mythologischer, naturwissenschaftlicher, philosophischer, kunstgeschichtlicher und literarhistorischer Provenienz. [...] Insgesamt kann Schönes Kommentar – methodisch wie sachlich – nicht als völlig neuartig eingeschätzt werden, doch fördert er eine Fülle neuer Aspekte und Einsichten zu Goethes „Faust“-Text zutage, so daß man annehmen durfte, man habe nun für viele Jahre oder gar Jahrzehnte einen richtungsweisenden, in vielerlei Hinsicht verbindliche Kommentierung vor sich, die einen gültigen Standard für die „Faust“-Rezeption vermittelt.“

Schönes bedeutende Edition liegt nun preisgünstiger denn je in „fünfter, erneut durchgesehener und ergänzter Auflage“ als Jubiläumsband der in sel taschenbücher (it 3000) vor.

K. F.

- Johann Wolfgang von Goethe: Faust. 2 Bände: Band 1 Texte, Band 2 Kommentare.  
Herausgegeben von Albrecht Schöne.  
Insel Verlag, Frankfurt a. M. 2003.  
2000 Seiten, 20,00 EUR.  
ISBN 3-458-34700-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6684](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6684) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## ***Anthologien***

# **Was nicht gehen kann, muss auch nicht gehen**

## **Ein Lesebuch über die deutschsprachige Nachkriegsliteratur verabschiedet die Idee von der Kanongültigkeit**

*Von Jens Romahn*

In Lesebüchern entkommen Herausgeber regelmäßig der Not, einen kanonischen Kernbestand abendländischen Kulturschaffens vermessen zu müssen. Die *createures de anthologie* sind immer im Vorteil: Sie können vom Rande einer viel beweglicheren Peripherie aus betrachten, Texte nach Belieben goutieren und zu einer Gesamtschau zusammenstellen. Das Ergebnis, ein deutschsprachiges „Lesebuch“ (im Titel steht leider etwas vereinnahmend „deutsches“ Lesebuch), das weder in der Umklammerung durch weltliterarische Kanongeläufigkeit zu ersticken droht noch den Pfad einer literaturwissenschaftlich ‚getragenen‘ Deutungsperspektive gehen muss – Kanonbildung ist immer eine Frage literarischer Wertung – liegt nun vor. Die Herausgeber des vorliegenden Lesebuches, der Schriftsteller Norbert Niemann und der Feuilletonist Eberhard Rathgeb wollten ein Buch in erster Linie für Leser vorlegen, deren Verständnis der deutschsprachigen Literatur entscheidend in den 80er und 90er Jahren geprägt wurde, so heißt es im Vorwort. Eine verwandte Form einer ähnlich aufbereiteten Textsammlung, die Anthologien, ist von einer ähnlichen Perspektive auf die literarische Landschaft getragen. Etwa die Volker Hages für die Literatur der 70er und 80er Jahre („Die Wiederkehr des Erzählers, Schriftproben“) oder die Anthologien von Christian Döring, die inzwischen ganz ohne die Einschübe literarische Wertungen auskommen („Erste Einsichten, Aufbruchstimmung“). In der Summe sind diese Kompendien sicherlich dankenswerte Hervorbringungen des Klassikersturzes der 70er Jahre. Den beiden Herausgebern des anzuzeigenden Bandes geht es um eindringlich

gebliebene Leserlebnisse, so zunächst natürlich erst einmal um die eigenen Vorlieben, die, wenn man sie auch nicht belegen kann oder will, so doch Wirkung hinterlassen haben, die man in die Welt tragen möchte. Die Autoren belegen dies im Vorwort nochmals mit dem Bild vom „vitalen“ stets leidenschaftlichen und neugierigen Leser und besinnen sich auf die Horazische Doppelfunktion der Dichtung („aut prodesse volunt aut delectare poetae / aut simul“). Dieser relativ weite Sehspalt ästhetischen Wertungsempfindens sorgt denn auch dafür, dass man nicht immer auf der Seite der „Höhenkammliteratur“ ist. Ganz so ist es auch im vorliegenden Lesebuch. In diesem wiederholen sich nicht die Volten literaturkritischer Betrachtung, weder die, die in der renommierten SWR-Bestenliste zum Ausdruck kommen noch diejenige, die sich in dem Furor des Zuspruches des Bachmannpreises einmal jährlich in Kärnten ereignen. Die Texte dieser Preisträger sind ohnehin in wieder anderen Archiven des Wissens abgelegt: Es gibt einen Band, der die Best-Offs der Bachmannpreisträger versammelt.

Zum Bauprinzip: Ergänzt wird das Lesebuch durch Einleitungen in die dargestellten Zeitabschnitte, deren sechs Kapitel jeweils für ein Jahrzehnt stehen, diese haben mehr die Gestalt eines (sozial)geschichtlichen Kurz-Exposés, als das sie literaturgeschichtliche oder stilanalytische Annäherungen sind. Sie reißen die Eigenart des darauffolgenden Textes an, die Textausschnitte bescheiden sich wiederum darauf, eine Kostprobe abzugeben. Kurzbiographien der Autoren und Dichter gibt es im Anhang, hier wird auch dem übrigen Œuvre mal mehr, mal weniger stark nachgegangen. Dies ist gut, aber nicht in jedem Fall gut genug, mal mehr, mal weniger heißt, dass man mitunter in nahezu unzulässige Aussparungen abgeleitet. Hier ist schon wie in den übrigen Kapiteln zusammengetragen, was gefällt. Man ordnet an, nicht ein, auch hier fehlen oft weitere Querverweise. Nur ein Beispiel: Die so wichtige „Meridian-Rede Paul Celans aus Anlass der Entgegennahme des Büchnerpreises wird auch hier nicht erwähnt. Die von Magnus Enzensberger hingegen bekommt ihren Raum bereits in einem der vorgelagerten Kapitel. Bei einigen Autoren wie zum Beispiel bei Ingeborg Bachmann fällt auf, dass die Spurensuche in ihrem Werk leider in eine Mischung aus Eigenwilligkeit und Zurückhaltung gar Zurücknahme gegenüber dem rühmlich Bekannten mündet: Im Lesebuch ist ein Text aus dem Nachlass abgedruckt, die Hörspiele, die Lyrik der Autorin sind nicht erwähnt, die vielschichtige Poetik ihres Werkes wird vor diesem Hintergrund nicht wirklich deutlich. Etwas ärgerlich machen da schon die Eintragungen zu Gottfried Benn: „Der Dichter Gottfried Benn nimmt an Körpergewicht zu. Er hört in seiner Westberliner Stammkneipe Schlager. An die Menschheit denkt er dabei nicht.“

Doch kommen wir noch einmal auf die einzelnen Kapitel zu sprechen: Der Abschnitt mit der Zeitperiode 1945 bis 1949 ist denkbar kurz gehalten, er versammelt Texte von Autoren, deren Schreibdimension weit auseinander liegt, die Memoria-Literatur von Nelly Sachs, Ilse Aichinger und Thomas Mann genauso



wie Ernst Jünger, der sich gegen das Romanhafte bei Thomas Mann verwehrt. In dem folgenden Abschnitt „Wenn man aufhören könnte zu lügen“ wird an den Hörspielautoren Günter Eich, der mit dem Hörspiel „Träume“ an den Bestand verdrängter Ängste und Schuldgefühle der Deutschen rührte, während Johannes Bobrowski in seinem Gedicht „Steppe“ die Erinnerung an das Land zwischen Weichsel bis zur Wolga belebte, Arno Schmidts Vertriebenenerzählung „Die Umsiedler“ bekommt sei dem Erscheinen von Günter Grass´ „Krebstanz“ noch einmal Aktualität. Für die 60er Jahre erinnert ein Gedicht Hans Magnus Enzensbergers, „Landessprache“, irgendwie an den jungen Heinrich Heine, Alexander Kluge ist mit seiner „Schlachtbeschreibung“ vertreten, eine „fiktive“ Montage aus Dokumenten, die den Untergang der 6. Armee in Stalingrad „schriftstellerisch bearbeitet“. Grass ist mit den „Hundejahren“ vertreten, ein Roman, von dem er sagte, er sei besser als „Die Blechtrommel“.

Nachfolgend setzt sich in der „bleiern Zeit“ der 70er Jahre Rolf Dieter Brinkmann von der Kumpanei der politisierten Altersgenossen ab und macht Deutschland viel lieber mit der amerikanischen Subkultur bekannt, Friederike Mayröcker wird in den Olymp der Spätsurrealisten gehoben und Heiner Müller hat mit der „Hamletmaschine“ den Geist der Geschichte erblickt, wenn er das Ende der DDR als Krieg ohne Schlacht „seherisch“ vorwegnimmt. Der Abschnitt der 80er Jahre erinnert an den erhabenen Schwellenkundler Peter Handke sowie an Elfried Jelineks Klavierspielerin, und Undine Gruenter wird mit ihren Erzählungen in „Nachtblind“ vielleicht als letzte radikale Liebes-Romantikerin entlarvt.

Im abschließenden Kapitel „Elysian Park“, jenes für die Jahre 1993–2002, wird deutlich, dass das vorliegende Lesebuch geneigt ist, als alternativer Katalog mit generationenspezifischen Kulttexten gängige Kanongültigkeit zu konterkarieren. Dem Leser mag sich da die Frage stellen, ob man gar niemanden mit Altbekanntem traktieren wollte? Wie ist es gar mit den weniger Versierten, wäre hier nicht etwas mehr Kanonisches hilfreich für eine Orientierung im Literaturbetrieb? Nichts gegen Kathrin Röggla, man fragt sich aber schon auch, warum Kathrin Röggla? Oder entfalten ihre Texte ein phänomenales Epizentrum mehr als die anderer Autoren? Ist es hier die Suggestionskraft in der Sprache einer Autorin, denen der Ornatus der Erzähllandschaften anderer Autoren nachsteht? Gut, ein Lesebuch muss zu seiner Auswahl keine weiteren Paraphrasen abgeben, das könnte eine Antwort sein. Muss dies aber zur Folge haben, dass man bis ins Auffällige hinein an nicht wenigen Stellen die Darstellung gegen eine vermeintliche Kanonisierung „an“ oder gegen büstet? Gegen die Kanonisierung gebüstet erscheint denn so auch die Entscheidung, den nicht minder eindrucksvollen Auszug „muttersterben“ des Bachmannpreisträgers Michael Lentz nicht vorzufinden, statt dessen den jüngsten Roman „Liebeserklärung“. Es ist wohl so, dass diese wie jede Auswahl nie das Glück aller treffen kann, mit diesem Band bleibt man sicherlich über Literatur im Gespräch. Das ist wenig genug.

P.S.: Eine Lizenzausgabe ist bei der Bundeszentrale für politische Bildung erschienen.

- Norbert Niemann, Eberhard Rathgeb: Inventur. Deutsches Lesebuch 1945–2003.  
Carl Hanser Verlag, München 2003.  
432 Seiten, 23,50 EUR.  
ISBN 3-446-20354-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6687](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6687) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Die Poesie der Elemente

### Anton G. Leitners Anthologie „Feuer, Wasser, Luft & Erde“

*Von Annina Müller*

Feuer, Wasser, Luft und Erde - die vier Elemente bestimmen das irdische Leben und üben schon immer einen ungeheuren Einfluss auf die Menschheit aus. So unverzichtbar sie für uns sind, so unberechenbar sind sie gleichzeitig in der Entfaltung ihrer Kräfte. Die Luft brauchen wir zum Atmen, doch wenn sie sich in Wind umwandelt und gar zum Tornado wird, kann das dritte Element sehr gefährlich für uns werden und uns sogar das Leben kosten.

Schon in der Antike sahen griechische Philosophen die Elemente als schöpferische Prinzipien an. Feuer, Wasser, Luft und Erde übten schon immer eine Faszination auf die Menschheit aus und wurden seit eh und je in der Literatur thematisiert - bis heute natürlich.

Eine Auswahl der schönsten Lyrik über die vier Materien ist nun in einer neuen Anthologie zusammengefasst. Sie heißt „Feuer, Wasser, Luft & Erde“ und widmet jedem Element ein eigenes Kapitel.

Herausgeber Anton G. Leitner schreibt im Vorwort, dass ein besonderes Augenmerk bei der Auswahl auf die lyrische Entdeckung und Wiederentdeckung gelegt wurde. Leitner möchte in seiner „Poesie der Elemente“ den Gegensatz deutlich machen, der in einem Element steckt: „Im Ruhezustand bergen sie den ganzen Zauber der Poesie in sich, sind sie aber einmal entfesselt, entfalten sie eine (Ur-) Gewalt, deren Wirkungen auch der Mensch [...] ganz plötzlich und vollkommen hilflos ausgesetzt ist.“

So wird zum Beispiel das Kapitel über das Element Luft mit Joseph von Eichendorffs „Mondnacht“ sanft eingeleitet: „Es war, als hätt der Himmel / Die Erde still geküsst, / Daß sie im Blütenschimmer / Von ihm nun träumen müsst.“ Kurze Zeit später verdeutlicht das „Donnerlied“ von Justus Georg Schottelius dem Leser die andere Seite der Luft, nämlich die Luft in ihrer zerstörfähigen Kraft:

„Sweifel / Wasser / Feuer und Dampf / Wollen halten einen Kampf; / Dicker Nebel dringt gedickt/ Licht und Luft ist fast erstickt.“

Das kleine Büchlein ist eine Mischung, in der berühmte Autoren neben unbekannteren stehen, in dem klassische Gedichte neben völlig Unerwartetem zu finden sind: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Daß ich so traurig bin; / Ein Märchen aus alten Zeiten, / Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“ Im Kapitel über das Wasser sieht sich der Leser durch Heinrich Heines Gedicht über die Loreley an die Ufer des Rheins versetzt und wird von Ilma Rakusas Gedicht vom „Wasserinventar“ wieder in das Zeitalter der Moderne zurückgeholt, indem sie lediglich die verschiedensten Wasservorkommnisse aufzählt: „Fruchtwasser / Fließwasser / Flusswasser / Kielwasser / Fischwasser / Brakwasser“ etc.

Alle Epochen sind vertreten, Gedichte von Paulus Melissus (1539-1602) bis hin zu Lyrikern der jüngsten Generation wie Nico Bleutge (geboren 1972) sind in der kleinen Anthologie zu finden. Alle namenhaften Dichter von Eduard Mörike über Johann Wolfgang Goethe, Annette von Droste-Hülshoff und Novalis bis hin zu Gottfried Benn und Bertolt Brecht und viele mehr werden in der „Poesie der Elemente“ tradiert.

Bekanntere Lyrik aus der Kinderzeit ist zu finden, so kann man in dem Gedichtbändchen „Die gar traurige Geschichte mit dem Feuerzeug“ von Heinrich Hoffmann nachlesen: „Paulinchen war allein zu Haus / Die Eltern waren beide aus. / Als sie nun durch das Zimmer sprang / Mit leichtem Mut und Sing und Sang. / Da sah sie plötzlich vor sich steh'n / Ein Feuerzeug, nett anzuseh'n. [...] Und Minz und Maunz, die Katzen, / Erheben ihre Tatzen.“ In Wilhelm Buschs humorvollen Gedichten wie zum Beispiel „Das Bad am Samstagabend“ oder „Ein Maulwurf“ findet man dann wieder Grund zum Lachen.

Die Auswahl der Gedichte ist querbeet, in ihnen findet der Leser Kritik an der Neuzeit, Gedichte zum Schwelgen, Modernes, Barockes und Traditionelles. Nur eines haben die Gedichte alle gemeinsam: Sie handeln von den vier Elementen, von ihrer Kraft und Macht, von ihrer Schönheit und Existenz.

Leitner appelliert in seinem Vorwort an die Leser und schreibt über die Schönheit der Elemente und von der Umweltzerstörung der Menschheit: „Es wäre zu wünschen, dass sich diese und andere Natur-Gedichte heimlich, still und leise ins Gedächtnis, ins Unterbewusstsein der Mitmenschen einnisten. Vielleicht bleibt dann durch die Wirkung der Poesie der ein oder andere Baum stehen, dieser oder jener Betonmischer im Ruhestand. Frei nach dem Motto: mehr Verdichtung, d. h. Gedichte im Kopf, weniger verdichtete Flächen ...“

Sein Bezug auf die Macht der Elemente, die Fluten und Schlammlawinen vom Jahre 2002 und der Fußball vom 11. September mag ein wenig an den Haaren herbeigezogen sein.

## **Deutschsprachige Literatur**

„Feuer, Wasser, Luft & Erde“ sind kein „Muss“ für den Leser, jedoch weisen sie eine recht stattliche Sammlung von Gedichten auf, derer zu besitzen bestimmt kein Fehler ist.

- Anton G. Leitner (Hg.): Feuer Wasser Luft & Erde. Die Poesie der Elemente. Philipp Reclam jun. Verlag, Stuttgart 2003.  
182 Seiten, 5,00 EUR.  
ISBN 3-15-018246-8

**[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6676](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6676) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang**

## Das Rauschen des Fortschritts

### John Griesemers neuer Roman „Rausch“

*Von Christian Schneider*

Der Ozean schweigt. Zwischen dem alten und dem neuen Kontinent herrscht Funkstille. Wir befinden uns im Jahr 1857. Es wird noch eine Weile dauern, bis das Telefon erfunden ist, es schwebt noch kein Satellit um den Erdball. Doch es existieren zahlreiche mutige, tatenhungrige Männer, die sich nicht scheuen, ihren Beitrag zur Verbesserung der Welt mit den Mitteln des Fortschritts zu leisten.

1857 ist das Jahr des Stapellaufs des größten Schiffes aller Zeiten. Und es ist das Jahr, in dem das transatlantische Telegraphenkabel durch die Verbindung zweier Kontinente die Kommunikation revolutionieren soll. Doch der Fortschritt rollt nicht immer wie geplant.

Chester Ludlow ist Zeuge des misslungenen Stapellaufs der Great Eastern, eines Schiffes, das durch seine unglaubliche Größe die Allmacht der Technik dokumentieren sollte. Als junger Ingenieur bekommt er die Gelegenheit, federführend an einem der ehrgeizigsten Projekte der Geschichte mitzuwirken – der Verlegung des transatlantischen Kabels von Irland nach Nordamerika. Es geht um die Überwindung von Raum und Zeit, um die Verbindung der Völker über Kontinente hinweg, um den Segen der Technik und – um viel Geld.

So ist es denn nicht verwunderlich, dass die Investoren die Regeln für die Verlegung des Kabels diktieren und vor die technische Ingenieurskunst die Rekrutierung von Sponsorengeldern mittels eines Schauspiels stellen. Der verheiratete Ingenieur Ludlow verstrickt sich in eine leidenschaftliche Beziehung zur ebenfalls verheirateten Klavierspielerin Katerina Lindt. Während sich seine Frau Franny, die den Verlust ihrer gemeinsamen Tochter Betty nicht verwunden hat, dem Beschwören von Geistern und spiritistischen Ritualen verschreibt. Ihr aller Leben ist geprägt von Leidenschaft und Hingabe, von Misgunst und Neid, aber auch von Bewunderung und Verehrung; von Erfolg, aber auch von Niederlagen.

Die Verlegung des Transatlantikkabels verläuft nicht nach Plan. Nach misslungenen Versuchen und Rückschlägen ist es erst neun Jahre später soweit, dass die beiden Kontinente durch den Telegraphen verbunden sind. Dazwischen steht ein Bürgerkrieg, der auf dem neuen Kontinent die Schrecken der Technik offenbart und den Ingenieur zum Kanonfabrikanten macht. John Griesemer

## **Fremdsprachige Literatur**

verwebt die Geschichte des Transatlantikkabels geschickt mit der Geschichte zweier Kontinente. Neben den authentischen Figuren des Kabelprojektes werden zahlreiche Figuren des Zeitgeschehens präsentiert: Karl Marx und das Präsidentenpaar Lincoln und natürlich darf auch Charles Dickens nicht fehlen, dessen epischer Sprachgewalt der Roman verpflichtet ist.

Somit entsteht ein perfektes Panoptikum einer Welt des Umbruchs, die gekennzeichnet ist vom Glauben an den Segen des Fortschritts und doch in zahlreichen Nuancen genau das Gegenteil widerspiegelt. Und wie im Zeitalter der Internet-Euphorie sind am Ende viele Vorteile entstanden und der Traum von einer besseren, durch Nähe menschlicheren Welt ist vielleicht ein Stück näher gerückt. Doch der tatsächliche Gewinner steht eindeutig fest. Der Gewinner ist das Kapital.

- John Griesemer: Rausch. Roman.  
Übersetzt aus dem Amerikanischen von Ingo Herzke.  
Marebuchverlag, Hamburg 2003.  
700 Seiten, 24,90 EUR.  
ISBN 3-936384-86-X

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6717](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6717) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **James Joyce vs. Dr. No**

### **Flann O'Brien pflückt ein welches Sträußlein „Aus Dalkeys Archiven“**

*Von Stephan Maus*

Der Beamte Mick Saughnessy und der Juwelier Hackett treffen in einer kleinen Badebucht der irischen Küstenstadt Dalkey auf den skurrilen Gelehrten De Selby. De Selby ist ein „mad professor“. Er hat eine Substanz erfunden, die die Zeit anhält, zurückstellt oder abschafft, die genauen Details unterliegen noch dem Forschergeheimnis. De Selbys Experimente untermauern seine Arbeitshypothese, dass die Zeit eine an Sauerstoff gebundene Illusion ist. Durch Sauerstoffextraktion entsteht ein Zeitvakuum, was das Atmen in der Ewigkeit allerdings spürbar erschwert. Setzt de Selby seine Substanz in einem abgeschlossenen Raum frei, entsteht eine nagelneue Dimension, in der gerne Abgesandte aus der Vergangenheit vorbeischaun und von ihren Abenteuern im Jenseits plaudern. So verwandelt De Selby eine Grotte in der irischen Badebucht zur plätschernden Zeitmaschine und führt Mick und Hackett nach einem Tauchgang den heiligen Augustinus vor. Der Kirchenvater ist leider ein rechter Schwafler. De Selby ist nicht nur ein freundlicher Reiseleiter in der vierten Dimension, sondern hegt auch

ambitionierte Vernichtungspläne. Er hält die Welt für so verkommen, dass er alles Leben mit Hilfe seiner sauerstoffextrahierenden Substanz DMP auslöschen möchte. Sowieso egal, wenn man genauso gut gemütlich im transluziden Aspik der Ewigkeit herumschwabbeln kann. Also wird sich der kleine Staatsbeamte Mick aufmachen, dem klassischen ‚McGuffin‘ DMP hinterher zu jagen und die Welt zu retten. Dabei trifft er auch auf James Joyce, der wider Erwarten doch noch lebt und zurückgezogen in einer Fischerpinte einer Nachbarstadt als Barkeeper arbeitet. Seine Romane sind ihm eher peinlich, und er hat nur einen Wunsch: den Jesuiten beizutreten.

Das klingt alles recht lustig. Ist es aber nur sehr begrenzt. Flann O’Briens Mannschaftsaufstellung darf noch als gelungen bezeichnet werden. Sie erinnert an all die tapferen Heldenduos, die gegen eine groteske Welt zu Felde ziehen. Würdevoll und einander zuprostend stolzieren Mick und sein Sidekick Hackett durch ein Labyrinth der kruden Absurditäten, ganz so wie Don Quijote und Sancho Pansa, Stan und Olly, Bouvard und Pécuchet oder Wladimir und Estragon. Dem verrückten Gelehrten De Selby stellt Flann O’Brien den ziemlich verwirrten James Joyce als Double gegenüber. Als Anreiz und Lohn für die Rettung der Welt fungiert Mary, die vor allem Mick bezaubert: „Sie lungerte verlockend an den Rändern seiner Seele herum.“ Solche Formulierungen machen Appetit auf mehr, und auch die Personenkonstellation ist hervorragend austariert für ein wunderbares Welterrettungs-drama mit abschließender Hochzeit und Schwangerschaft. In einem sehr lichten Moment beschließt Mick noch, James Joyce gegen De Selby auszuspielen, und das wäre wahrlich ein literarischer Geniestreich gewesen. Literarische Parodie im Gewand eines Wettlaufs gegen die globale Apokalypse. Der Gigant der Moderne als Gegenspieler eines Geistes, der stets verneint. James Joyce vs. Dr. No.

Doch leider kommt es nie zu der Konfrontation. All die Handlungsfäden verheddern sich zu einem wirren Knäuel, das der Autor lieblos herumschubst. Nachdem Flann O’Brien seinen Strukturplan endlich fertig hatte, muss ihn die Lust und auch die Kondition verlassen haben. All diese wunderbaren dramaturgischen Einfälle werden leider nur zur unverbindlichen Matrix einer hingeschluderten Nummernrevue, in der nur die allerwenigsten Stücke wirklich überzeugen. Nach gut der Hälfte dümpelt der Text dahin wie ein langer Abend in einer kleinen Fischerpinte, wenn alle Witze gemacht, alle Anekdoten erzählt sind, der Kiefer schon vom Gähnen schmerzt, doch der Whisky einfach nicht alle werden will. Ist es wirklich ein so köstlicher Scherz, dass sich Joyce bei den Jesuiten um die Priesterunterwäsche kümmern soll?

Seinem Verleger hat Flann O’Brien seinen Text weniger als Roman denn als „eine Studie im Gebiet des Spotts“ angepriesen, „wobei die Rolle der im Käfig gefangenen Ratten verschiedenen Schriftstellern und deren stilistischen Eigenheiten sowie allerlei sonstige Moden, Haltungen und Kulte zugewiesen ist.“

Das wäre ein ehrenwertes literarischen Unterfangen gewesen, nur lacht man eben bei Spott auch ab und an ganz gerne. Lächeln wäre auch schon nett. Doch Flann O'Brien verfällt in genau dieselben Marotten, denen sein ganzer – enttäuschend lahmer – Spott gilt. Er veranstaltet einen knarrenden Stapellauf von akademischen Insiderscherzchen. O'Brien stellt sich in die Tradition der parodistischen Enzyklopädien. Hackett und Mick machen sich auf den Spuren von Flauberts grotesken Gelehrten Bouvard und Pécuchet auf die Reise in das Land der absurden Theorien. Doch O'Briens Panorama der absurden Wissenschaften ist lieblos gestaltet und willkürlich aneinandergeklittert. Diese strukturelle Willkür vermittelt nicht etwa den Eindruck couragierter Dekonstruktion lächerlich veralteter Erzählkonventionen, sondern bedeutet einfach nur Bequemlichkeit in Fragen der dramaturgischen Ausgestaltung. Flann O'Brien ist in diesem Roman sehr weit entfernt von Laurence Sternes inspirierter Kunst der Abschweifung oder Flauberts systematischer Parodie der Universalbibliothek.

Es ist ein beliebtes Exerzitium bibliophiler Schlaumeier, den Iren Flann O'Brien gegen James Joyce auszuspielen und zum Kultautor für Kenner hoch zu stilisieren. Er wird gerne als der wahrhaft originelle, weil wirklich lustige Vertreter einer Literatur der zerfasernden Formen gesehen. Diese liebenswerte literarische Kauzigkeit soll von dem Label „Harry Rowohlt“ garantiert werden, das auch nicht mehr ist, was es mal war. Everybody's Brummel- und Translation-Darling Harry „The Puh“ Rowohlt prangt auf dem Cover auch dieser Ausgabe wie ein anspruchsvoller literarischer Qualitätsfilter. Doch nicht überall, wo Rowohlt drauf steht, ist auch geistvolle Witzigkeit drin. Ein Bonmot der Verfechter einer vermeintlich fröhlichen Avantgarde lautet, James Joyce hätte wie O'Brien geschrieben, wäre er nicht so bescheuert gewesen. In Wirklichkeit schreibt O'Brien in diesem Roman exakt wie Joyce in seinen bescheuertsten Momenten. O'Briens akademische Stilscherzchen und pseudo-parodistischen Theorien ziehen sich so zäh in die Länge wie die ödesten Shakespeare-Debatten in „Ulysses“. „Dalkeys Archive“ sind ein krauses Kuriositätenkabinett für Liebhaber des schelmisch augenzwinkernden Akademikerscherzes. So, so, De Selbys Badebucht mitsamt ihrer Zeitmaschine liegt in der Vico-Road? Derselbe Vico wie auf der ersten Seite von Joyces „Finnegan's Wake“? Die kurvige Straße als Symbol einer zyklischen Zeit? Wie hochamüsan.

Eine der ganz wenigen wirklich komischen Passagen dieses Romans schildert die absurde Molekül-Theorie des Polizisten Fottrell. In rhetorischer Vollendung und exquisiter manieristischer Prunksucht erläutert der geschwätzige Sergeant, dass Menschen und Fahrräder, stehen sie durch regelmäßiges Radfahren in engstem Kontakt, ihre Moleküle austauschen. Schließlich muß sich der eisenhaltige Mensch überall anlehnen, weil er schon fast zum Fahrrad mutiert ist und kaum noch Stehkraft hat. Wie sein gesamtes Buch hätte Flann O'Brien auch diese Theorie eine Spur ernster nehmen sollen: Er scheint sich so lange satirisch an den Marotten



seines großen Feindes Joyce gerieben zu haben, dass er schließlich selbst schreibt wie der große Antagonist in seinen scheußlichsten Passagen. Aus eigener Kraft scheint O'Brien schon kaum mehr stehen zu können. „Aus Dalkeys Archiven“ ist besonders enttäuschend, wenn man es mit Flann O'Briens komischem Meisterwerk „Auf-Schwimmen-Zwei-Vögel“ vergleicht.

Im Gedächtnis bleiben nur wenige poetische oder komische Kabinettstückchen, die sich hervorragend für eine launige Irland-Anthologie eignen. Harry Rowohlt kann ja ein Hörbuch draus machen.

- Flann O' Brien: Aus Dalkeys Archiven. Roman.  
Übersetzt aus dem Englischen von Harry Rowohlt.  
Kein & Aber Records, Zürich 2003.  
280 Seiten, 18,00 EUR.  
ISBN 3-0369-5115-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6691](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6691) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Blicke auf Venedig**

### **Louis Begleys und Anka Muhlsteins Liebeserklärung an das reale und das literarische Venedig**

*Von Christoph Jürgensen*

Die außerordentliche Topographie und die eigentümliche Schönheit Venedigs üben seit Jahrhunderten einen fast magischen Reiz auf die Literatur aus, der sich wohl nur noch mit der Wirkung Roms vergleichen lässt: Venedig mit seiner Lage zwischen Land und Meer, dem labyrinthischen Gewirr der Gassen und dem unaufhaltsamen Verfall der prächtigen Bauwerke aus einer vergangenen, politisch glanzvollen Zeit stiftete eine literarische Tradition, an der so unterschiedliche Schriftsteller wie Byron, Platen, Thomas Mann, Hofmannsthal, Rilke, Peter Rosei oder Brodsky (um nur einige zu nennen) mitschrieben und die bis heute andauert. Daher ist Venedig schon lange nicht mehr nur ein realer Ort, der jedes Jahr eine Masse von Touristen anzieht, sondern auch ein literarischer, sozusagen sprachgesättigter Ort – hier klingen die Echos der Intertextualität besonders laut und vielstimmig.

Louis Begley ist sich der Schwierigkeiten durchaus bewusst, die sich aus dieser Traditionsmächtigkeit der Venedigliteratur ergeben: Was lässt sich noch Neues sagen über Venedig, und wie kann man vor den großen literarischen Vorbildern bestehen? Offensiv beruft er sich daher zu Beginn desjenigen Essays, der das vorliegende Buch über Venedig beschließt, auf Henry James, der sich schon wesentlich früher mit diesem Problem konfrontiert sah: „Venedig: es ist eine

Freude, das Wort zu schreiben, aber ich weiß nicht, ob es nicht eine gewisse Anmaßung wäre, wollte man so tun, als sei dem noch etwas hinzuzufügen. Venedig ist tausendfach gemalt und beschrieben worden und von allen Städten der Welt am leichtesten zu besichtigen, ohne dass man dorthin reist. Schlagen sie das erstbeste Buch auf, und sie werden eine Rhapsodie über Venedig finden [...]. Jeder weiß, dass es zu diesem Thema nichts mehr zu sagen gibt.“ Dennoch war die Anziehungskraft von ‚La Serenissima‘ für James offensichtlich zu groß, um ihr widerstehen zu können, situierte er doch zwei seiner überzeugendsten Texte in Venedig, nämlich „Asperns Nachlaß“ und „Die Flügel der Taube“. Ganz im Sinne dieses Vorbilds lässt auch Begley alle Bedenken beiseite und fügt dem Teppich der Venedigliteratur erneut ein weiteres Stück hinzu. Schon für seinen Roman „Mistlers Abschied“ wählte Begley Venedig als Handlungsort, und stellvertretend für seine eigene Liebe zur Stadt lässt er seinen Protagonisten formulieren: „Venedig ist der einzige Ort auf Erden, an dem mich nichts stört.“

Kaum anders wird es wohl Begley und seiner Frau, der Historikerin Anka Muhlstein gehen, die seit über zwei Jahrzehnten jedes Jahr zwei Wochen in Venedig verbringen, um sich vom Stress des New Yorker Lebens zu erholen. Von ihrer großen Zuneigung zu dieser außerordentlichen Wasserstadt zeugt jetzt der gemeinsam konzipierte Band, der unter dem Titel „Venedig unter vier Augen“ in der Marebibliothek des Marebuchverlags in einer schönen Ausgabe vorliegt. Das Buch bindet vier recht unterschiedliche Textstücke zusammen, nämlich eine Erzählung, einen autobiographischen Bericht aus dem heutigen venezianischen Leben, eine private Bildstrecke und einen Essay.

Den Auftakt bildet die Erzählung „Der Königsweg nach Venedig“ von Begley: Ein junger Mann reist kurz nach seinem glänzend bestandenen Examen in die Lagunenstadt, um dort endlich der angebeteten Lilly das „Opfer [s]einer Jungfräulichkeit“ zu bringen. Dazu kommt es dann zwar nicht – Lilly verweigert sich dem Ich-Erzähler, da sie die ‚Freundschaft‘ zu ihrem Verehrer nicht riskieren möchte – dafür gewinnt er jedoch eine andere, lebenslange Freundschaft; der „lange aufgeschobene Geschlechtsverkehr“ mit Lilly wird dann viele Jahre später nachgeholt. In gewohnt souveräner Manier erzählt Begley diese Geschichte, doch hätte der Erzählung eine etwas stärkere Konzentration auf das zentrale Moment der Zurückweisung gut getan. Dadurch, dass die erzählte Zeit sich über mehrere Jahre erstreckt, verläuft die Spannungskurve relativ flach und bleiben die einzelnen Charaktere etwas blass – manchmal wirkt es fast, als würde hier nur die Kurzfassung eines Romans vorgestellt.

Im zweiten Teil des Buches liefert Anka Muhlstein ihre ganz privaten „Schlüssel zu Venedig“, d. h. sie beschreibt, wie sie und ihr Mann alljährlich ihre Zeit in Venedig verbringen. Diese Schlüssel sind für sie vor allem die exklusiven Restaurants, in denen die Begleys im Laufe der Jahre Stammkunden wurden. Muhlstein versteht es dabei, die Schilderungen ihres privaten (Urlaubs-)Alltags

geschickt mit den Geschichten der Restaurantbesitzer zu verbinden und so immer wieder Einblicke in das venezianische Leben und in den lebensfrohen Charakter seiner Bewohner zu geben – allerdings mag dem Leser gelegentlich ein etwas unangenehmer Beigeschmack entstehen, weil ihre kulinarischen Berichte nicht immer frei von einer gewissen Eitelkeit sind, von einem Gefallen daran, zu einem exklusiven Kreis dazuzugehören, aus dem die gewöhnlichen Touristen ausgeschlossen bleiben.

Ist die Balance des Bandes aus literarischen und autobiographischen Teilen bis hierhin noch gelungen, so verliert er nun diese Ausgewogenheit. Zunächst folgt auf die Restaurantgeschichten ein kleines „Photoalbum“ mit privaten Schnappschüssen, die nicht nur Begley und seine Frau zeigen, sondern auch seine Söhne, Schwiegertochter und Enkel, Photos, die wohl kaum einen Leser interessieren dürften. Abschließend widmet sich Begley sodann in einem „Venedig und Romane“ überschriebenen Essay der Frage, ob die für sein Bild von Venedig und seine eigenen literarische Entwicklung zentralen Venedigtexte von James, Proust und Thomas Mann auch in anderen Städten spielen könnten, ohne dass sich Wesentliches an den erzählten Welten ändern würde, oder ob die Lagunenstadt Venedig mit ihren einzigartigen Charakteristika nicht gerade konstitutiver Bestandteil der jeweiligen literarischen Mikrokosmen sei. Wenig überraschend (und übrigens auch nicht neu) ist Begleys weniger argumentativ als vielmehr mittels einer Reihe von Zitaten belegte Erkenntnis, dass die Venedigbilder durchaus integrale Bestandteile der Texte sind, die eben nicht beliebig gegen andere Stadtbilder ausgetauscht werden könnten. Dass etwa Venedig von Thomas Mann „zur Illustration von Aschenbachs moralischem Niedergang“ genutzt wird, musste zumindest in dieser allgemeinen Form nicht noch einmal vorgeführt werden. Wenn auch Begley sicherlich nicht den Anspruch verfolgt, literaturwissenschaftlich Neues zu präsentieren, so fällt er doch auch für einen Essay dieser Art zu weit hinter das hinlänglich Bekannte zurück. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf das Buch „Paradoxien der Fiktion“ von Angelika Corbineau-Hoffmann, eine exzellente thematologische Studie zur Venedigliteratur, die auch zu den von Begley vorgestellten Werken luzide Analysen bereitstellt.

Seine Ausführungen sind aber dennoch über weite Strecken unterhaltsam zu lesen. Lediglich der Schluss des Essays ist ein wenig unerfreulich: Begley kann nämlich nicht darauf verzichten, dem Leser die Bedeutung Venedigs für seinen Roman „Mistlers Abschied“ zu erläutern. Zwar wehrt er kurz den Gedanken ab, dass er sich derart in eine Reihe mit den zuvor behandelten Werken und Autoren stellen möchte, doch kassiert er diesen Vorbehalt durch nicht sonderlich bescheidene Formulierungen dann sofort wieder ein, wie z.B.: „Venedig habe ich in einer Proust nicht ganz fremden Art verwendet.“

## **Fremdsprachige Literatur**

Trotz all dieser Einwände gegen einzelne Teile und Passagen des Buches ist es dem Ehepaar Begley/Muhlstein aber dennoch gelungen, eine insgesamt abwechslungsreiche, kurzweilige Hommage an Venedig vorzulegen, die sowohl Kenner der Stadt ansprechen als auch ein interessantes Nebenwerk für Begley-Leser sein dürfte, die hier diverse Details aus dem Arbeitsalltag (bzw. Urlaub) des Schriftstellers erfahren sowie einige Einblicke in Begleys poetologische Prinzipien nehmen können.

- Louis Begley, Anka Muhlstein: Venedig unter vier Augen.  
Übersetzt aus dem Amerikanischen und Französischen von Christa Krüger und Grete Osterwald.  
Marebuchverlag, Hamburg 2003.  
168 Seiten, 18,00 EUR.  
ISBN 3-936384-07-x

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6711](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6711) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# **Heimlichtuerin**

## **Georges Simenons Roman „Die Marie vom Hafen“**

*Von Ann-Katrin Kutzner*

„Die menschliche Wahrheit“ zu finden, in der „Wiedervereinigung der geistigen und sinnlichen Sphäre“, das ist das selbsternannte Ziel des 1903 geborenen französischen Schriftstellers Georges Simenon, dessen Lebenswerk rund 200 Romane umfasst.

Der Roman „Die Marie vom Hafen“ ist anlässlich des 100.Geburtstages von Simenon in diesem Jahr neu aufgelegt worden. In seinem Vorwort wertet der 1989 in Lausanne verstorbene Autor seinen Roman als eine Annäherung hin zu diesem, oben genannten Ziel, sich auf die Suche nach „der menschlichen Wahrheit“ zu begeben. Und es stimmt. Dem Autor gelingt es in seinem Roman „Die Marie vom Hafen“ auf erstaunliche Art und Weise, eine Liebe zwischen zwei Figuren zu entwickeln, die auf purer Menschlichkeit beruht und dadurch so faszinierend, wahr und wahrhaftig erscheint. Bis es zu dem offenen Geständnis der gegenseitigen Liebe dieser beiden, so grund verschiedenen Figuren, kommt, ist der Roman bereits fast zu Ende. Die Entwicklung hin zu dem Erkennen der Liebe, die Entwicklung hin zur gegenseitigen Annäherung, der gleichzeitig auch notwendigen Entfernung voneinander, die Entwicklung hin zum Eingeständnis der Liebe, das ist es, was im Mittelpunkt dieser Geschichte steht.

Marie, die siebzehn Jahre alte Protagonistin, zieht den Leser in ihren Bann. „Heimlichtuerin“, so wird sie von den Bewohnern von Port-en-Bessin, eines

Fischerortes an der französischen Atlantikküste, genannt. („Man hätte nicht zu sagen gewusst, was in ihr vorging.“) Und tatsächlich ist sie eine geheimnisvolle Figur, die kennenzulernen es, auch beim Lesen, ein wenig Geduld braucht. Von den ersten Seiten an ist klar, dass Marie einen Verehrer hat. Es ist der fünfunddreißigjährige „Fremde“: Chatelard.

Der Beerdigung von Jules, dem Vater Maries, widmet der Roman seine ersten Seiten. Es wird so ein Exposé geschaffen, in dem die Familienmitglieder der Le Flems sowie die Bewohner des Dorfes Port-en-Bessin eingeführt werden. Richtig in Fluss zu kommen scheint die Handlung erst mit der Versteigerung des Fischkutters namens „Jeanne“. Der Besitzer des Kutters kann nicht mehr für sein Schiff aufkommen, und so fällt es in die Hände des aufdringlichen, gemeinhin unbeliebten Chatelards.

Odile, die Schwester Maries, ist Chatelards Geliebte, was von Anfang an als ein großer Irrtum dargestellt wird, da sie „überhaupt nicht füreinander geschaffen“ sind. Odile ist tatsächlich so naiv, dass sie nicht merkt, dass es der Freund auf ihre Schwester abgesehen hat. Oder sie hat gar keine Lust, es zur Kenntnis zu nehmen: Sie selbst ist der Gelegenheit eines erotischen Techtelmechtels durchaus offen gegenüber eingestellt.

So fährt Chatelard täglich von seinem Wohnsitz Cherbourg nach Port-en-Bessin, wegen „Jeanne“ oder vielmehr wegen Marie: „Es gab Augenblicke, in denen er gute Lust hatte, alles über den Haufen zu werfen, die „Jeanne“ nach Cherbourg zu holen, um die Scherereien mit diesem Teufelsbraten von Mädchen los zu sein.“, so berichtet der Erzähler; doch diesen selbstsicheren, intelligenten, gewitzten „Teufelsbraten“ gilt es für Chatelard zu erobern, auch wenn es nicht einfach ist, und er sich obendrein noch mit der Konkurrenz eines wesentlich jüngeren, ebenfalls in die Marie Verliebten, namens Marcel, auseinandersetzen muss. Dass ausgerechnet dieser Marcel zum Techtelmechtel von Odile wird, kann die Schwestern, als es herauskommt, nicht beeindrucken. Beide Frauen verbindet eine starke schwesterliche Bande, doch sind sie sehr verschieden, und jede geht im Endeffekt ihren ganz persönlichen Weg.

Chatelard „war fünfunddreißig Jahre alt! Ein gestandener Mann und eigentlich draufgängerisch! Er hielt sich für stärker und schlauer als alle anderen. Er besaß ein großes Café in Cherbourg, ein Kino, ein Schiff, ein Auto, das vor der Tür wartete.“

Im Gegenzug zu den eher grobschlächtigen, aber auch fast humorvoll anrührenden Gesten und Gebärden dieser, sehr emotional gesteuerten Figur, steht die dichte, leise atmosphärische Sprache des Autors, der seinen allwissenden Erzähler sich mal in die eine, mal in die andere Figur hineinversetzen lässt.

Die Darstellungen und Beschreibungen der Natur schaffen die Harmonie und schaffen die zarten Zwischentöne, die diesen Roman „Die Marie vom Hafen“ ausmachen. Es ist die Plastizität der Darstellung, die die Welt der Figuren

## Fremdsprachige Literatur

miterfahrbar und greifbar werden lässt: Zunächst war „das Leben so eintönig wie der winterliche Himmel“, dann „hüllten“ die „Schwärze und das Tosen des Meeres“ die Liebenden ein. Es ist ein „Anflug von Schwermut“, der Marie im Roman überkommt, der aber auch den Leser bei der Lektüre ergreift, wenn er mit den Figuren mitlebt.

Die menschliche Wahrheit, der sich Simenon verpflichtet fühlt, beinhaltet keine perfekte, harmonische Liebe, sondern eine verletzbare. Am Ende eines nicht einfachen, aber zielgerichteten Weges ist Marie „in ihr übergroßes Glück versunken. Jede Minute kostete sie aus, selbst Chatelards Ungeduld, seinen aufsteigenden Zorn.“ Simenons Ziel der Vereinigung der seelischen und geistigen Sphäre bedeutet in dieser Erzählung einen Menschen in seiner Ganzheitlichkeit zu lieben. Es handelt sich bei dem vorliegenden Buch um ein unkorrigiertes Arbeitsexemplar: An den Übersetzungen aus dem Französischen muss ganz offensichtlich noch gefeilt werden.

- Georges Simenon: Die Marie vom Hafen. Roman.  
Übersetzt aus dem Französischen von Ursula Vogel.  
Diogenes Verlag AG Zürich 2000.  
172 Seiten. 7,90 Euro.  
ISBN 3 257 86097 8

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6704](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6704) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Der lange Weg zum Ich

## Marie Gustave Le Clézios neuen Roman „Fisch aus Gold“

*Von Christina Muth*

Als sechsjähriges Mädchen wird die im Süden Marokkos geborene Laila geraubt und in den Norden des Landes, nach Rabat, verkauft. An ihre Vergangenheit hat sie keinerlei Erinnerungen, nur zwei Ohrringe in Form einer Mondsichel sind ihr als Zeichen ihres Stammes, den Hilal geblieben. Sie wächst bei ihrer „Herrin“, der sie als Magd dient, auf, die sie liebevoll wie eine Großmutter behandelt. Nach deren Tod findet Laila in einem Bordell ihr Auskommen oder „verdient“ sich Geld durch Betrug und Diebstahl. Ihre Odyssee setzt sich fort, als sie auch von dort fliehen muss und schließlich nach Paris gelangt. Von der Suche nach ihrer Identität getrieben, reist Laila später nach Boston weiter, wo sie als Sängerin arbeitet. Schließlich kehrt sie nach Marokko zurück, um die Wurzeln ihrer Vorfahren zu suchen.

Die Formulierung des Klappentextes, die Le Clézios Roman als „bewegende und aktuelle Geschichte Lailas, einer illegalen Einwanderin“ ankündigt, lässt die

Vermutung zu, es könne sich um die klischeebeladene und oft erzählte Geschichte eines Emigrantenkindes handeln, das zunächst großes Leid erfahren muss, später aber sein Glück findet. Wer mit dieser Leseerwartung die Lektüre aufnimmt, wird eine Überraschung erleben.

Denn die Handlung nimmt oftmals faszinierende Wendungen. In jedem Moment, da man glaubt, Laila habe endlich ein Stück Glück für sich gefunden, passiert der nächste Vorfall, der sie zur Flucht zwingt – sofern sie sich nicht längst freiwillig entschieden hat, weiterzugehen. Ihre ständige Unruhe lässt sich auch dadurch begründen, dass Laila über lange Strecken hinweg von ihrer Angst beherrscht wird: Sie fürchtet sich vor dem Gefängnis, der Polizei aber auch vor sexuellen Übergriffen Erwachsener, denen sie mehrfach ausgesetzt wurde. Etliche Vorfälle bleiben jedoch im Dunkeln: So erfährt der Leser nicht, ob Laila tatsächlich von der reichen Französin, in deren Haushalt sie arbeitet, vergewaltigt wurde. Erfahren wird man lediglich Lailas Sichtweise der Dinge, da Le Clézio die gesamte Geschichte ausnahmslos aus der Perspektive Lailas erzählt. Dies wird auch in den Beschreibungen der Orte deutlich, die Laila im Verlauf ihrer Odyssee passiert. Der Leser wird nicht über die touristischen Sehenswürdigkeiten hin in den Ort geführt, sondern erlebt, wie Laila die Orte kennen lernt: In Nizza lebt sie in einem Flüchtlingsheim und treibt sich auf einer riesigen Müllkippe herum. Auch in Paris wird der Leser in die U-Bahnstationen und „dunklen“ Quartiere geführt.

Hat man bei der Lektüre anfangs noch Hoffnung, Laila könne den Weg aus dem Elend schaffen, wird man sich dann jedoch des Eindrucks nicht erwehren können, sie schaffe nie den sozialen Aufstieg. An jedem Ort findet sie stets Freunde, die wie sie Emigranten oder Außenseiter sind, die sich außerhalb gesellschaftlicher Normen bewegen. Le Clézio hat einen Roman geschaffen, der einerseits sehr pessimistische Züge zeigt, andererseits seine Leser in eine Welt entführt, die seltsam fremd und gleichzeitig faszinierend erscheint. Der Wechsel zwischen Enttäuschung und Elend, die Laila erfahren muss mit den kurzen Momenten des Glücks machen den Reiz dieses Romans aus.

Bezug nehmend auf den Titel „Fisch aus Gold“ stellt sich die Hauptfigur des Romans als kleiner Fisch heraus, der anderen - meist Betrügern und gewalttätigen Menschen - ins Netz geht und sich ebenso schnell wieder aus diesem Netzen herauszuwinden weiß. „Fisch aus Gold“ lässt auch die Vermutung zu, Laila schwimme schnell und unermüdlich wie ein flinker Fisch durchs Leben.

Le Clézio nimmt in seinem Roman zwar Bezug auf die Migrantenbewegung, stellt diese jedoch nicht in das Zentrum seiner Handlung. Man könnte vermuten, mit einem solchen Roman will der Autor auf die häufig schlechten Bedingungen hinweisen, die Emigranten in den westlichen Ländern vorfinden. Einen Eindruck der Schwierigkeiten bekommt man, wenn es um Arbeitssuche geht. Jedoch erschaffen sich die Charaktere in den unterirdischen Gängen von Paris eine

## **Fremdsprachige Literatur**

Gegenwelt, in der sie sich mit rauschartigen Trommelkonzerten und Klängen aus ihrer Heimat trösten.

Mit „Fisch aus Gold“ ist dem Autor ein Roman gelungen, der es schafft, den Leser gleichsam in pessimistische Stimmung verfallen zu lassen, jedoch auch in einen Sog gerissen wird, der es ihm unmöglich macht, sich der Handlung um Lailas Suche nach ihrer Identität zu entziehen.

- J. M. G. Le Clézio: Fisch aus Gold. Roman.  
Übersetzt aus dem Französischen von Uli Wittmann.  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003.  
253 Seiten, 19,90 EUR.  
ISBN 3-462-03219-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6705](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6705) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# **Sein Chlebnikov**

## **Über Oskar Pastiors klangvolle Interpretationen eines Gründers der Moderne**

*Von Ute Eisinger*

Überaus dankenswert ist die Neigung der Ein-Mann-Institution Urs Engeler, Editor, in seiner Buchreihe zur Zeitschrift ‚Zwischen den Zeilen‘ Nachdichtungen zu bringen – und unter diesen vermehrt Neu-Übersetzungen von Dichtern, deren Œuvre, ist es einmal ins Deutsche transponiert, allzu schnell ein gültiges Gesicht erhält. Wie Musik und Theaterstücke leben auch Gedichte in jedem neuen Durchgang neu auf, sie von einer Sprache in eine weitere zu übersetzen belebt sie umso mehr. Geschieht dies in mehreren Stimmen, kann im Leser ein Eindruck davon entstehen, wie groß die Spielräume der Übersetzer und wie freisinnig das Original sein mag.

Im Falle von Velimir Chlebnikov war das in dem Sinne Beste schon 1972, zu seinem 50. Todestag, geschehen: Bei Rowohlt erschien die Gesamtausgabe, worin Peter Urban die fähigsten Dichter und Philologen seiner Generation den Wegbereiter der russischen Avantgarde ins Deutsche bringen lässt, darunter auch Pastior. So erhielt – und das ist ein seltener Glücksfall in der Praxis des Übersetzens – jeder Chlebnikov-Text mehrere Interpretationen, von streng interlinearen, kommentierten Versionen seiner um die Semantik der Wortwurzel spielenden Sprach-Auslotungen bis hin zu deutschen Entsprechungen dieses Verfahrens, die mit dem im Russischen entstehenden Sinn nichts mehr gemein haben.



Pastior gehörte freilich zu jenen Extremisten, auf die letztgenannte Charakterisierung zutrifft: Als ‚Oulipote‘ macht er sich die Spielregel zu eigen, um in seiner Sprache selber zu spielen. Die Auseinandersetzung mit den Verfahren Chlebnikovs ist allerdings ernsthaft, so ernsthaft, dass Chlebnikov in Pastiors Poetik-Vorlesungen regelmäßig den Ehrenplatz erhält. Als ehemaliger Zwangsarbeiter in der Sowjetunion ist der deutschsprachige Siebenbürger ja im Russischen unfreiwilligerweise bewandert – anders als im Italienischen, mit dem er aus Petrarca pastiarke Bastarde fabrizierte. Das macht aus Seinem Chlebnikov Unseren Chlebnikov – einen Besessenen, der, wäre seine Sprache deutsch gewesen, geschrieben hätte wie Pastior ihn schreibt.

Die neue Ausgabe würdigt Pastiors Chlebnikov-Leidenschaft, in dem hier sämtliche ‚Übersetzungen‘ und andere Arbeiten zu Chlebnikov versammelt, vom Autor kommentiert und mit einer CD versehen sind, worauf Pastior seinen Chlebnikov liest. Die russischen Originaltexte, die in Urbans Ausgabe bei Rowohlt leider fehlten, enthält der Band auch. Der Essay von Felix Philipp Ingold wertet das private Verhältnis Pastiors zu Chlebnikov auf recht verständliche Weise noch auf.

- Oskar Pastior: Mein Chlebnikov.  
Urs Engeler Editor, Weil am Rhein 2003.  
64 Seiten, 24,00 EUR.  
ISBN 3-905591-70-7

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6646](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6646) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Schufte, Schurken und Lumpen**

### **Alexander Ikonnikows Roman „Liska und ihre Männer“**

*Von Rolf-Bernhard Essig*

Es ist so banal wie international: Irgendwann gibt es das erste Mal, dann das zweite, dritte, vierte, x-te, und so um die Hälfte des Lebens spätestens stellen sich Kaufmannsgedanken ein, die Liebesbilanz wird gezogen: Wieviele waren es, und was bleibt von den Techtelmechteln, Romanzen, Affären, Beziehungen, Ehen?

Jelisaweta Ogurzew, 1970 geboren und von den meisten Liska genannt, kann nach acht Jahren Liebes- und Prinzensuche auf den groben Heizer Pascha, der ihr den Sex für lange Zeit verleidete, zurückschauen, dann auf den Spieler, Witwentröster und Liebeskünstler Semjon alias Mischa, auf Viktor, den wendigerfolgreichen, aber immerhin reichen Komsomolkomitee-Sekretär, auf den tatarischen Busfahrer Artur, den psychisch derangierten Kriegsversehrten Max und schließlich auf den Dichter Kostja, mit dem sie am Ende des Buches von

Alexander Ikonnikow „Liska und ihre Männer“ zusammenlebt. Eigentlich gehört noch Vera in die Reihe, mit der sie einen One-night-stand hatte.

Mit 24 hat sie knapp vier Jahre Ehe hinter sich, eine Stippvisite im Gefängnis und eine Karriere von der Krankenpflegeschülerin zur Hausmeisterin, Stenotypistin, Trolleybus-Fahrerin und Fahrschul-Lehrerin. In der Sowjetunion begann eben das Erwachsenenleben der Frauen, auch in der Phase der Perestrojka, viel früher. Darin unterscheidet sich Liska nicht von ihren Geschlechtsgenossinnen, allerdings gelingt es ihr, wenn man dem Urteil des Dichters Kostja glauben darf, „ihre Jugend und ihre Unverdorbenheit [...] trotz aller Wechselfälle des Lebens“ zu bewahren.

Mit der Glaubwürdigkeit ist man an einem Punkt, der zur Kritik am Romancier Ikonnikow einlädt. Sein Debüt „Taiga Blues“ bestand aus heterogenen, oft grotesk-komischen Provinz-Geschichten, voll Seele, Komik und Kraft. In seinem ersten Roman spiegelt sich vieles davon wider, etwas zuviel aber das Episodische in einer ganzen Reihe von Geschichten, die vor Liskas Geburt spielen oder von ihren Männern erzählt werden. Problematischer ist es, wenn Mischas / Semjons ergreifendes Schicksal beschrieben wird, weil hier der Leser wie Liska getäuscht wird, obwohl es der Erzähler besser weiß. Der Verfahrensfehler gleicht dem von Hitchcock in „Zeugin der Anklage“, in dem in einer Rückblende die Lügenfassung zu sehen ist, nicht die Wahrheit. Plötzlich direkt geschilderte Wahnvorstellungen von Max stören unvermutet das Erzählverhalten, bleibt der Erzähler doch sonst fast immer bei Liskas Perspektive. Im letzten Kapitel schließlich erscheint in hartem Bruch der Ich-Erzähler Kostja, der zufällig nach einem versoffenen Dichtertreffen auf Liska trifft. Im Epilog wird seine Perspektive noch in ihrer Unmittelbarkeit durch das Präsens verstärkt. Diese unklaren Wechsel sind funktionslos und damit störend.

Übersetzungsprobleme beeinträchtigen zusätzlich das Lesevergnügen, wenn „Tonband“ und „Kassette“ vermischt, falsche oder falsch verwendete Wörter wie „verzanken“, „Leichtflugzeug“ oder „Massenpogrome“ auftauchen und immer wieder ein altmodischer Fünziger-Jahre-Ton hineinspielt. Leider schreibt Ikonnikow auch adjektivseliger als im Erstling, manchmal kitschig, zuweilen arg konventionell in Sprache und Handlung.

Gleichwohl stellt sich mehr Wohl- als Missgefallen bei der Lektüre ein, das natürlich von der besonders eindrucklichen Heldin herrührt. Liska besitzt offensichtlich eine innere Polsterung, die – zusammen mit der Hilfe patenter Freundinnen – ihre Seele die überaus heftigen Stöße des Lebens praktisch schadlos überstehen lässt. Ihre naive Tumbheit, man könnte sie auch träumerische Vertrauensseligkeit nennen, weicht im Laufe der Zeit ein wenig, und sie erkennt immerhin eine Wahrheit über Männer: „Ihr seid alle selbstzufriedene, eingebildete Schufte, Schurken und Lumpen!“ Das hindert sie nicht, den Dichter, den sie so beschimpft, zu heiraten.

Perlen im Roman versöhnen schließlich vollends: die grandiose russische Hochzeit zwischen Artur und Liska mit ihren alten, teils uralten Ritualen, die lustvoll zelebriert werden, ein Dialog zwischen Liskas Mutter und ihr, der in acht Zeilen und drei Fragen durch vier Jahre springt, endlich eine Fülle von Situationen und Orten, so unbeschönigt beschrieben und in so variantenreichem Ton, dass man technische Mängel darüber vergisst.

- Alexander Ikonnikow: Liska und ihre Männer. Roman. Übersetzt aus dem Russischen von Annelore Nitschke. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003. 189 Seiten, 17,90 EUR. ISBN 3-498-03216-X

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6661](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6661) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Der Bürgerkrieg im Herzen

### **Erstmals auf Deutsch erscheint nun eine Auswahl an Erzählungen des renommierten Spaniers Francisco Ayala**

*Von Gunnar Kaiser*

Liest man diese Seiten, so mag man sich wundern, warum sie erst jetzt aus dem Spanischen (hervorragend von Erna Brandenberger) übertragen werden. Eine erstaunlich wandelbare Sprache beherrscht die hier versammelten Geschichten, mal mühelos dahinströmend und fast faltenlos, mal abrupt, störrisch, widerspenstig, oft ironisch, oft mit leiser Melancholie. Und das, obwohl die Begeisterung für spanischsprachige Literatur im deutschen Sprachraum nicht erst seit gestern andauert. Der Band, der im Manesse Verlag in gewohnt ansprechender Ausstattung erstmals auf Deutsch erscheint, versammelt einige Beispiele für das recht umfangreiche und groß angelegte Werk Francisco Ayalas. Dieser, 1906 in Granada geboren und bald hundertjährig, ist in Spanien weitaus populärer als hier, auf eine Stufe zu setzen etwa mit Max Aub, Gonzalo Torrente Ballester oder Rafael Alberti.

Parallel zur wechselhaften Geschichte seines Landes im 20. Jahrhundert (und durch diese primär verursacht) gestaltete sich auch sein Schicksal recht abenteuerlich. Früh hat er begonnen zu veröffentlichen und gehörte bald zum Kreis um Ortega y Gasset. Er ging nach Berlin, lernte dort Deutsch und übersetzte Rilke und Thomas Mann. Später kam er nach Madrid zurück, doch der Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges zwang ihn ins Exil erst nach Argentinien, dann in die USA. Erst im Jahre 1976, nach dem Tod Francos, kehrte er in sein Heimatland

## Fremdsprachige Literatur

zurück, wo er 1991 schließlich die renommierteste Auszeichnung der spanischsprachigen Literatur erhielt, den Cervantes-Preis.

Dieser abwechslungsreichen Lebensgeschichte gesellt sich eine vielfältige Veröffentlichungsgeschichte zu. Die insgesamt 17 Texte in „Der Kopf des Lammes“, von kleineren Prosastücken bis zum novellistischen Kurzroman, umspannen eine Zeit von mehr als sechzig Jahren, von 1927 bis 1989. Sie sind allerdings nicht chronologisch angeordnet, sondern eher nach Stilformen. Dies erschwert zwar eine schnelle Orientierung im Schaffen Ayalas unnötig; gleichwohl ergibt sich bei der Lektüre der unterschiedlichen Texte doch recht bald ein panoramatischer Überblick über dieses Werk.

Die stilistische Bandbreite in Ayalas Schaffen ist recht weit gesteckt, wie man sich angesichts einer solch langen Veröffentlichungsdauer vorstellen kann. Sie reicht von expressionistischen oder surrealistischen über sprachexperimentelle, sozialkritische Ausdrucksformen bis zu einem recht distanzierten Altersstil. In der Titelgeschichte „Der Kopf des Lammes“ reist der Erzähler José Torres geschäftlich nach Fez in Marokko, wo ihn ein Bettler anspricht und ihn zu einem Mann bringt, der behauptet, mit ihm verwandt zu sein. Dieser, so stellt sich heraus, ist Angehöriger einer Familie Torres, deren Vorfahren aus der spanischen Stadt kommen, aus der auch der Protagonist stammt. Beim Erzählen über seine familiären Wurzeln gerät der anfangs arglose Torres jedoch zusehends ins Straucheln, als er sich seine eigenen Vergehen zu Zeiten des Bürgerkriegs eingestehen muss. Dieser Wendepunkt wird von Ayala mit dem Verzehr eines Lammkopfes verbunden, der beim Protagonisten genauso viel Ekel auslöst wie seine Erinnerung an die Vergangenheit.

„Der Kopf des Lammes“ ist in dem vorliegenden Lesebuch die einzige Erzählung aus dem gleichnamigen Erzählband von 1948, der im franquistischen Spanien lange Zeit nicht gedruckt werden durfte. Besonders durch diesen Text wird aber der Angelpunkt deutlich, um den sich nicht nur Ayalas Schaffen, sondern auch das der meisten seiner Altersgenossen dreht. Der Spanische Bürgerkrieg und die Zeit bis 1975 unter der Diktatur Francos erscheinen noch immer als das bei vielen (linken) Intellektuellen zentrale Trauma neuerer spanischer Geschichte.

Und dem Moralisten Ayala gelingt es hier, vielfach vermittelt, kunstvoll gespiegelt und gebrochen, die Auswirkungen des Bürgerkrieges, der auch ein Bruderkrieg war und in viele Familien einen Keil getrieben hat, zu durchleuchten: den „Bürgerkrieg im Herzen der Menschen“ wolle er darstellen, sagt Ayala. Er entwirft in seinen Texten ein Sittenbild fast eines ganzen Jahrhunderts. Dies kann – dank des Manesse Verlags – nun auch die deutschsprachige Leserin nachvollziehen.

- Francisco Ayala: Der Kopf des Lammes. Erzählungen.  
Übersetzt aus dem Spanischen von Erna Brandenberger.  
Manesse Verlag, Zürich 2003.  
382 Seiten, 24,90 EUR.  
ISBN 3-7175-2028-8

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6678](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6678) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Buckel bilden

### Nora Iuga ist eine Entdeckung für den deutschsprachigen Raum

*Von Ron Winkler*

Die Bücher der Edition Solitude sind Kleinodien in verschwindend niedriger Auflage. Sie fangen die Literatur der Stipendiaten ein, die hoch über Stuttgart im Schloss der Akademie Solitude residieren. Im vergangenen Jahr war dort die rumänische Lyrikerin Nora Iuga zu Gast, die – gleichwohl bereits 1931 geboren und auf 15 in ihrem Heimatland publizierte Gedichtbände zurückblickend – im deutschsprachigen Raum immer noch weitgehend unbekannt ist.

Es ist zu wünschen, dass sich dies ändert. Denn zumindest der in der Edition Solitude erschienene „Autobus mit den Buckligen“ ist große Literatur – großartige Lyrik, die sich in der Genese eines kleinen Universums bildet.

Das Universum setzt sich aus den skurrilen Nahaufnahmen eigenartiger Charaktere zusammen. Da ist zunächst und vor allem Sam („der liebe sam/ der virile sam“), dann seine Gattin Minodora und Sohn Benedict; es folgen Istovitu der Erschöpfte und Terente: Freunde der Familie. Sie bilden die seltsame Personage eines spielend leicht gesetzten, ironisch ausgekleideten Zyklus, dessen Sprache oft sanft prosaisch ist und dessen Bilder trotzdem verwegen sind: träumend sind und zugleich burschikos gegen dies Träumen vorgehen.

In den Versen Nora Iugas liegt so etwas wie eine zauberhafte, subtile Zwietracht. Man ist aufeinander angewiesen oder zumindest eingestellt, was sich gelegentlich in störrischer, gelegentlich in gütiger Weise ausdrückt. Oder eben gleichzeitig. So meint Sam über Terente:

terente kümmert sich um mich  
betrachtet mich als sein kind  
läßt mich nicht fernsehen  
nicht alleine über die straße gehen  
und gibt mir kein taschengeld  
morgens bloß

## Fremdsprachige Literatur

muß ich seine schuhe putzen  
dann liebe ich ihn  
weil er mich braucht  
wie die kirchentür die bettler

In „Der Autobus mit den Buckligen“ findet sich das Leben in dezent absonderliche Bilder gestochen. Die Buckel, Zeichen eines unbestimmten Gezeichnetseins, sind Wanderbuckel: Buckel, die gegen Trübsal verliehen werden. Und für groteske Perspektiven, in denen das Merkwürdige die dahinter verborgene Wirklichkeit reflektiert.

Es sind Gedichte zu einem bizarren, aber nie fragwürdigem Dramolett. Trotz der dramatischen Momente überwiegt jedoch das visionäre Spiel. Überdecken die Visionen, die Ersehungen das vordergründig zu Sehende.

Diese Gedichte schürfen eifrig, das Poetische im Alltäglichen zu entdecken. Aus diesem hervor. Poesie als Folge des Gewohnten. Poesie als quer verstreubende Absicherung. Poesie als gutartiger Tumor, der durch die Ebenen der Normalität wuchert.

ein autobus voller buckliger fährt vorbei  
mein finger möchte  
in den buckel des nachbarn eindringen  
wie die kerze in den opferbrei  
ich bin ein geiler sam  
doch minodora ist als köder zu klein  
für solch einen gewaltigen fisch  
die zunge streckt sich  
wischt vom fenster zwei titten weg  
wie zwei altare  
da kommt die grüne fliege  
klopft mir auf die schulter und sagt  
sam liebster  
komm mit ins spinnennetz  
dort läßt sich's himmlisch schaukeln

Nora Iuga schließt mittels einer verschmitzt flunkernden, manchmal auch frivolen oder herben Narration die Wirklichkeit an die Kabel des Phantastischen an. Ihre Figuren sind offensiv und drastisch. Aber sie bleiben immer auch sympathisch. Hinter dem skurrilen Ornat ist etwas wie euphorischer Pragmatismus verborgen. In den Neurosen liegt immer auch neben der Verstörung ein lichtiges Interesse an der umgebenden Welt. Dass dieses Interesse an sich oft absurd ist, muss nicht erklärt werden.

aber ich habe vergessen mitzuteilen  
daß das eis vom flugzeug aus gesehen  
die haut der welt ist

am anfang war die pappel  
gottes zuchthengst  
schließlich das wasser  
wartend zwischen den ufern  
wie die möse einer kaiserin

- Nora Iuga: Der Autobus mit den Buckligen.  
Gedichtroman.  
Akademie Schloß Solitude, Stuttgart 2003.  
65 Seiten, 15,00 EUR.  
ISBN 3-929085-84-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6699](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6699) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## ***Doppelrezension***

# **Alles ist Spiel**

## **Milan Kunderas Theater-Variation von Diderots „Jacques le Fataliste“**

*Von Maja Rettig*

Die Geschichte von Jacques dem Fatalisten und seinem Herrn ist nicht eigentlich eine Geschichte. Die beiden reisen zu Pferde durch unbestimmte Gegenden, wohin und warum, erfährt man nicht, und erleben nichts Bestimmtes. Diderots Roman von 1793 ist, nach „Don Quijote“ und „Tristram Shandy“, der dritte große Anti-Roman der Weltliteratur, stringente Handlung, realistische Illusion und psychologische Wahrscheinlichkeit konsequent verweigernd.

Diesem „Fest der Intelligenz, des Humors und der Phantasie“ hat Milan Kundera bereits 1971 ein Denkmal gesetzt, indem er, zuerst auf Tschechisch, ein Theaterstück schrieb, das eine Variation ist, eine Hommage an den bewunderten Text. Kunderas „Jacques und sein Herr“ erschien erstmals 1981 in Frankreich, 1992 dann auf Tschechisch, jetzt also beim Hanser Verlag auf Deutsch.

Viele Beitzexte hat der Autor um sein Stück gestellt, ein Vor- und zwei Nachworte von ihm selbst, ein weiteres Nachwort von François Ricard – mit dieser erheblichen interpretatorischen Vorlage geht er auf Nummer sicher, betont fortgesetzt die Dignität seines Unterfangens, zerstreut vorauseilend jeden Verdacht

des bloß verkleinernd-imitierenden Adaptierens – *reader's digest* ist es nicht und will es nicht sein.

Zwar könnte sich der mündige Leser dadurch bevormundet fühlen, aber die gesteigerte Vermitteltheit entspricht dem Geist des Stücks. Schon Diderots Roman stellt die Vermittlung jeder literarischen Fiktion, das Erzählen, in revolutionärer Weise aus: Durch Fiktionsdurchbrechungen in Form von Leseransprachen, durch die Einführung des Erzählens auf zweiter Ebene: Ein Großteil der ‚Handlung‘ findet nämlich in Erzählungen statt, von Jacques, seinem Meister, von deren Autor, von Nebenfiguren. Mit der Theatervariation durchläuft die Romanvorlage eine weitere Vermittlungsinstanz, und die Tatsache, dass das Stück zum Lesen veröffentlicht wurde, man sich also Bühne und Verhalten der Figuren anhand der Regieanweisungen vorzustellen hat, stellt das vorletzte Glied in dieser Abstraktionskette dar, vor den theoretischen Umrahmungen. Ohnehin ist Kundera sein Text als Lesestück lieber als aufgeführt, weil die geschehenen inszenatorischen Freiheiten, Abweichungen vom Text und von der vorgeschriebenen Schlichtheit der Ausstattung, für ihn allesamt Verhunsungen waren.

Das Vermittelte am Erzählen betont Kundera, indem er die beiden Erzählebenen visualisiert: Auf der vorderen, unteren Bühnenebene spielt die Primärhandlung, erhöht und weiter hinten das Geschehen aus den Figurenerzählungen. So wird das Erzählen im Erzählen zum Theater im Theater, und weil unten eigentlich nichts geschieht als Rahmenhandlung fürs und Kommentar des oben Gegebenen, Kundera also die Reiseepisoden radikal zurückstutzt, streicht er das Primat des Erzählens und die Absurdität der Reise noch besonders heraus – damit erinnern Jacques und sein Herr an Wladimir und Estragon, wie auch das offene bzw. das Nicht-Ende, an Stelle der drei Alternativschlüsse im Roman, das Stück nah an Becketts Nichts rückt – die Reise ins Nirgendwo wird einfach weitergehen.

Weit war es freilich nicht von diesem so weitgehend dialogisch angelegten Roman zum Theater. Im Diderot-Text sind den Dialog-Repliken bereits in Theater-Manier die Rollenzuweisungen „Jacques:“ und „Der Herr:“ vorangestellt; es gibt Beiseitesprechen und Beschreibungen, die wie Regieanweisungen sind. Was jetzt gattungsgemäß wegfallen muss, ist die Figur des Erzählers, die bei Diderot ohne Hehl ihre Autorfunktion eingesteht und sie willentlich ausspielt. Die Leseransprachen übernehmen hier die Figuren und wandeln sie in Publikumsansprachen um, stets im Bewusstsein ihrer eigenen Fiktionalität – „Was schauen die uns alle an?“ fragt Jacques, den Text eröffnend, und direkt: „Können Sie nicht woanders hinschauen?“, darauf sein Herr, er solle einfach so tun als sei niemand da.

Auch in ihren eigenen Erzählungen erinnern die Figuren immer wieder an den Erzählakt, der dem Erleben ja nachgeordnet ist – indem sie ständig abschweifen und sich unterbrechen. Dabei springen sie zwischen erster und zweiter Bühnenebene hin und her, wenn sie vom Kommentar zum nachgespielten Erleben



wechseln. Auch kommt es zu gekreuzten Dialogen, die die Parallelität von Jacques' und des Meisters Erlebnissen zeigen, und überhaupt zu allerlei Grenzüberschreitungen. In der großen Liebes- und Rachegeschichte, die die Wirtin eines Gasthauses erzählt, spielt diese die Rolle ihrer Protagonistin Madame de La Pommeraye – hernach wird die Wirtin von Jacques und Meister wiederholt mit ihrer Rolle der adligen Rächerin verwechselt, so groß ist andererseits, bei all den Illusionsstörungen, die Evokationskraft des Erzählens. Erzählungen treten in Konkurrenz zueinander und sogar zum Erleben – der Meister vertagt einmal seinen eigenen aktuellen Eifersuchtskonflikt auf später, weil er zuerst hören will, wie es mit Jacques weiterging. Auch Begehren lässt sich allein durch Erzählungen erzeugen: „Je mehr du mir von ihr erzählst, um so verrückter bin ich nach ihr.“

Die erstaunliche erotische Freizügigkeit ist einer der thematischen Pfade, die Kundera von Diderot aufgreift und akzentuiert (nicht zu vergessen: Diderot ist auch der Verfasser des Romans „Die geschwätzigten Kleinode“, den ersten Vagina-Monologen der Literaturgeschichte.) – Kundera-Diderot unterstreichen dabei den Zusammenhang zwischen der unumwundenen Libido der Figuren und dem Vergnügen der Leser respektive Zuschauer. Eine Quelle von Komik sind auch die absurden Kausalketten Jacques, der sich verliebt hat, weil er eine Kugel ins Knie bekam – dazwischen liegt, versteht sich, ein ganzer Rattenschwanz von Ereignissen. Jacques' Fatalismus, der im Roman titelgebend ist, aber auch da schon nicht im Sinne einer ernsthaften philosophischen Diskussion, steht bei Kundera vollends im Dienst der Referentialität – verweist doch Jacques schriftmetaphorischer Lieblingssatz, dass alles, was passiert, schon da oben geschrieben stand, hier deutlich auf den Diderotschen Vortext – bei der Wahl der Speisen etwa haben die Herren gar nicht zu überlegen, so die Wirtin: „Es steht geschrieben, daß Sie Ente, Kartoffeln und eine Flasche Wein nehmen.“

Das trifft ins Herz des Ganzen, die Variation. Vielfach sind die Spiegeleffekte innerhalb des Textes und zu seinen Bezugstexten: Kundera variiert Diderot, dessen „Jacques“ wiederum Sternes „Tristram Shandy“ variiert; Kundera bezieht sich außerdem in Anspielungen auf seine eigenen Romane, die oft und nicht zufällig nach dem musikalischen Prinzip der Variation gebaut sind. Vor allem aber entspricht das alles der Poetik des Romans, weil all die erzählten Geschichten einander variieren: Jacques macht einen Freund zum Hahnrei, der Herr wird von einem Freund zum Hahnrei gemacht; die vom Herrn begehrte Agathe gleicht wiederum der zur Rache benutzten Hure aus der Geschichte um Madame de La Pommeraye und so fort. „Ist es nicht immer dieselbe unwandelbare Geschichte?“ fragt der Herr, und er hat Recht.

„Alles, was hienieden geschehen ist, wurde schon hunderte Male neu geschrieben“, sagt Jacques zu seinem Meister in einem Gespräch über Kunderas Neufassung ihrer selbst. Es ist die entscheidende Erkenntnis. Eine Erstoriginalität kann es gar nicht mehr geben, im Grunde ist alles, was geschieht und geschrieben

wird, eine Variation der existentiellen Themen Liebe, Eifersucht, Treue, Verrat. Die Freiheit entsteht einzig mit dem Bewusstsein von der Wiederholung. Eine Freiheit, die Spiel ist, und Humor, und Moderne, bei Kundera wie bei seinem Meister Diderot.

- Milan Kundera: Jacques und sein Herr.  
Übersetzt aus dem Französischen von Uli Aumüller.  
Carl Hanser Verlag, München 2003.  
129 Seiten, 14,90 EUR.  
ISBN 3-446-20369-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6681](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6681) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Vorwärts ist überall

### Milan Kunderas frühes Drama „Jacques und sein Herr“ und die Kunst der Variation

*Von Ulrich Simon*

Sollte das nicht wieder ein Trick des Verlags sein? Milan Kundera verkauft sich schließlich immer. „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ ist seit ihrem ersten Erscheinen 1982 längst zum Klassiker der Spät- und Postmoderne geworden, auch dank Philip Kaufmans Verfilmung (1987). Aber nach der „Unsterblichkeit“ (1988) wurde es ein wenig ruhiger um Kundera. In den vergangenen zehn Jahren ist vor allem mit drei kleinen Romanen hervorgetreten; der jüngste, „Die Unwissenheit“ (2000) wurde einhellig gelobt, anders als etwa „Die Identität“ (1998). Und jetzt reicht die Edition Akzente (bei Hanser) also ein 30 Jahre altes Drama nach? Verdächtig, verdächtig – hauptsächlich aber gefährlich. Denn Kunderas „Jacques und sein Herr. Hommage an Denis Diderot in drei Akten“ verführt dazu, nachzulesen oder überhaupt zu entdecken. Diderots Roman „Jacques le fataliste et son maître“ (beendet 1778) vor allem, diesen „ersten experimentellen Roman“ (Horst Günther), vielleicht in der in jeder Hinsicht verlockenden Ausgabe der Anderen Bibliothek (1999):

„Wie waren sie zu einander gekommen? – ‚Von ungefähr, wie das gewöhnlich der Fall ist.‘ – Wie hießen sie? – ‚Was kann euch daran liegen?‘ – Wo kamen sie her? – ‚Aus dem nächst gelegenen Orte.‘ – Wo wollten sie hin? – ‚Weiß man je, wohin man will?‘ – Was sprachen sie? – ‚Der Herr kein Wort; aber Jakob: sein Hauptmann habe gesagt, alles, was uns hienieden Gutes oder Böses begegne, stehe dort oben geschrieben.‘“

So setzt Diderots Roman ein, der auch typographisch wie ein Drama daherkommt. Und Hans Magnus Enzensberger hat denn auch diese Passage

nahezu wörtlich in seiner Adaption übernommen. Denn auch seine Version „Jakob und sein Herr. Ein Radiroman“ aus dem Jahr 1979 drängt sich dem Leser dank Kundera wieder auf. (Zu finden in H. M. E.s längst vergriffener Sammlung „Diderots Schatten. Unterhaltungen Szenen, Essays“ von 1994). Der Text ist ein Kondensat des Diderotschen Romans.

Milan Kundera nun bringt von Anfang an einen neuen Aspekt ein. „Jacques, ich habe Angst davor, zu wissen, wohin wir gehen“, lässt er den Herrn gleich zu Beginn sagen. Kundera variiert mithin Diderot; darauf legt er zu Recht großen Wert, und ähnlich ist er bereits in „Die Langsamkeit“ (1994) mit Vivant Denons Novelle „Nur diese Nacht“ („point de lendemain“, 1777) verfahren. „Jacques und sein Herr“ aktualisiert Stoff und Konstellation. Man kann den Text auch heute kaum lesen, ohne an die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 zu denken. „Daß Sie die Macht haben, ich aber den Einfluß“, erklärt Kunderas Jacques seinem Herrn. Die Dialektik von Herr und Knecht, die Diderot seine Figuren diskutieren lässt (Hegel bezieht sich bei seinen Thesen ausdrücklich auf „Jacques le fataliste“) besagt: Der Herr ist vom Knecht abhängig.

Kundera, damals knapp 40 Jahre alt, hatte sich in der Reformbewegung 1968 exponiert, von 1970 an durfte er deswegen in der Tschechoslowakei nichts mehr publizieren ging kurz darauf ins Exil nach Paris. Wohl ab 1971 zirkulierte das tschechische Manuskript „Jacques und sein Herr“. Jahrelang wurde der Text, schreibt Kundera in einer Nachbemerkung, mit falscher Verfasserangabe auf tschechoslowakischen Provinzbühnen und selbst in Prag aufgeführt, während seinem Autor in Abwesenheit offiziell die Staatsbürgerschaft aberkannt wurde. Die offizielle Uraufführung fand erst 1981 in Paris statt. Dieses Schicksal von „Jacques und sein Herr“ hätte Diderot sicherlich gefallen. Denn als hätte es da oben geschrieben gestanden, war schon „Jacques le fataliste“ als postume Veröffentlichung 1792 in deutscher Übersetzung und also vier Jahre früher als die erste französische Buchausgabe auf dem Markt.

Kundera setzt neben die politischen Aspekte seines Dramas poetologische Erwägungen. Die Frage, wie Literatur möglich sei, verbindet sich mit der nach der Macht. Ästhetisch verbindet er unangestrengt Existenzialistisches Theater und aufgeklärtes Spiel. Er spitzt somit Tendenzen Diderots zu. Der „da oben“ – ist das ein Gott, das Schicksal oder eben doch der Autor der Figuren? Deswegen ist die Sorge des Herrn sehr berechtigt, „ob er sie“, die Geschichte nämlich, „gut geschrieben hat. Hatte er wenigstens Talent?“ Das klingt sehr nach dem „Aufstand der Figuren“, den die Literaturwissenschaft für eine Reihe von Texten der vergangenen 200 Jahre postuliert hat. Und es erinnert an den spielerischen Erzähler von „Abschiedswalzer“ (1979), der seine Paare stets zur rechten Zeit rochieren lässt und somit die Grenzen des Genreromans sichtbar macht. Umgekehrt zeigt Kunderas „Jacques und sein Herr“, wie unverbraucht Diderot nach wie vor wirkt, dessen Erzähler den Leser genüsslich und ausführlich in die

## Fremdsprachige Literatur

Irre führt: „Du siehst Leser, daß [...] es nur von mir abhinge, Ein Jahr, zwey Jahr, drei Jahr auf die Erzählung von Jakobs Liebeshändeln warten zu lassen; ich brauchte ihn nur von seinem Herrn zu trennen und jeden in so viele Begebenheiten zu verwickeln, wie mir beliebte.“ Enzensberger verdichtet die zahlreichen Erzählerreflexionen im Kommentar: „Hinter jedem Erzähler, weißt du, steckt ein anderer Erzähler, der den ersten erfunden hat, und so fort.“ Aus den zahlreichen Diderotschen Leseranreden zieht Enzensberger die Konsequenz, den Hörer dem Erzähler als eigenständige Figur beizugesellen

Kundera wie Enzensberger greifen innerhalb eines Jahrzehnts „Jacques le fataliste“ auf, weil sie sich für die Geschichte und vor allem für die Möglichkeiten des Romans interessieren. Während Enzensberger aber inzwischen zu dem Schluss gekommen ist, die Gattung sei ausgereizt, hält Kundera dem entgegen: „In den vierhundert Jahren seiner Geschichte hat der Roman viele seiner Möglichkeiten

- Milan Kundera: Jacques und sein Herr.  
Übersetzt aus dem Französischen von Uli Aumüller.  
Carl Hanser Verlag, München 2003.  
129 Seiten, 14,90 EUR.  
ISBN 3-446-20369-9
- Denis Diderot: Jakob und sein Herr. In der Übersetzung von Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius, Berlin 1792; durchgesehen, ergänzt und mit einem Nachwort versehen von Horst Günther, Berlin 1999.  
Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 1999.  
444 Seiten, 27,50 EUR.  
ISBN 3821841788

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6703](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6703) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Russen lesen hören

### Über Alexander Nitzbergs Zusammenstellung von Tondokumenten

*Von Ute Eisinger*

„In einer literarischen Kultur, in der das trockene und mehr oder weniger eintönige Ablesen an der Tagesordnung ist, wirkt die Mündlichkeit der Poesie jedes Mal wie ein kleines Wunder.“ So der aus Russland gebürtige Dichter und Nachdichter Alexander Nitzberg in der Einleitung zu ‚Sprechende Stimmen‘, mit denen er ein solches Wunder russischer Avantgarde-Poesie vom Beginn der Moderne auf unsere Tonträger zaubert.

Nitzberg, selbst unvergesslicher Vortragender und unübertroffener Nachdichter der ersten, originellen Sprachartisten Russlands, war in Archiven auf Jagd nach frühen Aufnahmen von Blok, Gumilev, Mandelstam, Majakovskij, Esenin und anderen.

Mit beachtlichem Ergebnis: Der bei DuMont erschienene, in der Ästhetik der revolutionären russischen Druckgrafik nachempfundene rot-weiß-schwarze Band enthält 20 russische Texte und Originalaufnahmen. Nitzbergs Kommentare leisten – selbst bei Erstberührung mit dem russischen Gedicht – wertvolle Dienste. Auf der CD sind die rauschenden und krächzenden hundertjährigen Aufnahmen von Nitzbergs Übersetzungen gefolgt, die er selber liest: Auch das ein beachtenswertes Novum, welches den Vergleich zwischen vom Originalautor gesprochener Dichtung mit der Nachdichtung direkt ermöglicht – den Nitzberg freilich nicht zu scheuen braucht.

Bleibt zu hoffen, dass diese schöne, limitiert aufgelegte Idee unter Verlegern viele Nachahmer findet und Dichtern und Nachdichtern den Ansporn gibt, es mit allem aufzunehmen, was noch nicht rezitiert und nachgedichtet ist.

- Alexander Nitzberg (Hg.): Sprechende Stimmen. Russische Dichter lesen 1 CD. DuMont Buchverlag, Köln 2003.  
39,90 EUR.  
ISBN 3-8321-7843-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6645](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6645) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Als das Fliegen noch so zerbrechlich war

## Ulrich Mühe liest Antoine de Saint-Exupérys ersten Roman „Südkurier“

*Von Antje Polanz*

Nach dem Motto „Jetzt sind auch die weniger Berühmten mal an der Reihe“ ist die Schwemme neuer Hörbuch-Produktionen inzwischen auch bei den Romanen angelangt, deren Platz zumeist mehr in der „Götterdämmerung“ der Bestseller und Klassiker ihrer Autoren liegen dürfte, aber die prominenten Namen der Interpreten versprechen neuerlich Aufwind für die kürzer Gekommenen – und für einige durchaus verdient.

Antoine de Saint-Exupérys „Südkurier“ gehört sicherlich dazu; literarisch nicht unverzichtbar, aber eben doch wert gekannt zu sein als eindringliches Zeugnis einer Zeit, als das Fliegen noch verhängnisvoll war wie „Porzellan in der Luft“, als man sich im offenen Cockpit noch als Mann beweisen konnte und ebenso gut spurlos verschwand. Als man Globalität witterte und zerrissen war zwischen Weite und häuslichem Glück. Als so manche Liebesbeziehung dieses Zuviel an Möglichkeiten nicht überlebte ...

Höhenflüge und schmerzlichste Tiefen eines Fliegerlebens wie das des Jacques Bernis und seines Schöpfers Saint-Exupéry. Für die Nuancen so vieler Extreme in oft fliegendem Wechsel, für die gehörigen Schwankungen und Luftlöcher, die ausgestanden sein wollen, braucht es für den Vortrag eines solchen Lebens ausdauerndes Feingefühl. Ulrich Mühe, bekannt aus anspruchsvollen Rollen in Film, Fernsehen und Theater ist für solche Mission besonderer Art zweifellos gerüstet: Mit höchster Präzision, so angenehm unaufdringlich beim Hören, dringt er im Lesen zutraulich bis in den letzten Winkel von Unwägbarkeiten und Unvereinbarkeiten vor. Seine Interpretation des „Kleinen Prinzen“ ist mehrfach ausgezeichnet.

In seinem Erstling, der 1929 bei Gallimard erscheint, ist Saint-Exupérys charakteristisches Bemühen zur Erfassung des Wesentlichen schon deutlich erkennbar. Doch wenn man weiß, zu welcher einzigartigen sprachlichen wie inhaltlichen Verknappung und Vereinfachung er noch finden sollte, so sieht der junge Saint-Exupéry hier noch mehr mit den Augen denn mit dem Herzen gut. Verständlich für einen, der gerade das Fliegen als Alternative zum Erden-Dasein mit seinen unerfreulichen Begleiterscheinungen für sich entdeckt hatte. Seinem Fliegerroman war die Veröffentlichung des Stoffes als Kurzgeschichte vorangegangen, womit der damals 26-Jährige bereits als viel versprechendes literarisches Nachwuchstalent galt und nicht zuletzt einem André Gide aufgefallen war.

Nie mehr wieder wird sich Saint-Exupéry so ungeschützt hinter seinem Helden entdecken lassen wie in seinem ersten Roman, in dem schon das zentrale Thema seines weiteren Schreibens, nicht zuletzt das seines bekanntesten, letzten Romans angelegt ist; jene lebenslang an ihm nagende Diskrepanz der frühen Zuneigung zu Planeten und Elementen und der Sehnsucht nach einer Gefährtin: „Lasst euch heimgeigen mit euren Lichtern, ich habe den Mond“, triumphiert Jacques Bernis. „Sie (aber) blieb festgeklammert an ihr weißes Leinen“.

Die Geschichte des Jacques Bernis, der, wie schon der junge Antoine, dem Tod im Falle des Falles nicht abgeneigt wäre, scheint auf andere Art erneut ganz aktuell: Das Fliegen ist wieder anfällig geworden - für neue Todesarten und die Verbreitung neuer Krankheiten.

- Antoine de Saint-Exupery: Südkurier. 2 CDs.  
Patmos Verlagshaus, Düsseldorf 2003.  
19,95 EUR.  
ISBN 3491911281

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6669](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6669) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Fülle des Wohllauts

### Zur Hörspielbearbeitung von Thomas Manns „Zauberberg“ durch Valerie Stiegele

*Von Gunnar Kaiser*

Im diesem Jahr jährt es sich zum achtzigsten Male, das Erscheinen des „Zauberbergs“ von Thomas Mann, dieses Prototyps unter den Romanen der klassischen Moderne. Seine Rezeptionsgeschichte ist ebenso weitschweifig wie sein Bekanntheitsgrad auch unter Nicht-Lesern groß ist. Es ist daher wahrlich kein geringes Wagnis, sich an eine Radio- und Hörbuchfassung zu setzen. Die Gefahr des Scheiterns, und sei es auch auf hohem Niveau, ist einfach zu groß, als dass man den Verantwortlichen vorwerfen könnte, mit der Vorlage auf Nummer sicher gehen zu wollen. Auf einem derart komplexen und dazu noch prominenten (wenn auch nicht immer präsenten) Text wie dem „Zauberberg“ kann man sich einfach nicht ausruhen, wenn man ihn in ein anderes Medium, hier in das des Hörspiels, übertragen will. Wie beim Film lautet die Kritik auch hier zu häufig, die zweite Version sei entweder ein bloßer Aufguss der ersten, ohne die spezifischen Bedingungen des Mediums zu nutzen, oder sie lasse der Fantasiewelt des Lesers keinen Entfaltungsraum und überdecke den Leseindruck nur unnötig durch technische Spielereien.



Nun ist „Der Zauberberg“ nicht die erste Vorlage von hohem Bekanntheitsgrad, an der sich Valerie Stiegele, die Hörspielbearbeiterin des vorliegenden, bereits 2000 erstmals erschienenen Hörbuchs, versucht hat. Hervorgetan hatte sie sich bis dato vor allem mit den Bearbeitungen der Mankell-Krimis, während in letzter Zeit literarische Schwergewichte wie Hesses „Steppenwolf“ oder Prousts „Combray“ im Vordergrund standen. Auch die übrigen Mitwirkenden können sich sehen und (vor allem) hören lassen: Regie geführt hat der durch Peter Steins Faust-Lesung bekannte Ulrich Lampen, und Felix von Manteuffel, Traugott Buhre oder Karina Krawczyk lauten nur einige der geläufigeren Namen der Sprecherinnen und Sprecher, die dem Personal des Kurhotels ihre Stimme leihen. Produziert wurde das ganze Projekt vom Bayerischen Rundfunk unter Barbara Schäfer und Herbert Kapfer, die zuletzt auch für die Redaktion des „Moby Dick“-Hörbuchs verantwortlich zeichneten.

Dass die Mitwirkenden sich der Anmaßung weitgehend bewusst sind, die darin liegt, ein so in sich geschlossenes Werk wie den „Zauberberg“ umformen zu wollen, erfährt man nicht nur anhand einiger Äußerungen im Booklet, sondern auch beim Hören. Denn die Hörspielbearbeitung zeichnet sich vor allem durch den Versuch gewissenhafter Werktreue und Genauigkeit aus. Das entscheidende Problem wird es auch hier gewesen sein, aus dem für ein herkömmliches Hörspiel viel zu großen Umfang Teile herauszulösen, um sie in einer der Radioform angemessenen Weise wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dies alles, ohne das viel gerühmte Beziehungsgeflecht aus Leitmotiven und Symbolen zu stark anzutasten. Das Hörspiel zeichnet sich durch einen großen Respekt vor der Vorlage aus, der das Ganze zuweilen allerdings ein wenig steif und unbeweglich macht. Es überwiegt bei der Produktion nicht gerade experimentierfreudige Entdeckerlust, was vor allem die musikalische Bearbeitung zeigt. Jedes Kapitel mit der selben Cellosequenz zu beginnen, mag orientierungstiftend sein, trägt aber auch zu einer gewissen Eintönigkeit bei. Auch die historischen Aufnahmen z. B. von „Aida“ im Kapitel „Fülle des Wohllauts“ kommen gewiss gefällig daher, sind aber nichts, was einem Deutschleistungskurs nicht auch eingefallen wäre.

Gleichwohl ist der „Zauberberg“ ein ideales Modell für eine Hörspielbearbeitung, wie sich beim konzentrierten Hören erweist. Sowieso sei das Epische Hörwerk weit eher als Lesewerk, wie Thomas Mann schon 1940 anlässlich einer Schallplattenausgabe der „Buddenbrooks“ eingestanden hat. Ähnlich dem Buch vermag auch die akustische Form, uns in die Welt derer „da oben“ hinein zu ziehen. Die Atmosphäre ist extrem dicht und nimmt im Verlauf an Dichte sogar noch zu, was vor allem an der hervorragenden Leistung der Sprecherinnen und Sprecher liegt. Die Auswahl Konstantin Graudus' für die Rolle des Hans Castorp muss als Glücksgriff bezeichnet werden, gelingt es seiner zwischen Naivität, Arglosigkeit und Altklugheit angelegten Stimme doch ausgezeichnet, den Charakter des Helden hörbar zu machen. Auch Udo Samels „märchenhaft“ sonore

## Hörbücher

Erzählerstimme oder Friedhelm Ptoks Leistung als Hofrat Behrens hat man noch lange Zeit nach dem Hören im Ohr. Felix von Manteuffel hält sich dazu streng an Thomas Manns „Regieanweisungen“, nach der Settembrini „ohne fremden Akzent“ zu sprechen sei, während man „nur an der Genauigkeit seiner Lautbildung“ den Ausländer hätte erkennen können.

In seinem Vorwort zur Buddenbrooks-Schallplatte richtet sich Thomas Mann noch vornehmlich an die, „denen das Schicksal das Augenlicht zum Lesen versagt hat.“ Sechzig Jahre später ist das Publikum für Hörbücher sehr viel breiter geworden. Auch die, die lesen könnten, wenden sich dem anderen Medium zu, und das nicht ohne Grund, wie die vorliegende Hörspielbearbeitung zeigt. Ihr großes Verdienst ist es, sich zugleich an diejenigen zu wenden, die das Werk schon in Buchform kannten, als auch an diejenigen, die zum ersten Mal mit dem Stoff in Berührung kommen. Beiden Hörergruppen wird es wohl gleich viel Spaß machen, Thomas Manns Forderung zu erfüllen, den Roman eigentlich zweimal lesen (oder hören) zu wollen.

- Thomas Mann: Der Zauberberg. 10 CD.  
Der HörVerlag, München 2003.  
516 min, 49,95 EUR.  
ISBN 3-89940-258-8

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6682](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6682) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Die Welt stört!

### Stefan Wilkening liest Henning Mankells Roman „Tea-Bag“

*Von Brigitte Ochs*

Was passiert, wenn ein stets um seine Sonnenbräune besorgter schwedischer Lyriker und drei sich illegal in Schweden aufhaltende Flüchtlingsmädchen aufeinandertreffen? Die zahlreichen kulturell bedingten Schwierigkeiten und Missverständnisse, die aus einer solchen Kombination entstehen, schildert der insbesondere durch seine Wallander-Krimis weltberühmte Erfolgsautor Henning Mankell mit amüsanter Leichtigkeit.

Der Schriftsteller Jesper Humlin ist wirklich ein bemitleidenswerter Mann: Seine Freundin will endlich ein Kind von ihm, seine 87-jährige Mutter versüßt sich ihren Lebensabend, indem sie Telefonsex anbietet, und sein Verleger möchte, dass er statt seiner schwer verständlichen Gedichtsammlungen einen Kriminalroman schreibt. Zudem drohen Mutter und Freundin ständig damit, selber Bücher zu schreiben. Das ruft bei Humlin große Angst hervor – könnte aus ihnen doch eine ernstzunehmende Konkurrenz entstehen. Kurz gesagt: „Die Welt stört!“ Als wäre

das nicht schon genug, wenden sich auch noch drei Flüchtlingsmädchen an Jesper Humlin, die von ihm das Schreiben lernen möchten. Eine von ihnen ist Tea-Bag, die sich ihren ungewöhnlichen Namen beim Anblick einer schmutzigen Teetasse kurzerhand selbst gab. Seit ihrem ersten Treffen fühlt sich der Lyriker Humlin zu ihr hingezogen, und der Hörer wartet während der gesamten Erzählung gespannt darauf, ob sich zwischen dem ungleichen Paar eine Liebesgeschichte entspannen wird. Seltsam muten die Motive der Mädchen an, Schreiben zu lernen: sie versprechen sich davon, Soap-Star oder TV-Moderatorin zu werden. Humlin nimmt sich ihrer an, und damit hält das Chaos erst so richtig Einzug in sein Leben. Er investiert sehr viel Zeit in sie und gerät in allerhand unangenehme Situationen. So wacht er beispielsweise eines Tages zusammengeschlagen in einem Krankenhaus auf, weil er einem fremden Mädchen die Wange getätschelt hat. Doch nach und nach eröffnet sich Humlin im Umgang mit den Flüchtlingsmädchen eine neue, zwar völlig fremde, doch letztlich auch beeindruckende Welt. Schriftstellerinnen werden sie zu guter Letzt nicht; würden sie die spannenden Geschichten von ihrer Flucht aber einfach aufschreiben, anstatt sie nur zu erzählen, könnten sie damit sicherlich einen Bestseller landen. Denn diese Geschichten hören sich keineswegs wie spontan erzählt an (was sie zu sein vorgeben), sondern scheinen eher sorgfältig durchdacht. In Anbetracht der kaum vorhandenen Schulbildung der Mädchen steht ihre Erzählweise doch auch in einem eigentümlichen Widerspruch zu ihrem kulturellen Hintergrund.

Dem Schauspieler Stefan Wilkening, der seit 2000 zum festen Ensemble des Bayerischen Staatstheaters in München gehört, ist es gelungen, diesen faszinierenden Roman sehr abwechslungsreich zu sprechen. Besondere Brillanz erreicht er dabei in der Rolle des von der Welt und seinen Mitmenschen geplagten Jesper Humlin.

- Henning Mankell: Tea-Bag. 4 CD.  
Der HörVerlag, München 2003.  
288 min, 27,95 EUR.  
ISBN 3-89940-196-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6693](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6693) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Immer noch böse?

### Wolfgang Müllers Islandbegeisterung in Schrift und Ton

*Von Alexander Müller*

Annette Humpe, in den 80er Jahren Sängerin und Keyboarderin der „Neonbabies“ und „Ideal“, sagte in dem vor drei Jahren erschienenen, vielgelobten Doku-Roman

„Verschwende Deine Jugend“ über die Bandmitglieder von „Die tödliche Doris“, die „trauten sich, wirklich böse zu sein.“ Einer dieser Bösen war damals der bildende Künstler Wolfgang Müller, der inzwischen auch als Schriftsteller reüssierte. 1997 erschien sein wundervolles deutsch-isländisches Blaumeisenbuch „Blue tit“, dessen Entstehung sich wiederum einer äußerst boshaften Unterstellung verdankt. Ein Artikel der „tageszeitung“ berichtete, der Künstler Wolfgang Müller züchte Blaumeisen vor dem Fenster seiner Wohnung in Kreuzberg und verkaufe sie an italienische Feinkostgeschäfte. Auf Anzeigen folgen Dementi, auf eine Einladung als „Opfer der Medien“ in die Sendung von Jürgen Fliege folgt eine von Nan Goldin angeregte Recherche nach der Etymologie der englischen Bezeichnung für Blaumeise, die scheinbar vulgär „blue tit“ heißt. Die Spur führt ihn nach Island, wo der 1957 in Wolfsburg geborene Müller schließlich das Material für sein deutsch-isländisches Blaumeisenbuch zusammenstellt.

Das reich bebilderte „Blue tit“ führt ein herrlich skurriles Sammelsurium an Geschichten über islandspezifische Themen auf, die in einer seltsamen Mischung aus Ernsthaftigkeit und Ironie aufbereitet werden. Es geht äußerst kenntnisreich um Elfenkarten, die Entfernung des Buchstaben Z aus dem isländischen Alphabet, den schwulen Popstar Páll Óskar Hjálmtýsson, Fehler auf dem Falk-Plan, Islands einzig bekannten Transvestiten, Meisenknödel, Orchideen, den Riesenalk, die Eiderente, eine Liebeserklärung an eine weibliche Blaumeise namens Yvonne vom häufig unterschätzten Andreas Dorau und noch vieles mehr. Das Ganze wird des öfteren in Kunstwerken und Erzählungen des fiktiven Úlfur Hróðólfsson präsentiert, der z. B. auch als Autor des Hörspiels „Das Thrymlied – Island Noten“ verantwortlich zeichnet, eine mythische Travestie um Thor, Thrym, Loki und weitere Gottheiten. Zu hören ist sie schließlich auf einer Doppel-CD, die 2002 im Martin Schmitz Verlag, der sich auch sonst bewundernswert um das Werk der „Tödlichen Doris“ kümmert, publiziert wurde.

Die Hörspiele wurden von Müller gemeinsam mit dem Bayerischen Rundfunk inszeniert, der durch seine verdienstvolle Reihe der „intermedium records“ die so genannte „audio art“ ja seit Jahren auch einem Publikum fern des Radios zugänglich macht. Die „Islandhörspiele“ versammeln wiederum Geschichten aus „Blue tit“ und setzen sie in absurden und vergnüglichen Szenerien akustisch um. Dabei werden einige Fußnoten des Buches um ganze Hörspielsequenzen erweitert. So erfährt der Hörer endlich, was mit dem Geologen Walther von Knebel geschah, der 1907 mit dem Maler Max Rudloff bei Forschungsarbeiten im Öskjuvatn, dem tiefsten See Islands, spurlos verschwand. Das Hörspiel liefert dafür gleich drei Thesen, eine schöner oder schrecklicher als die andere. So findet sich vieles, was im Buch eher nebensächlich war, im Hörspiel als weitergesponnene Inszenierung wieder. Seien es die Gespräche mit der Elfenbeauftragten des Baustadtamtes Reykjavík, die Frage nach der isländischen Eisenbahn oder der Nachtigallengesang aus Berlin im privaten Goethe-Institut der

isländischen Hauptstadt. Letzteres hatte Müller übrigens 1998 gegründet, als das hiesige staatliche Goethe-Institut seine Pforten schloss. Die wegen drohender rechtlicher Konsequenzen nach Walther von Goethe benannte „Foundation“ bietet neben Elfen- und Zwergenkunde auch Musikunterricht an. Klingt alles verrückt? Na und, wenn dabei Kunst herauskommt! Und allzu böse ist das auch nicht mehr.

- Wolfgang Müller: Islandhörspiele.  
Martin Schmitz Verlag, Berlin 2002.  
127min, 24,50 EUR.  
ISBN 3-927795-22-4
- Wolfgang Müller: Blue tit. Das deutsch-isländische Blaumeisenbuch, ins Isländische übertragen von Veturlíði Guðnason.  
Martin Schmitz Verlag, Berlin 1997.  
288 Seiten, 28,90 EUR.  
ISBN 3-927795-19-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6694](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6694) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Großes Ohrenkino

### Jules Vernes „20.000 Meilen unter den Meeren“ als aufwändiges Hörspiel

*Von Alexander Müller*

Nicht kleckern, klotzen! Das werden sich wohl der MDR und der Münchner HörVerlag gesagt haben, als sie die Veröffentlichung des 1869/70 erschienenen Klassikers „20.000 Meilen unter den Meeren“ geplant haben. Denn neben den normalen CD- und Cassetten-Ausgaben des Hörspiels in Stereo wurde eigens für die Mehrkanal-Technik eine DVD für den Dolby-Surround-Klang produziert. Ob sich dieses Wagnis ausgezahlt hat, ich kann es nicht beurteilen, da mir nur der gewöhnliche Stereo-Klang bekannt ist. Doch auch dieser kann mit der von Helmut Peschina – 2002 mit seiner Funkversion von Elias Canettis „Die Blendung“ Gewinner der ORF-Publikumswahl des „Hörspiels des Jahres“ – bearbeiteten Fassung dieses großartigen Romans überzeugen.

Dies liegt nicht allein an der erfahrenen Regie Walter Adlers, sondern vor allem an der herausragenden Erzählleistung Gottfried Johns, der den Biologen Pierre Aronnax spricht. Dabei tritt er in den Dialogen seinen Gesprächspartnern auf Augenhöhe entgegen, während er als Erzähler aus dem Off die Geschichte über die Distanz trägt. Wie so viele der guten Geschichten beginnt auch diese mit einem

## Hörbücher

Irrtum. Aronnax wird mit seinem Diener Conseil und dem Harpunier Ned Land auf der Jagd nach einem geheimnisvollen Meeresungeheuer über Bord gespült. Das vermeintliche Meeresungeheuer entpuppt sich allerdings als ein technisches Monstrum, ein Geniestreich des undurchsichtigen Kapitän Nemo, der der Menschheit den Rücken gekehrt hat. Ein großenwahnsinniges Genie, ein verrückter Eremit, ein enttäuschter Idealist, ein Revolutionär der Dritten Welt? Jedenfalls sind er und sein Schiff, die Nautilus, längst zum Allgemeingut der Popkultur geworden, tauchen sie doch direkt oder als Anspielung etwa in Matt Ruffs Farce „Sewer, Gas & Electric“ und im gerade erst verfilmten Comic von Alan Moore „The League of Extraordinary Gentlemen“ auf. Daher ist es müßig, den Fortgang der Erzählung weiter vorzutragen. erinnert man sich doch allzu gut an die Riesenkraken, die bislang unentdeckten Meeresspassagen, die Nemo befährt, eine gefahrenreiche Reise zum Südpol oder einen Blick auf das versunkene Atlantis. Doch kann ich versichern, dass es dennoch wieder Spaß macht, alles noch einmal mit zu erleben. Die Hörspielinszenierung spart nicht an Effekten, haut sie dem Hörer aber nicht um die Ohren. So kommt es zu einem sehr unterhaltsamen und spannenden Hörerlebnis, das vor allem auch die leiseren Zweifel um Kapitän Nemos Wesen nicht außer Acht lässt. Derart gelingt eine feine, der literarischen Vorlage angemessene Charakterzeichnung, die das Interesse des Hörers über die ohnehin aufregende Handlung hinaus weckt.

- Jules Verne: 20.000 Meilen unter den Meeren.  
Der HörVerlag, München 2003.  
145 min, 19,95 EUR.  
ISBN 3-89940-285-5

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6709](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6709) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Wunderschön federleicht

**Klaus Baumgart hat mit „Die Feder“ ein kleines,  
poetisches Geschenkbuch gestaltet**

*Von Anette Müller*

Es mag ja Autoren geben, die, wenn sie denn einmal ein erfolgreiches Konzept für eine Buchreihe entwickelt haben, nichts anderes mehr zu produzieren in der Lage sind. So weit, so langweilig – für Autor und Leser.

Dass es auch anders geht, beweist Klaus Baumgart, überaus erfolgreicher Autor der „Lauras Stern Reihe“, mit seinem schmalen Büchlein „Die Feder“.

Ein kleiner Vogel lebt auf einem hohen Berg und hat vergessen, wie er eigentlich auf die Spitze des Berges gekommen ist. Nicht, dass ihn das besonders beschäftigt – seine Tage sind ausgefüllt mit dem Beobachten der Sonne, der Wolken und des Windes. Doch eines Tages, nach einem besonders heftigen Unwetter, entdeckt er auf seiner Bergspitze eine kleine Feder. Und plötzlich erinnert er sich, dass es mehr gibt, als den ganzen Tag auf einer Bergspitze zu sitzen ...

„Die Feder“ ist ein kleines, aber feines Buch und beweist einmal mehr, dass Klaus Baumgart ein begnadeter Zeichner ist und sich nicht scheut, über seine Kinderbücher hinaus auch andere Geschichten zu erzählen. Die Geschichte des kleinen Vogels ist einfach, aber poetisch erzählt und sei jedem ans Herz gelegt, der sich in diesen kalten Tagen an einer Geschichte wärmen möchte.

- Klaus Baumgart: Die Feder.  
Baumhaus Verlag, Frankfurt a. M. 2003.  
36 Seiten, 6,90 EUR.  
ISBN 3-8315-0420-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6654](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6654) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Im Sonnenlicht totgekichert

## Cornelia Neudert erzählt für Erstleser eine etwas andere Vampirgeschichte

Von Hannelore Piehler

Das „vegetarische Untier“ war in der witzigen Märchenparodie „In einem tiefen, dunklen Wald“ eine Erfindung des renommierten Kinderbuchautors und Vater des „Sams“, Paul Maar. Die 29-jährige Cornelia Neudert legt nun das Paradox der freiwillig „vegetarischen Vampire“ nach. „Ein Herz für Vampire“ heißt das zweite Kinderbuch der Journalistin beim Kinderfunk des BR. Die kurze Geschichte um das Mädchen Clara Barzinger, das durch einen harmlosen Brief an die rumänische Großtante drei echte Vampire in das kleine Dorf Mühlzell lockt, räumt mit einigen Vorurteilen über die nachtaktiven Blutsauger auf.

Immerhin: Knoblauch können auch Cornelia Neuderts Vampire nicht leiden. Aber dass sie im Tageslicht sterben müssen, gehört beispielsweise ins Reich der Mythen, wie die jungen Leserinnen und Leser bei der Lektüre lernen: „Es ist zwar keineswegs so, dass Vampire im Sonnenlicht verglühen. Das nicht. Aber es kitzelt sie so entsetzlich, das sie sich vor Kichern kaum in der Luft halten können.“ Also allenfalls habe sich ein Vampir im Sonnenlicht einmal „totgekichert“. Zudem: Das ganze Gerede von „Untoten“ ist Quatsch. Vampire sind „überhaupt keine Menschen“, sondern eben – Vampire. Nach Darstellung der jungen Autorin ähnelt diese Spezies übergroßen Fell-Fledermäusen. Die langen spitzen Eckzähne sind zwar tatsächlich vorhanden, doch zielen die Beißerchen nicht notwendigerweise auf menschliche Kehlen. Rote Säfte gibt es ja viele: „Wir fressen auch was anderes. Blutorangen mögen wir eigentlich genauso gern. Saftige rote Blutorangen.“ Oder Tomaten – und die in allen Variationen.

Und eben Claras brieflicher Hinweis auf ihre Fleischtomaten im Gewächshaus bringt die drei Vampire, Hausgenossen der besagten Tante, auf die Idee, nach Deutschland zu kommen. Dort stiften sie erst einmal einige Verwirrung im Garten der Familie Barzinger. Die Eltern glauben natürlich nicht an die Existenz von Vampiren. Die Kinder aber überraschen sie zufällig und Kater Zorro legt sich sofort auf die Lauer.

Für Erstleser ab sieben Jahren in extra großer Schrift gedruckt, hat die Geschichte einen soliden Spannungsbogen und ist auch nicht mit Details überfrachtet. Die Grundidee ist durchaus pfiffig, und auch die Auflösung der Verwirrung wird von der Autorin einfallsreich präsentiert. Für Grundschüler bietet „Ein Herz für Vampire“ kurzweilige Unterhaltung, zumal auch die gängigen Vampirklichees erfrischend – wenngleich nicht umfassend – gegen den Strich gebürstet werden.



Ein paar kleine Schönheitsfehler hat das Kinderbuch allerdings auch. Nicht nur lesen sich die Verben wie für einen Beispiel-Schulaufsatz ausgewählt. Da wird gefaucht, gejubelt, gekeucht, geknurr und wieder gefaucht, und zwar sowohl von Kater Zorro als auch von den drei Vampiren. Auch bei den – ansonsten gelungenen – Illustrationen von Anja Rieger sehen scharfe Kinderaugen sogleich einen Widerspruch zwischen Text und Bild, wenn Cornelia Neudert ausdrücklich von einem „knallgrünen“ Fahrrad schreibt, das Mädchen Clara im Bild jedoch auf einem roten Drahtesel unterwegs ist. Aber solche Details sollen nicht überbewertet werden: Cornelia Neuderts zweites Kinderbuch lässt ein drittes durchaus positiv erwarten.

- Cornelia Neudert, Anja Rieger: Ein Herz für Vampire.  
Baumhaus Verlag, Frankfurt a. M. 2003.  
64 Seiten, 9,90 EUR.  
ISBN 3-8315-0212-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6695](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6695) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Die Schwierigkeit der passenden Konvention**

### **Der Debüt-Roman „Lass mich deine Pizza sein“ von Sandra Wöhe**

*Von Mechthilde Vahsen*

Renate und Leila, so um die Vierzig, teilen Tisch und Badezimmer und ihre jeweiligen Liebesgeschichten miteinander, aber nicht das Bett. Die Neue in der Lesben-WG, Jo, kommt daher wie die Lesbe schlechthin und scheint hervorragend in die Wohngemeinschaft zu passen. Jo hat kurze Haare, trägt eine Lederjacke und fährt Motorrad. Dann allerdings stellt sich heraus, dass sie auf Männer steht, und Renate zweifelt an ihren Überzeugungen, wie eine Lesbe zu sein und auszusehen hat.

Der WG-Alltag ist turbulent und witzig: Zu den lebhaften Gesprächen am Küchentisch gehören Auseinandersetzungen ums Aufräumen, die Jobs der Frauen und die Verführungs- und Erotikmöglichkeiten, die sich in der Frauensauna ergeben. Renate, die Protagonistin des unterhaltsam geschriebenen Romans, erliegt schließlich den Reizen von Christina, einer erdbeerfarbenen Blondine, allen alten Verletzungen zum Trotz. Und auch ihre Chefin beim Pflegedienst, eine ältliche Frau in ständigem Grau, wandelt sich zur lebenslustigen Kurzhaarfrisurträgerin in hellblauen Hosen, weil ihr ein Polizist den Hof macht, mit fast täglichen Knöllchen.

Doch nicht alles ist eitel Liebesglück in der Lesben- und Frauengemeinschaft, denn Renate, die als Pflegerin arbeitet, erlebt den Tod einer Patientin. Frau Müller, so scheint es, ist friedlich eingeschlafen, Renate jedoch stolpert über zu viele Pillenschachteln und verdächtigt schließlich den Ehemann, einen brummigen Zyniker, nachgeholfen zu haben. Dieser stirbt kurz darauf, was der zwar taffen, aber doch insgeheim sensiblen Renate sehr zu schaffen macht. Bei ihren Joggingausflügen trifft sie die Tochter des Paares, die den gleichen Verdacht hegt, die Anzeige gegen den Vater aber später zurückzieht.

Ein bisschen zweidimensional kommen sie daher, die Figuren in dieser teils amüsanten, teils etwas zu nüchtern geschriebenen Geschichte, sie treten hinter sachliche Beschreibungen zurück und gewinnen, außer bei Renate, nicht genügend Kontur, um als Charaktere hervorzutreten. Das scheint auch nicht beabsichtigt, und liest man den Roman mit dieser Perspektive, ist er gelungen. Auch wenn die Leserin nicht erfährt, wer denn nun die Chefin der Chefin ist und ob das nicht doch die Freundin von Leila sein könnte, die diese seit einem Jahr ‚verschweigt‘, weil die Freundin nicht offen als Lesbe lebt.

Das Schöne an diesem Roman ist die Selbstverständlichkeit, mit der hier Lesbenalltag präsentiert wird. Eben nicht das Andere, das Fremde, sondern das Normale.

Es gibt viele stilistisch schöne Passagen, die das Talent der Autorin bezeugen. Vor allem die rückblickenden Erzählsequenzen, in denen das Leben von Frau Müller angedeutet wird, gefallen. Das lässt über die Debüt-Lücken und die Tatsache hinwegsehen, dass Pizza nur selten vorkommt und keine tragende Rolle spielt.

- Sandra Wöhe: Lass mich deine Pizza sein.  
Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2003.  
260 Seiten, 14,95 EUR.  
ISBN 3-89741-130-X

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6666](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6666) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Holocaust und jüdische Identität

---

## Jenseits der Identität

### Ein Sammelband widmet sich jüdischen Intellektuellen im 20. Jahrhundert

*Von Axel Schmitt*

Dietz Bering hat 1978 in seiner „Geschichte eines Schimpfwortes“ die Entstehung des Wortes „Die Intellektuellen“ auf die Dreyfus-Affäre datiert. Das Wort kam am Ende des 19. Jahrhunderts rasch von Frankreich nach Deutschland. Mit ihm verband man Bedeutungen wie abstrakt und instinktlos, antinational, dekadent. Vor allem aber wurde es, wie Thomas Sparr mehrfach zeigen konnte, ein Synonym für ‚Juden‘. Wer aber wen als Intellektuellen und damit als Juden bezeichnete, lässt sich nicht eindeutig ausmachen; die politische Rechte nannte die literarische Linke so, im Gegenzug rühmten sich konservative Schriftsteller, Intellektuelle zu sein. Der Begriff des Intellektuellen lässt um die Jahrhundertwende jede definatorische Trennschärfe vermissen; er gleicht in seiner, wie Bering es nennt, ideologischen Polysemie einem Mobile, das der politische Wind in unterschiedliche Richtungen bewegt. Der Analogisierung von Intellektuellen und Juden arbeitet um die Jahrhundertwende eine semantische Schwäche im Begriff des ‚Juden‘, des ‚Jüdischen‘ entgegen, Begriffe, die ganz Unterschiedliches bezeichnen konnten, deren Konnotationen willkürlich waren. Jacques Le Rider hat es für die Wiener Moderne gezeigt („Das Ende der Illusion. Zur Kritik der Moderne“, 1990) und Shulamith Volkov die grundlegende Begriffsverschiebung unter dem Titel „Die Erfindung des modernen Judentums“ (1991) dargestellt. Die Jahrhundertwende ist eine Ära begrifflicher Neuschöpfungen, rasch aufblühender Kunstworte, wetteifernder Bezeichnungen für Stile, Bauformen, Krankheiten, soziale Phänomene, technische Entdeckungen, die sich ebenso rasch verflüchtigen wie sie entstehen, eine „Zeit der anderen Auslegung“, wie Rilke sie prägnant in seinen „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ nannte.

Dreyfus wird auch in der Geschichte der jüdischen Selbstinterpretation seit der Jahrhundertwende zum entscheidenden Fixpunkt: Er war das Modell, nach dem man das Bild des modernen Juden schuf, als Fremdbild wie als Selbstbild. Anhand des Begriffs der ‚Intellektuellen‘ lässt sich die schwankende, unsichere, schließlich willkürliche Bedeutungszuschreibung erkennen, die dem Begriff von ‚Juden‘ und ‚Jüdischem‘ seit der Jahrhundertwende überhaupt widerfährt. Zu einem ähnlichen

## Holocaust und jüdische Identität

Befund gelangen die Beiträge des von Ariane Huml und Monika Rappenecker herausgegebenen Sammelbandes „Jüdische Intellektuelle im 20. Jahrhundert“, die ihren Fokus allerdings primär auf die Verarbeitung der Shoah legen. Wenn diese auch weiterhin eine äußerst wichtige, wenn nicht die zentrale Stellung der intellektuellen Auseinandersetzung vieler jüdischer Denker des 20. Jahrhunderts einnimmt, so ist doch das Ringen um den Erfolg einer gesellschaftlichen und künstlerischen Neuorientierung bereits vielfältig und oft eindrucksvoll zu erkennen, wie die beiden Herausgeberinnen in ihrer Einleitung unterstreichen. „Jenseits von ausgetretenen Pfaden ist nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues, selbstbewusstes europäisches, amerikanisches und israelisches Judentum entstanden, das ohne Zweifel nach wie vor behaftet ist mit allen Problemen, aber auch versehen mit allen Chancen, die sich aus dieser neuen Rolle ergeben haben und noch ergeben werden.“ In literatur- und kulturwissenschaftlichen Einzelstudien wird die Arbeit an der Shoah in Literatur, Musik, Malerei, Soziologie und Theologie im Blick auf das jüdische Selbstverständnis zwischen Kaiserreich und NS-Diktatur und dessen Neubewertung in Emigration und Exil untersucht. Zentral für alle Beiträge ist die Frage nach dem Standort des jüdischen Denkens und Schreibens im Übergang zum 21. Jahrhundert. Gemeinsames Ergebnis ist die Feststellung, dass jüdische Identität niemals fest umrissen war und ist. Man sollte daher, wie es Ariane Huml und Monika Rappenecker einleitend betonen, „die schmerzhaften Folgen von Vertreibung und Exil jedoch nicht auf Kosten einer positiv verstandenen Weiterentwicklung des jüdischen Intellektualitätsbegriffs beschönigen oder verwässern. Die mögliche Freiheit von Juden und Nicht-Juden liegt im beispielhaften Umgang mit eben dieser Freiheit auf der Basis des jeweils vorhandenen intellektuellen Fundaments.“ Dieses intellektuelle Fundament, das zeigt die Geschichte der Engführung des Begriffs der ‚Intellektuellen‘ mit jüdischem Denken, bedarf – je nach historischem Kontext – unterschiedlicher Materialien und ist keineswegs so stabil wie gerne suggeriert wird.

- Ariane Huml (Hg.), Monika Rappenecker (Hg.): Jüdische Intellektuelle im 20. Jahrhundert. Literatur- und kulturgeschichtliche Studien. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2003. 296 Seiten, 29,80 EUR. ISBN 3-8260-2310-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6685](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6685) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# „Heiliger Holocaust“

## Stefan Krankenhagen untersucht primäre und sekundäre Darstellungen von Auschwitz

*Von Axel Schmitt*

„Heute von Juden zu erzählen, heißt für einen jüdischen Autor [...] immer auch vom Holocaust zu erzählen, und das bestimmt nicht bloß deshalb, weil der mißglückte Versuch der Nazis, die europäische Judenheit zu vernichten, mindestens so viele Menschenleben gekostet hat wie er dramatische Begebenheiten und unglaubliche Abenteuer hervorbrachte – und somit also ungezählte literarische Vorlagen, deren dramaturgische Kraft darin liegt, daß in ihnen die Bösen immer als besonders böse auftreten, die Guten als besonders gut, und wenn aber nicht, die Konflikte, von denen es zu berichten gibt, erst recht spannend und bestürzend sind.“ Worauf der leidenschaftliche Kosmopolit Maxim Biller in seinem Essay „Geschichte schreiben“ (in „Deutschbuch“, München 2001) mit feiner Polemik hinweist, dürfte mittlerweile einer gesicherten Erkenntnis weichen: In gegenwärtigen Debatten dienen Darstellungen von Auschwitz immer seltener als Auslöser einer aufklärenden Beschäftigung mit der Shoah. Nicht selten verursachen sie Unbehagen ihrer Quantität und Unsicherheit ihrer moralischen Integrität wegen. Vielfach ist gar ein Überdruß angesichts vermeintlich immer wiederkehrender Argumente und Polemiken spürbar, etwa wenn Biller von dem Fetisch-Charakter der Shoah spricht: „Das Holocaust-Trauma als Mutter eines endlich gefundenen deutschen Nationalbewusstseins? Was sonst! Was sonst als diese unglaubliche, unerhörte Tat – sowie ein noch nie dagewesener Weltkrieg – schenkte diesem seit Jahrhunderten geographisch, geistig und mental uneinigen, unfertigen Volk von einem Tag auf den andern den großen nationalen Topos, den Schlüsselbegriff, der alle, egal ob Linke oder Rechte, Bayern oder Friesen, Aufklärer oder Romantiker, mit einer solchen Wucht und Gewalt zusammenband wie kein Goethestück, kein Hambacher Fest, keine Bismarckverordnung vorher. Und darum also lieben die Deutschen den Holocaust so – vor allem die, die immer wieder sagen, daß sie von ihm nichts mehr hören wollen.“ „Genervt“ von den „endlosen Bewältigungsarien“ der Deutschen, davon, dass kein öffentliches Gespräch ohne Auschwitz möglich scheint, genervt vor allem davon, dass diese Auseinandersetzungen zu keinem benennbaren Ergebnis führen, sich nur im Kreis zu drehen scheinen, will Biller, wie er weiter versichert, „trotzdem darüber reden“.

Die Gleichzeitigkeit, mit der Biller auf der einen Seite seine Sättigung hinsichtlich des „Heiligen Holocaust“ formuliert, den vielfältigen, sich selbst fortzeugenden Kommentaren zur Gegenwart der Vergangenheit von Auschwitz eine weitere Fußnote hinzuzufügen, und auf der anderen Seite seine Bereitschaft anzeigt, dieses

letztlich doch zu tun, ist symptomatisch für die gegenwärtige Diskussion um die Darstellbarkeit bzw. die unterschiedlichen, sich selbst potenzierenden Darstellungsformen von Auschwitz. Die Shoah ist zu einem in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen und Diskursen applizierbaren Zeichen geworden, dessen „Bedingung des *Sekundären*, der Pluralität, der künstlerischen Konstruktion und der medialen Vermittlung“ (Köppen/Scherpe) auf einer wissenschaftlichen Meta-Ebene bereits ausgiebig reflektiert werden. Stefan Krankenhagen untersucht in seiner Hildesheimer Dissertation gegenwärtige und vergangene Darstellungsformen von Auschwitz im Kontext der über fünfzigjährigen Auseinandersetzung mit dem Thema, wobei den Fokus seiner Analyse nicht mehr die Frage bildet, „*ob* eine Darstellung möglich ist, nicht mehr *wie* sie geschieht [...], sondern *daß* eine Darstellung von Auschwitz massenhaft vorhanden ist“. Die bei Biller zu beobachtende Gleichzeitigkeit von Überdruss und Kontinuität, von immer differenzierteren und gleich bleibend polemischen Argumenten leitet Krankenhagen aus der Beobachtung ab, dass „es die Quantität und Heterogenität der Darstellung von Auschwitz ist, die zum Auslöser akademischer und öffentlicher Beschäftigung mit dem Holocaust geworden ist“.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Notwendigkeit, in Bezug auf die Rede von der Undarstellbarkeit der Shoah zwei grundsätzliche Perspektiven zu benennen: „die Perspektive einer primären Darstellung von Auschwitz und die einer sekundären Darstellung von Auschwitz“. Als „primäre Darstellungsformen“ von Auschwitz bezeichnet Krankenhagen Darstellungen von Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. „Sie sind Ausdruck einer Erfahrung, die durch überlieferte Beschreibungsmuster nicht erfaßt werden konnte. Die Problematisierung der Darstellbarkeit dieser Erfahrung ist Ausdruck der Schwierigkeit, etwas zu bezeichnen, wofür keine Begriffe adäquat erscheinen.“ Der davon abgegrenzte Begriff der „sekundären Darstellung“ ist unverzichtbar für eine Analyse gegenwärtiger Darstellungen der Shoah. „Er bezeichnet die Darstellungsformen derjenigen, die nicht in den Vernichtungslagern waren. Diese Darstellungen sind Ausdruck der Erfahrung, die das Wissen um Auschwitz ausgelöst hat.“ Entscheidend ist nun die Annahme, dass auf der Ebene der sekundären Darstellungen die Rede von der Undarstellbarkeit von Auschwitz immer bereits auch eine Konstruktion der Shoah ist. „Die Künstler, die auf eine Undarstellbarkeit des Holocaust rekurren, setzen auf Distanz schaffende, indirekte Darstellungsmuster: auf inkohärente und entpersonalisierte Erzählstrukturen, die sich der nachträglichen Sinnzuschreibung verweigern sollen. Weil die Vergangenheit der Vernichtung als nicht-darstellbar dargestellt wird, hält sich die gegenwärtige Erkenntnis in einem Zustand rezeptiver Unabgeschlossenheit. Die Rede von der Undarstellbarkeit des Holocaust behauptet, daß die kritische Auseinandersetzung mit Auschwitz nicht abzuschließen ist.“

Krankenhagen beschäftigt sich ausschließlich mit sekundären Darstellungen der Shoah, indem er nicht noch einmal sich der Debatte verschreibt, ob Auschwitz darstellbar ist oder nicht, sondern indem er fragt, was es heißt, Auschwitz als ein darstellbares oder ein undarstellbares Ereignis darzustellen. Er geht davon aus, dass die heute drängenden Fragen – etwa nach einer authentischen Darstellung, nach der Instrumentalisierung der Opfer oder der grundsätzlichen Problematisierung der Darstellbarkeit – aus ihrer Entwicklungsgeschichte heraus verstanden werden müssen. Ohne diese Geschichte lückenlos und detailgenau rekonstruieren zu wollen, handelt Krankenhagens Untersuchung von ästhetischen Positionen, die unser Verständnis von Auschwitz nachhaltig geprägt haben. Ausgangspunkt der Analyse ist das so genannte ‚Diktum‘ Theodor W. Adornos, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben, sei barbarisch, und dessen Rezeption durch Schriftsteller der sechziger und siebziger Jahre. Als Beispiel für die anhaltende Wirksamkeit der Überlegungen Adornos wählt Krankenhagen die Theatertrilogie „Festung“ von Rainald Goetz, die sich selbst als eine sekundäre Darstellung von Auschwitz reflektiert. Im Zentrum des zweiten Teils stehen ästhetische Positionen einer Darstellung von Auschwitz, deren Formensprache sich von der Problematisierung der Darstellbarkeit grundsätzlich abwenden: Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“ (1994), das United States Memorial Museum in Washington und Daniel Jonah Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ (1998). Nach Krankenhagen zeichnen sich diese Darstellungen durch eine „Kombination primärer und sekundärer Darstellungsmodi“ aus. „Zeitzeugenberichte, dokumentarische Informationen und tradierte Zeichen des Holocaust werden durch die Formensprache aktualisiert, die sich mit Perspektivwechseln, Charakterstudien und einem darstellerischen Spiel von Distanz und Nähe an einem Formenkanon zeitgenössischer Gewaltdarstellungen orientiert.“ Der abschließende dritte Teil widmet sich der Beschreibung der öffentlichen bundesdeutschen Debatten der letzten Jahre über den eigenen Umgang mit der Shoah als eine Reaktion auf die amerikanischen Darstellungsmodelle.

Krankenhagens kenntnisreiche Analysen laufen darauf hinaus, auch die massenmediale Vermittlung der Shoah übergreifend als eine Darstellungsform zu deuten: „als zeitbedingten Ausdruck dafür, daß Auschwitz vergessen wird“. Sein abschließendes Plädoyer für einen Umgang mit der Shoah, „der dieses Vergessen nicht ideologisiert, sondern als eine ästhetische Anforderung an die eigene Form der Darstellung aufnimmt“, lässt sich durchaus mit Billers Frage, „warum einer wie ich beim Schreiben immer wieder fast intuitiv auf den Holocaust zusteuert“, vergleichen. Billers Antwort hierauf gleicht einer Reformulierung von Adornos ‚Diktum‘ unter veränderten Vorzeichen. In seinem Essay „Geschichte schreiben“ vermerkt Biller: „[E]igentlich ist es nicht der Holocaust selbst, der mich interessiert und bewegt, sondern vielmehr das, was er mit den Menschen, egal ob Täter oder

Opfer, gemacht hat und weiterhin macht, vor allem aber mit ihren Nachkommen. Ja, richtig, mit ihren Nachkommen. Es kann meine Generation nämlich noch so sehr nerven und anöden, es kann uns noch so lästig sein – und doch ist es so, daß alles, was wir heute schreiben und denken und tun, daß also alles, was uns politisch und intellektuell beschäftigt, ein Echo auf die schrecklichste aller schrecklichen Zeiten ist. Unsere Mütter und Väter sind aus ihr hervorgegangen, klar, und darum sind auch wir die Kinder jener Zeit.“

- Stefan Krankenhagen: *Auschwitz darstellen. Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser.* Böhlau Verlag, Köln 2001. 284 Seiten, 29,90 EUR. ISBN 3-412-04701-5

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6708](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6708) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Mörderische Karrieren**

### **Über Andrej Angricks Werk „Besatzungspolitik und Massenmord“**

*Von Jan Süsselbeck*

Über keine historische Epoche ist so viel geschrieben worden, wie über den Zweiten Weltkrieg. Dennoch sind die Lücken in der Erforschung des zentralen Verbrechens dieses Krieges, der Vernichtung der europäischen Juden, immens. Die persönlichen Schicksale der Opfer und die konkreten Beweggründe der Täter wurden in der Geschichtswissenschaft oft nur schemenhaft skizziert. Sie verschwanden lange hinter der funktionalistischen These einer „kumulativen Radikalisierung“ der Massenmorde (Hans Mommsen). Demnach sollte die „Endlösung der Judenfrage“ den komplexen Machtstrukturen des nationalsozialistischen Staates entspringen sein: Der größte Genozid der Weltgeschichte sei keinem Masterplan gefolgt, sondern vielmehr schrittweise improvisiert worden.

Andrej Angricks Studie über die Einsatzgruppe D rückt dagegen die Sozialprofile der Täter in den Fokus der Untersuchung. Die Bedeutung der alten Forschungskontroverse zwischen Funktionalisten und Intentionalisten verliert dabei, wie auch schon in Peter Longerichs umfassender Gesamtdarstellung „Politik der Vernichtung“ (1998), zusehends an Bedeutung. Angrick entlarvt das Vorhandensein eines gesetzgebenden „Endlösungsbefehls“ von „ganz oben“ als Entlastungslüge der Täter. So machte der längstamtierende Anführer der Einsatzgruppe D, Otto Ohlendorf, diese Behauptung zum Kern seiner



Verteidigungsstrategie in den Nürnberger Prozessen. Während der geschickte Taktiker Ohlendorf entgegen seiner Erwartungen zuletzt dennoch als einer der wenigen zum Tode verurteilt und 1951 in Landsberg hingerichtet wurde, kamen die meisten seiner Kollegen und Untergebenen straffrei davon und machten in der Bundesrepublik unbehelligt Karriere.

Angricks Studie erinnert daran, dass es entscheidungsmächtige Individuen waren, die es bewusst in Kauf genommen hatten, zu Organisatoren und Ausführern der Massenmorde zu werden, um in der NS-Hierarchie aufzusteigen. Ihre ehrgeizige und dadurch immer radikalere Auslegung der „Sicherheitsbestimmungen“ und des „Kommissarbefehls“ zur Eliminierung „suspekter Elemente“ im rückwärtigen Frontgebiet des Russlandfeldzuges genügte vollkommen, um die Vernichtungsaktionen eskalieren zu lassen.

zukam. Schnell wurde jedoch klar, dass ihr Hauptziel die totale Vernichtung aller Juden im Einsatzgebiet war. Von Kleinbürgern, biederen Polizisten, Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg bis hin zu promovierten Wissenschaftlern, Juristen und anderen zielstrebigem Karrieristen reichte das Sozialprofil der Männer, die sich an den Verbrechen beteiligten. In einem selbstverfassten Gedicht ließ ein Angehöriger des Polizeireservebataillons 9 den Einsatz an einem Kameradschaftsabend im Januar 1942 Revue passieren: „So tobt der Kampf an allen Fronten / Wir waren überall dabei / Und zeigten gerne was wir konnten / Und nicht ein Einzger schoß vorbei.“

Angricks Stil ist nüchtern. Die unüberwindbare Kluft zwischen den vom Historiker sachlich darzustellenden Ereignissen und der Monströsität der Verbrechen, deren angemessene sprachliche Vermittlung unmöglich erscheint, zeigt sich hier deutlich. Der berühmte Historiker Saul Friedländer schrieb zu diesem Dilemma einmal: „Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Der Historiker kann nicht anders vorgehen [...]. Die beschriebenen Ereignisse sind es, die ungewöhnlich sind, nicht das Vorgehen des Historikers. Wir stoßen mit unseren sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten an eine Grenze. Andere haben wir nicht.“

Der Leser erschauert dennoch, wenn er verfolgt, wie bruchlos die Metamorphose „ganz normaler Männer“ zu Massenmördern offenbar erfolgen konnte – und wie bizarr es anmutet, ihre Taten auf hunderten von Seiten in sich zunehmend verfestigenden, immergleichen Abläufen lesen zu müssen. Die Mitglieder der Einsatzgruppe D brachte zur „Befriedung“ der Besatzungsterritorien in der Ukraine, auf der Krim und im Kaukasus nicht allein Juden, sondern schlicht so gut wie jeden um, der ihnen in irgendeiner Weise ‚supekt‘ erschien. Der „Vernichtungsdrang, als Kriegsnotwendigkeit begründet, richtete sich auch gegen Menschen, die nach den antisemitischen Mordkriterien zunächst überlebt hätten, die aber als Wanderer, also „Asoziale“, galten, gegen Zigeuner, die a priori „verdächtig“ erschienen, oder Personen, die über zuviel Lebensmittel verfügten und dadurch zu „Hamsterern“ wurden“, erläutert Angrick.

Kommunisten und versprengte Soldaten der Roten Armee, die von der Truppe aufgegriffen oder in eroberten Dörfern angetroffen wurden, mussten sicher mit ihrer Erschießung oder Ermordung in den berüchtigten „Gaswagen“ rechnen. Genauso wie „Intelligenzler“, Akademiker, verschiedene Funktionsträger, so genanntes „Großstadtgesindel“ oder hilflose Frauen und Kinder zweifelhafter „rassischer Herkunft“. Kranke und nicht arbeitsfähige Menschen gehörten ebenso zu den „unerwünschten Elementen“, wie angebliche „Partisanen“ und wurden „entsprechend behandelt“.

Angrick weist nach, dass selbstverständlich auch für die SS-Täter das Recht bestand, verbrecherische Befehle zu verweigern und sich vom Dienst an der Erschießungsgrube abstellen zu lassen. Dennoch sind solche Fälle so gut wie nie

vorgekommen. Angricks Schlussfolgerung ist simpel und naheliegend: Ernsthafte Gewissenskonflikte scheinen bei dem Gros der Mörder überhaupt nicht bestanden zu haben. Die in den wenigen Nachkriegsprozessen geäußerten Befürchtungen der Angeklagten, wonach sie bestraft worden wären, wenn sie ihre Befehle verweigert hätten, erweisen sich vor dem Hintergrund der von Angrick ausgewerteten Quellen als haltlose Schutzbehauptungen.

In Folge der alltäglichen Massenerschießungen kam es partiell zu psychischen Problemen bei einzelnen Tätern, die sie nach Kriegsende skrupellos dazu zu nutzen verstanden, sich selbst zu Opfern zu stilisieren. Es kam zu so genannten „Ostkollern“ und Alkoholexzessen, die die „Manneszucht“ der Formationen ins Ungleichgewicht brachten. Auch berichtet Angrick von einem Täter, der 1962 vor Gericht aussagte, er sei nach einer Erschießung in einen hysterischen Streit mit dem Verwaltungschef seiner Einsatzgruppe geraten, weil dieser in den Exekutionspausen Blutwurst in Dosen als Mittagessen ausgeteilt habe – nur eine von vielen geradezu schmerzhaft absurden Szenen, auf die man in der Studie immer wieder stößt.

Die von Angrick ausgewerteten Dokumente legen nahe, dass viele SS-Männer sogar besonderen Gefallen daran fanden, „Herr über Leben und Tod“ zu sein. „Du meinst wohl, du kämst jetzt gleich dran; aber da mußt du noch etwas warten“, sagte etwa SS-Rottenführer Hunze, eigentlich Koch seines Kommandos, zu einem Juden, der apathisch neben seinen erschossenen Familienmitgliedern am Rande der Grube auf den „Gnadenschuss“ wartete. Hunze, überhaupt nicht zum Morden verpflichtet, wollte sich das „Ereignis“ einer solchen Erschießung nicht entgehen lassen und tötete den Mann zuletzt.

„Nach der Exekution, als die Grube voller Leichen war, kehrte Hunze mit blutbesudelter Küchenkleidung an seinen Arbeitsplatz zurück“, schreibt Angrick lapidar. Zumindest eines begreift man nach der Lektüre dieses Buchs: dass es in letzter Konsequenz immer noch deutsche Menschen waren, die ihre Opfer umbrachten, und nicht Strukturen.

- Andrej Angrick: Besatzungspolitik und Massenmord. Die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion 1941/1943.  
Verlag Hamburger Edition, Hamburg 2003.  
796 Seiten, 40,00 EUR.  
ISBN 3-930908-91-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6712](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6712) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Film und Gedächtnis

### Waltraud Mende über mediale Inszenierungen des Holocaust

*Von Jens Romahn*

Ein Symposium zur Konstruktion von Geschichtsbildern im Umgang mit dem Holocaust im internationalen Film gab den Anlass für den vorliegenden Sammelband und den darin versammelten Beiträgen der Referenten. Die Verbrechen des Holocaust sind immer wieder insbesondere von philosophischer Seite her thematisiert worden (Adorno, Ahrendt, Lanzmann, Lyotard, Stiegler, Kramer, Tholen). Auschwitz hatte eine epochale Wunde zurückgelassen, das Geschichtskontinuum mit einer unrettbaren Zäsur versehen. Und der philosophische Widerstreit wurde zum Beleg dafür, dass es keine erzählbare Konstruktion für das Sagen der Ereignisse um die Shoah geben könne. Trotz der behaupteten ästhetischen Aporie, die jeder Versuch der Darstellung des eigentlich Undarstellbaren in sich berge, gingen sowohl der Film als auch die Literatur zahlreiche Wege, um die Verbrechen des Holocausts dennoch zu „übertragen“.

Der Lyriker Paul Celan ‚umging‘ diese Referenzlosigkeit der radikalen Negativität des Undarstellbaren und wählte für die Markierung des Leides der jüdischen Opfer eine Figur des Umweges, den Meridian, als Form literarischen ‚Eingedenkens‘, die einen imaginären Verbindungsring zwischen den vielen Opfern schuf und damit eine ganz eigene Möglichkeit zur Vergewisserung des unendlichen Leides des jüdischen Volkes und letztlich auch des eigenen Selbst bot. Welche Mittel der Übertragungen der unvorstellbaren Greuel hat der Film? Claude Lanzmann, Regisseur des neuneinhalbstündigen „Shoah-Projektes“ entwickelte eine filmische Spurensuche im Dialog mit Überlebenden des Holocausts, die ganz ohne den Rückgriff auf die Bilder des Grauens auskam. Trotz des Verdiktes vom Bilderverbot, dessen prominenter Fürsprecher Lanzmann war, kam es zu filmischen Bearbeitungen, die ebenso entschieden auf eine Abbildung der Ikonographie des Grauens setzten. Manchmal mit der Konsequenz, dass gerade jene Filmbilder zum Stolperstein für die kollektive Auseinandersetzung wurden, nicht selten mit der Folge der Wucht der unterbliebenen Bearbeitung. Welche Wege gingen die Authentisierungsstrategien filmischer Repräsentationen des Holocausts noch, welche wirkten sich wie auf die kulturelle Erinnerung aus, welche konkurrierten miteinander und welche anderen mussten sich dem Verdacht aussetzen, stärker als andere Genres die Holocaust-Darstellung zu behindern? Diese verschiedenen Wege der Filmindustrie nachzuzeichnen könnte man als wesentlichen Impuls des vorliegenden Buchbandes wiedererkennen: Esther Dischereit, jüdische Autorin der zweiten Generation, weiß um die Schwierigkeit in der Erinnerungspraxis und kennzeichnet die bundesdeutsche Realität in dem

Kontakt zum Jüdischen so „als sei dem Deutschen ein kollektiver Patient zugewachsen, dessen Krankheit noch gesucht – zögernd ertastet werde“. Der Filmwissenschaftler Thomas Elsaesser sprach an anderer Stelle im Hinblick auf die Filme Alexander Kluges von einer „Präsenz der Absenz“, einer verborgenen aber wirksamen Gegenwart der Judenvernichtung in der westdeutschen Gesellschaft.

Der anzuzeigende Sammelband erinnert an „Nuit et Brouillard“ von Charles Resnais, der neben „Shoah“ Maßstäbe setzte für die Selbstreflexion und die Selbstbeschränkung filmischer Annäherungen an die Shoah. Ein Film, der ein großes Aktivierungspotenzial für die damalige „kollektive Stimmungslage“ mit sich führte. Es wurden Aufnahmen gezeigt, die zunächst nur der historischen Registrierung dienen sollten (Planiertrauben beim Transport von Leichenbergen), der Zuschauer blieb minutenlang den Wirkungen der Bilder überlassen, für die kontrapunktische Komposition der Filmmusik setzte Hanns Eisler Strophen des Deutschlandliedes verfremdend ein. Unter den sich anschließenden Spielfilmproduktionen, als Vorläufer ist an „Holocaust“ zu erinnern und jüngst an „Schindlers Liste“ veränderte sich die Auseinandersetzung mit der Shoah gänzlich: Auschwitz trat in diesen als „docu-dramen“ inszenierten filmischen Bearbeitungen des Holocaust als Synonym für die „vollendete Sinnlosigkeit“ zunehmend zurück. Ebenso die bis dato sehr anspruchsvolle und notwendige Diskussion über filmische Holocaust-Repräsentationen, sie schien zuweilen umgestoßen, auf jeden Fall war sie aber in eine neue Phase gekommen. Das Verschwinden von Auschwitz (Clausen) wurde befürchtet, wann immer man von der „Illusion allseitiger Kommunizierbarkeit“ ausging. „Schindlers Liste“ von 1993 hatte einen ersten Anteil daran: Die Identifikation mit der Figur Oskar Schindlers in Deutschland war so groß, dass die Diskussion um „Angemessenheit“ und um Darstellbarkeit der Geschichte kaum noch einen Niederschlag in der bundesdeutschen Gesellschaft hatte. Ein weiteres Zeichen dafür, dass die bemühten Versuche einer öffentlich ritualisierten Erinnerung des Holocausts in Deutschland immer wieder in Fehlleistungen umschlug. Anders bei den frühen Nachkriegsproduktionen wie die Fernsehproduktion „Ein Tag. Bericht aus einem deutschen Konzentrationslager“ von Egon Monk, die 1978 ausgestrahlte US-amerikanische Spielfilmproduktion „Holocaust“ und der 1984 gesendete Dokumentarfilm „Der Prozess“ von Eberhard Fechner: Diese Filmproduktionen waren noch enger an den Kontext des Themenbereiches Holocaust gebunden und einer „Ethik der Genauigkeit“ verpflichtet. So war es auch mit einer Produktion Artur Brauners, der Film „Zeugin aus der Hölle“, der noch vor dem Frankfurter Auschwitz-Prozess abgedreht wurde, schien bereits vieles aus dem Prozessgeschehen vorwegzunehmen. „Schindlers Liste“ und „Aimee und Jaguar“ schufen filmische Identifikationsangebote ganz anderer Art (Waltraud Wende), in ihnen wurde der Holocaust zunehmend für eine spannende Kinogeschichte melodramatisch instrumentalisiert, aus individuell-privaten Geschichten sollte kollektive

Geschichte produziert werden. Wieder wird die Frage virulent, ob der Holocaust mit den Erzählmustern des Unterhaltungskinos überhaupt adäquat darstellbar ist oder ob es andere Formen filmischer Repräsentationen des Unvorstellbaren gibt oder gar geben müsse. Das Drama um die Familie Weiss in „Holocaust“ inszenierte wie in der antiken Tragödie das Einander-Verfehlen und unternahm den Spagat zwischen Familiengeschichte und dem Holocaust im Ganzen. Georg Michael Schulz, der die Gefahr einer „Sakralisierung von Auschwitz“ durch ein zu starkes Bilderverbot bzw. Schweigegebot sieht, geht der Frage nach, inwieweit solche Spielfilmstrategien sich in das kollektive Gedächtnis einschreiben können in dem Bemühen, das kollektive Bildreservoir verantwortungsbewusst fortzuschreiben. Viele Nachgeborene leben seither unter den „Bedingungen des Sekundären, so Schulz. Die filmischen Bearbeitungen der 90er Jahre gingen soweit, das sie typischen Requisiten bis hin zur Animation von Schlüsselbildern wie etwa in „Chicken Run“ verfremdeten, der das etablierte Zeichensystem der KZ-Darstellung für einen Trickfilm überschrieb. Roberto Benigni verarbeitete in „Das Leben ist schön“ den Holocaust in einem bis dato tabuierten Genre für die Holocaust-Bearbeitung, der Filmkomödie. Der Film inszenierte die Tradition des jüdischen Witzes auf, Slapstickeinlagen, Verwechslungs- und Verfolgungsjagden erinnern an den Stil der Komödien Ernst Lubitschs, auch an das Motiv der die Schrecken erleichternden Lügen wie man es aus „Jakob der Lügner“ kennt. Das Zuschauererleben sollte sich im eigenen Wissen um den weiteren Verlauf der Geschichte intensivieren. Joan Kristin Bleicher und Anthonya Visser bewerten die Funktion der Genreübertretungen in ihren Beiträgen nochmals vor dem Hintergrund, dass die Inhalte und die Last des kollektiven Gedächtnisses im Wissen um den Holocaust für die kommenden Generationen zunehmend „schwierig nacherlebbar“ sind. Vor dem Hintergrund, dass der „Pakt des Schweigens“ noch heute Täter und Opfer ungewollt eint, da viele Überlebende noch heute mit der Last eines „Holocaust-Lebensgeheimnisses“ leben, thematisieren beide Autorinnen die Gefahr des gefährlichen Sonderwegs von der „Entsorgung der Geschichte der Lager“. Als die dritte Holocaust-Komödie mit der Bearbeitung von „Jakob der Lügner“ nach dem Drehbuch von Peter Kassovitz Ende der 90er Jahre in die Kinos kam wollte man in gewisser Weise nicht mehr hinter die Leitfigur eines Oskar Schindler zurückfallen, zumal die Geschichte „bearbeitet“ schien. Während „Schindlers Liste“ weite Teile des Publikums begeisterte, verstieß die filmische Adaption des gleichnamigen Romans von Jurek Becker weite Teile seines Publikums, auch Organe der Filmkritik reagierten im Sinne einer Nationalisierung des deutschen Films. Inwieweit konnten sich mit dieser Verfilmung alte Traumata, unverarbeitete Schuld und Kränkung erneut in die bundesdeutsche Gesellschaft einschreiben und inwieweit provozierte „Schindlers Liste“ möglicherweise eine „illegitime Einschreibung“ ins kulturelle Gedächtnis? Franziska Meyer geht diesen Fragen nach und verdeutlicht, wie

wichtig es sein kann in der Konkurrenz um die Erinnerung auch von einer nationalen Perspektive auf den Holocaust zu sprechen. Diese Nationalisierung des deutschen Films fällt fast unbemerkt mit der Abwehr einer „allzu“ faschistischen Vergangenheit zusammen. Ewout von Knaap schaut in seinem Beitrag nochmals auf die tiefen Spuren, die „Nuit et Brouillard“ von Resnais in der deutschen Nachkriegsgesellschaft noch vor „Holocaust“ hinterlassen hat. Zeitgenössische Farbaufnahmen der Orte, an denen früher Lager waren, zeigen das Überwuchern der Orte des Grauens durch die Natur und werden zum Symbol des Ausradierens. Der Film endet mit einer Massenbestattung, aus dem Off die Stimme Paul Celans, der die unvorstellbare leidvolle Dimension gemahnte („Wird das Leben, wird der Alltag, die Gefangenen wiedererkennen“?). Der Kommentar gegen Ende spricht von der industriellen Verwertung der Leichen, die Stimme aus dem Offschweigt 90 Sekunden lang angesichts einiger Bilder, die bis an die Grenze des Zumutbaren gingen, noch einmal der Kommentar: „es werde unaufhörlich geschrien, doch niemand höre hin“. Karl Prümm interpretiert den „programmatischen Detailrealismus“ in „Ein Tag. Bericht aus einem Konzentrationslager 1939“ von Egon Monk aus dem Jahre 1965 als den Versuch der Aporie des Undarstellbaren „durch ein unsichtbares Verfahren der Zuspitzung“ eine Art „aktualisierte Erinnerung“ entgegenzuhalten: „gerade durch die kluge Beschränkung auf die kleine Form wird das KZ als System der Ausgrenzung und Vernichtung der Gegner sichtbar gemacht“. Ein Film, der zeigt, wie das „Unvorstellbare funktionierte“ und für damalige Fernsehspiele eher untypisch eine „Strategie der Nähe“ für die Kameraeinstellung wählte. Für die Konstruktion von Erinnerung war dies ein maßgeblicher Eingriff und ein Schritt über die reine „memoria-Funktion“ hinaus hin zu einer „entdeckenden Erinnerung“, historische Bilddokumente und Zeugnisse des Schreckens (Berge von Brillen, Kleidern und Koffern der Opfer) sollten nicht lediglich zu Metonymien verselbständigen. Knut Hickethier belebt die Erinnerung an einen Film, der die direkte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Holocaust wählte: „Der Prozess“ von Eberhard Fechner, der 1984 vom NDR ausgestrahlt wurde und der den von 1975 bis 1981 in Düsseldorf geführten Majdanek-Prozess gegen 15 Angeklagte mit 370 Zeugen begleitete. Ein Interviewfilm, der nicht im Gerichtssaal stattfand und weder reine Dokumentation war noch fiktionalen Charakter besaß. Fechner befragte bis zu drei Stunden an bis zu fünf Tagen, bei den Angeklagten bis zu zehn Tagen und sah von einem Kommentar ab, so bestand diese Produktion nahezu ausschließlich aus Figurenrede, viele Themen wurden so von mehreren Stimmen dargestellt, der Zuschauer bemerkte kaum Brüche zwischen den Sprechenden. Hickethier: „Es ist immer wieder erstaunlich, wie wortreich und beredt die Angeklagten über ihre Tätigkeiten im Lager berichten. [...] Bei den Tätern besteht offenbar eine Art Sprechzwang, ein Rechtfertigungsbedürfnis, gerade auch deshalb, weil die Angeklagten keine eigene Schuld eingestehen wollen“. In

## **Holocaust und jüdische Identität**

weiteren Beiträgen geht Frank von Free der Erinnerungskultur im polnischen Film zwischen 1945 und 1963 nach, Lars Koch erinnert an das Fernsehbild der Wehrmacht gegen Ende der 50er Jahre, das entfernt von einer Schuldtopologie lediglich die „individuelle Fähigkeit zum entsetzten Blick“ belebte, Hanno Loewy erörtert den Kinostart von „Anne Frank“, lange bevor Auschwitz zum Synonym der Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes werden konnte. Manuel Köppen schließt den Band mit einem instruktiven Aufsatz über die Konkurrenz der Medien um die Erinnerung ab mit der Beobachtung, dass die persönliche Erinnerung allmählich durch kulturelle Formen der Erinnerung ihre Ablösung herhält. Köppen spricht von der „Erinnerungspolitik“ der 90er Jahre (Mahnmal, Goldhagen-Debatte, Verbrechen der Wehrmacht, Friedenspreisrede Martin Walsers) und führt dem Leser vor, dass sich inzwischen regelrecht verschiedene Praxen der Diskurse um die Erinnerung nationalsozialistischer Verbrechen ausgebildet haben.

- Waltraud Wende (Hg.): Geschichte im Film. Mediale Inszenierungen des Holocaust und kulturelles Gedächtnis.  
J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 2002.  
331 Seiten, 29,90 EUR.  
ISBN 3-476-45308-1

**[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6686](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6686) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang**



## Am liebsten einen Harem

### Konstanze Fliedl gibt eine Essay- und Aufsatzsammlung renommierter Schnitzler-Forscher heraus

*Von Rolf Löchel*

Zu den Phantasien, denen sich zahlreiche Männer gerne hingeben, gehört es sicherlich, Herr über einen mit schönen und stets willigen Frauen bestückten Harem zu sein. Auch Arthur Schnitzler hing dieser Phantasie gerne an. „Sag ich mir die Wahrheit: das liebste wär mir ein Harem; und ich möchte weiter gar nicht gestört sein“, gestand er sich ein. Ausgegraben wurde das Zitat von Evelyne Polt-Heinzl, die es ihrem Aufsatz über Liebesbriefe in Schnitzlers Leben und Werk als treffendes Motto voranstellt. Ihr anregender Text findet sich in einer von Konstanze Fliedl herausgegebenen Essay- und Aufsatzsammlung renommierter Schnitzler-Forscher, die Wirken und Wirkung des Wiener Autors im 20. Jahrhundert beleuchtet. Denn, so die Herausgeberin, Schnitzlers Texte seien von „ungeminderte[r] Brisanz“.

Gotthart Wunberg, der anhand einiger Texte Schnitzlers das Verhältnis von Kultur- und Literaturwissenschaft austariert, findet in Schnitzlers Œuvre gar „ein Organon ohnegleichen“. So bedienen sich zahlreiche seiner Werke wie etwa die Novelle „Andreas Thameyers letzter Brief“ der Kontextualisierung. Diese aber sei „das genuin kulturwissenschaftliche Verfahren“ – man beachte den bestimmten Artikel. Kontextualisierung, so erklärt Wunberg, heiße nichts anderes als „der Provenienznachweis der in den fiktionalen Texten aufgehobenen Diskurse“. Im Wort „aufgehoben“ scheint Hegelsche Dialektik anzuklingen. Doch zielt Wunberg auf etwas anderes als der Autor der „Phänomenologie des Geistes“, dem der Terminus ein zweidimensionaler Begriff von besonderer philosophischer Dignität war. Davon, dass „genuine Diskurse“ in fiktionalen Texten auf einer höheren Ebene bewahrt werden, ist bei Wunberg nicht die Rede. Worum es ihm geht, ist „Diskurseinheiten“ in literarischen Texten ausfindig zu machen, „sie mit den genuinen Diskursen zu verknüpfen und auf diese Weise Kontextualisierung zu ermöglichen“. Ein Verfahren, für das er den Neologismus „Hetero-Topik“ prägt.

In weiteren Beiträgen wird die Freundschaft zwischen Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal (Guiseppe Farese) oder Ludwig Tiecks „Gestiefelter Kater“ als Vorlage für Schnitzlers Marionettenspiel „Zum großen Wurstel“ (Barbara Surowska) beleuchtet. W. E. Yates meldet Zweifel gegenüber der Sprachkrise als

„vermeintliche[m] Symptom der Moderne“ an und konstatiert, dass Schnitzler „sich im Allgemeinen weniger für die Sprache an sich als für Psychologie, Motivation, Handeln“ interessiert habe. Jacques Le Rider widmet sich hingegen „Arthur Schnitzlers Identitätskrise während des Ersten Weltkriegs“. Doch handelt es sich bei dem Beitrag des Pariser Professors für Kulturgeschichte deutschsprachiger Länder über weite Teile weniger um einen Aufsatz als vielmehr um eine – durchaus interessante – Zitate-Sammlung zu Schnitzlers Auseinandersetzung mit dem in diesem Zeitraum virulenten Wiener Antisemitismus. Alfred Dopplers Interesse wiederum gilt den Frauengestalten in Arthur Schnitzlers Schauspiel „Der einsame Weg“ und in der Tragikomödie „Das weite Land“, wobei er zu der für Schnitzlers Gesamtwerk nicht sonderlich innovativen Erkenntnis gelangt, dass die „ruinöse Ordnung der Männer“ und die „von patriarchalischen Vorstellungen geprägte Männermoral“ die Frauen zugrunde richten.

Elsbeth Dangel-Pelloquins Interesse gilt einem verwandten Thema. In ihrem aufschlussreichen Aufsatz untersucht sie „Figuren der Scham“ und zeigt auf, wie – auch – bei Schnitzler der ‚weiblichen‘ und passiven Scham die ‚männliche‘ und zur aktiven Tätigkeit leitende Schmach kontrastiert wird: „Wo das eine selbstverschuldet erlebt wird und als übermächtiges Gefühl das betroffene Subjekt im Innern überwältigt, wird das andere von außen zugefügt und man kann sich dagegen zur Wehr setzen.“ Besonders instruktiv sind Dangel-Pelloquins Überlegungen zur „Inszenierung männlicher Scham“ in den beiden Novellen „Casanovas Heimfahrt“ und „Spiel im Morgengrauen“, wiewohl es zutreffender wäre von „Inszenierung der Scham bei männlichen Figuren“ zu sprechen. Dessen ungeachtet stellt Dangel-Pelloquin zu Recht eine „verblüffende Übereinstimmung“ dieser Inszenierungen mit den „Signaturen des Weiblichen“ fest. Schnitzler entwerfe in den beschämten Figuren Casanova in „Casanovas Heimfahrt“ und Willi Kasda in „Spiel im Morgengrauen“ eine „Choreographie“, welche die beide Figuren „ins Weibliche kippen“ lasse, bis ihnen die „Rückkehr in männliche Positionen und Requisiten“ bei der Überwindung der Scham helfe. Die Scham der weiblichen Figur Beate in der Novelle „Frau Beate und ihr Sohn“ verlange hingegen auch dann noch nach der „Todesstrafe“, „wenn sie schon in der Schamsituation selbst gebüßt wurde“. Nicht recht deutlich wird allerdings, worin der Unterschied zwischen dem Suizid Beates und demjenigen Willis liegt, der es der männlichen Figur ermöglicht, seine Männlichkeit wieder herzustellen, während der Suizid der weiblichen Figur deren – ‚weibliche‘ – Opferrolle unterstreicht. Sollte der Unterschied darin begründet sein, dass Willi sich dem männlichen Ritual, der Konvention gemäß tötet, während Beate – ‚ganz Weib‘ – ins Wasser geht? Recht überzeugend klingt das nicht. Und vermutlich sieht Dangel-Pelloquin den Unterschied auch in etwas anderem begründet. Diese Begründung aber hätte von ihr herausgearbeitet werden müssen.

Natürlich darf in einem Band über Arthur Schnitzler dessen Verhältnis zur Psychoanalyse nicht fehlen. So gelten ihm auch drei der Beiträge. Michael Worbs widmet sich Sigmund Freuds etwas ambivalentem Glückwunschs Schreiben zu Schnitzlers 60. Geburtstag, Horst Thomé nimmt „die Beobachtbarkeit des Psychischen“ bei beiden Autoren in den Blick und Michael Rohrwasser stellt das „Einfluss-Modell“ in Frage. Das „Bild vom Einfluss“ entpuppe sich als „Element einer Selbstdarstellung“, die mit „Abgrenzungen“ und „Konkurrenzen“ zu tun habe, so Rohrwasser. Es sei vor allem darum „problematisch“, weil das, was mit ihm „suggeriert“ werde, „methodisch kaum reflektiert“ sei. Zudem filtere es „andere Stimmen“, die auf Schnitzlers literarisches Schaffen einwirkten, heraus und reduziere deren Vielfalt auf nur eine „Quelle“.

Der letzte, von dem – wie er sich selbst beschreibt – „leidenschaftliche[n] Feuilletonist[en]“ Franz Schuh verfasste Beitrag sprengt den „Rahmen der Gelehrsamkeit“ eines Symposiums und stellt mit gelegentlich leicht satirischem Zungenschlag eine Reihe provokativer, unterhaltsamer und doch auch gelehrter „Behauptungen über den ‚Schnitzlerismus‘“ auf.

- Konstanze Fliedl (Hg.): Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert. Picus Verlag, Wien 2003. 384 Seiten, 21,90 EUR. ISBN 3-85452-469-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6720](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6720) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Worte, die vor Dingen stehen**

### **Alice Bolterauer reflektiert über die literarische Selbstreflexion der Wiener Moderne**

*Von Rolf Löchel*

Im Jahre 1898 reflektierte der Wiener Erzähler und Dramatiker Hans Sittenberger in seiner theoretischen Schrift „Das dramatische Schaffen in Österreich“ über „[d]ie moderne Wiener Schule“. Mehr als hundert Jahre später, 2003, reflektiert die Wiener Literaturwissenschaftlerin Alice Bolterauer nun „[d]ie literarische Selbstreflexion der Wiener Moderne“. Ein weites Feld, denn bekanntlich war Sittenberger nicht der Einzige, der sich seinem literarischen Wirken und dessen Entstehungs- und Möglichkeitsbedingungen selbstreflexiv zuwandte. Vielmehr war die Selbstreflexivität, wie Bolterauer zeigt, gerade eines der Merkmale der literarischen Moderne, zumal der Wiener. Die literarische Selbstreflexion, so Bolterauers These, sei ein „voraussetzungsvolle[r], integrative[r] Bestandteil des literarischen Schaffens“ der Wiener Moderne gewesen, da die literarische

Selbstreflexion deren literarisches Schaffen „nicht nur begleitet und kommentiert, sondern es – in seinen ästhetischen und poetologischen Grundlegungen – erst ermöglicht“ habe. Erst im Bewusstsein ihrer Kontingenz und ihrer Notwendigkeit, „sich in permanenter Selbstreflexion immer neu zu entwerfen“, erweise sie sich als ‚modern‘. Die Kunst der Moderne, so betont Bolterauer, sei eine des „Reflektieren-Müssens“ gewesen, ein Sachverhalt der in der bisherigen Forschungsliteratur vernachlässigt worden sei. Eine Gemeinsamkeit drei lokaler Ausformungen der literarischen Moderne im deutschsprachigen Raum sei die „Fokussierung auf die Frage nach der Kunst“ gewesen. Doch macht sie auch Unterschiede zwischen deren verschiedenen Ausprägungen aus.

Während sich Bolterauer zufolge die Wiener Moderne von der Berliner darin unterschied, dass diejenige der deutschen Metropole für Naturalismus und Sozialkritik stand, diejenige der Österreichischen Hauptstadt hingegen auf Impressionismus und „Nervenkunst“ setzte, bleibt ihre Unterscheidung zwischen Wiener und Münchner Moderne eher vage und erfolgt nur implizit über die spezifisch österreichischen Motive, Themen und Problemstellungen der Wiener Moderne.

Anhand „einiger weniger, exemplarisch ausgewählter Essays“, insbesondere einer Reihe von frühen Aufsätzen Hofmannsthals und Rilkes, analysiert die Autorin die „explosiv auftretende Selbstreflexion des eigenen Schreibens“ von Wiener Autoren, in dem sie das „angestrengte Bemühen“ um eine Literatur entdeckt, die sich „mit zeitgenössischen Intellektuellenstandards“ messen lassen könne. Ein „Kompensationsversuch“, hinter dem sich, etwa bei Musil und Broch, der Wunsch verberge „Literatur als Ergänzung oder als Überbietung der den exakten Wissenschaften möglichen Erkenntnispotentiale zu präsentieren“.

Mit der Selbstreflexion, der Wahrnehmungs- und Erkenntniskrise sowie mit dem ‚unrettbaren Ich‘ in engem Zusammenhang stand die Sprachkrise, die in Hofmannsthals „Chandos-Brief“ ihren wohl prominentesten Ausdruck fand, und folglich auch einen der Mittelpunkte der vorliegenden Arbeit bildet. Wie bereits so manche vor ihr konstatiert auch Bolterauer, dass die Literatur der Wiener Moderne in der Reflexion auf die Grenzen der Sprache „ihr großes Thema und zugleich ihr großes Ärgernis“ gefunden habe. „[V]or die Dinge“, klagte Hofmannsthal in einer kleinen Rezension, „haben sich die Worte gestellt“.

Ein weiterer Mittelpunkt von Bolterauers Studie bildet die Autonomie der modernen Kunst, welche die Autorin mit deren Selbstreflexion engführt. Beide seien „untrennbar“. Zumal für die Literatur der Wiener Moderne sei die Vorstellung autonomer Kunst zentral. Die Autonomie der Literatur bestehe nun „in der Spezifik ihrer Materialität, in der Eigengesetzlichkeit ihrer Verfahren und in der Eigenständigkeit ihrer Wirkung“, wobei Autonomie „das sich selbst genügende Wort“ meine.

Mit der bemerkenswerten Differenziertheit ihrer ästhetisch-literarischen Selbstreflexion und der Radikalität ihres Wissens um ihre autonome Verfasstheit, so Bolterauers Fazit, scheine die Wiener Moderne „einen Großteil der postmodernen Ästhetik-Diskussion durchaus vorwegzunehmen“.

- Alice Bolterauer: Selbstvorstellung. Die literarische Selbstreflexion der Wiener Moderne.  
Rombach Verlag, Freiburg 2003.  
183 Seiten, 34,00 EUR.  
ISBN 3-7930-9357-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6719](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6719) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Präzision und Nonchalance

### Klaus Weimars „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“ neu aufgelegt

*Von Florian Gelzer*

Die „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“ des an der Universität Zürich lehrenden Germanisten Klaus Weimar, 1989 zum ersten Mal erschienen, ist in einer broschiierten, unveränderten Ausgabe neu aufgelegt worden. Das Buch kann hier kaum angemessen vorgestellt werden: Zum einen verbieten sein Umfang und seine Informationsdichte eine allzu verknappte Darstellung; zudem ist es schon seit langem zu einem – wenn nicht *dem* – Standardwerk zur Geschichte der Germanistik vor 1900 geworden, das durch später erschienene Arbeiten (etwa von Christoph König, Eberhard Lämmert, Rainer Rosenberg, Jürgen Fohrmann oder Wilhelm Voßkamp) wohl ergänzt, aber keinesfalls abgelöst worden ist. Im Folgenden sollen daher anlässlich der Neuauflage der „Geschichte“ lediglich einige Randbemerkungen zu deren Methode angebracht werden, die zu weiteren grundsätzlichen Überlegungen anregen mögen.

Weimars Fachgeschichte verfolgt einen sehr eigenwilligen Ansatz. Dies wird besonders deutlich, wenn man sie mit früheren Versuchen, die Geschichte der Germanistik zurückzuverfolgen, vergleicht, etwa mit dem rund zwei Jahrzehnte zuvor aus dem berühmten Münchner Germanistentag von 1966 hervorgegangenen Sammelband „Germanistik – eine deutsche Wissenschaft“ (1967). Die dort versammelten Aufsätze von Eberhart Lämmert, Walther Killy und anderen standen, wie auch weitere Publikationen zur Geschichte des Faches aus den sechziger Jahren, ganz im Zeichen politischer Fragestellungen. Geschichte der Germanistik bedeutete in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in erster Linie die Aufarbeitung der von der Germanistik seit dem 19. Jahrhundert hervorge-

brachten Ideologie sowie die Untersuchung der historischen Ursachen für die Ideologie-Anfälligkeit des Faches, welche die Verbindung von Germanistik und Nationalsozialismus möglich machte (diese „Selbstbesichtigungen“ der Germanistik sind in jüngster Zeit ihrerseits bereits wieder Gegenstand der Forschung geworden). Mit diesen früheren Arbeiten und ihrem kritisch-politischen Impetus hat die Studie Weimars ebenso wenig gemein wie mit den später erschienenen Überblicksdarstellungen wie etwa Jost Hermands bekannter „Geschichte der Germanistik“ (1994) – und dies nicht nur, weil der von ihm untersuchte Zeitraum nur bis etwa 1900 reicht. Weimar verzichtet vollständig auf eine Auseinandersetzung mit den damals vorliegenden ‚linken‘ Versuchen einer kritischen Fachgeschichte und lässt sich auch kaum auf die bisherige Forschungsliteratur zum Thema ein. Diese hatte er, sozusagen in einem vorweggenommenen Apparat, bereits in einem umfangreichen Forschungsbericht in der „Deutschen Vierteljahresschrift“ (50/1976) eingehend diskutiert. Die „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“ ist also das Werk *eines* Forschers und nicht (wie das bei ihren Vorgängern oft der Fall war) das Ergebnis der Recherchen eines Kollektivs oder einer Arbeitsgruppe. So naturgemäß wie programmatisch widerspiegelt sie deshalb die subjektive, manchmal idiosynkratische Sicht ihres Autors. Der eigenwillige Charakter der Studie wird schon allein daraus deutlich, dass Weimar sie überhaupt nicht in der bisherigen Forschungstradition verortet, sondern als Hommage an einen polnischen Germanisten verstanden wissen möchte: an den Warschauer Ordinarius Zygmunt Lempicki (1886–1943) und dessen „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ (1920), auf die Weimar mit dem Titel seines Buches ja bereits unmissverständlich anspielt.

Will man die Herangehensweise Weimars besser verstehen, ist ein Blick auf eine seiner früheren Publikationen aufschlussreich. 1980 veröffentlichte er die brillante (und leider vergriffene) „Enzyklopädie der Literaturwissenschaft“, einen der originellsten Versuche einer Systematik der literaturwissenschaftlichen Arbeit. Dabei handelt es sich dem Autor zufolge nicht um ein „Surrogat für Anfänger“, sondern um nichts Geringeres als das Vorhaben, „die Wissenschaft selbst zu präsentieren“ (§ 12), und zwar in der Tradition einzelwissenschaftlicher Enzyklopädien. In dieser „Enzyklopädie“ wird eine grundsätzliche Unterscheidung getroffen, die dann auch für das vorliegende Buch von zentraler Wichtigkeit zu sein scheint: Der literarische Text ist sowohl Produkt des Schreibers als auch Objekt des Lesers. Gemeint ist, dass ein Text einerseits stets zwei getrennten Situationen zugehört (Schreiber und Leser sind nicht gleichzeitig), selbst aber von „situationsunabhängiger Dauer“ ist (Leser und Text sind gleichzeitig). Erst durch interpretative Arbeit, so Weimar, wird ein Text mit seiner Bedeutung und seinem Sinn historisch (§ 337). Dieser Gedanke vom Doppelcharakter der Literatur hat nun schwerwiegende Folgen: Literaturgeschichte etwa will Weimar in der „Enzyklopädie“ nicht als Geschichte literarischer Texte oder ihrer Autoren verstanden wissen, sondern als Geschichte

des literarischen Schreibens, welcher die Interpretation der Texte vorangehen müsse. „Das wissenschaftliche Begreifen der Literaturgeschichte ist Interpretation zweiten Grades“ (§ 386): „Interpretation nämlich verschiedener Schreibarten, die ihrerseits Ergebnisse von Textinterpretation sind.“ Literaturgeschichte ist für Weimar also weder Gegenpol noch Alternative zur Textinterpretation. Im Gegenteil, sie ist sogar in besonderem Maße auf interpretative Arbeit angewiesen – gleich zweifach sogar, weil die von der Literaturgeschichte zu interpretierenden Texte durch Interpretation allererst historisiert werden müssen. Das Ideal der Literaturwissenschaft besteht nun offenbar darin, diesem Doppelcharakter der literarischen Texte gerecht zu werden und die – unabdingbare – hermeneutische Arbeit offenzulegen und nachvollziehbar zu machen. Es wird sich zeigen, dass Weimar in der „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“ implizit nach historischen Realisierungen dieses Idealbildes sucht.

Das skizzierte Grundproblem des doppelten Charakters des literarischen Textes wird in der „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“ immer wieder thematisiert. Für Weimar ist die Geschichte der Literaturwissenschaft im Grunde eine Geschichte der verschiedenen Sichtweisen von Literatur (Wird der literarische Text als Schreiberprodukt oder als Leserobjekt betrachtet?). So entsteht keine Fachgeschichte im herkömmlichen Sinn, keine Aufstellung großer Namen oder Auflistung von Institutsgründungen. Ausgegangen wird vielmehr von ganz grundsätzlichen Fragestellungen: Wie sind die (noch heute gültigen) ‚Komponenten‘ der deutschen Literaturwissenschaft überhaupt zusammengekommen? Das heißt: Seit wann gibt es deutsche Literatur als Gegenstand an der Universität; einen Lehrbetrieb in deutscher (und nicht mehr lateinischer) Sprache; die Institutionalisierung in Form eigener Professuren; eine generelle Ausbildung mit Studiengängen und Prüfungsordnungen? Und als Leitfaden durchzieht die Frage nach der jeweiligen Sicht auf die literarischen Texte den historischen Abriss. Weimar erzählt also nicht von den großen Taten und ‚Eroberungen‘ der Urväter des Faches – etwa Karl Lachmanns, Jacob Grimms, Moritz Haupts, Wilhelm Wackernagels oder Wilhelm Diltheys –, sondern erforscht in akribischer Kleinarbeit die Vorlesungsverzeichnisse der deutschsprachigen Universitäten von der Mitte des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und wertet verschiedenste, zum Teil entlegenste Publikationen aus diesem Zeitraum aus, die sich auf irgendeine Weise mit deutscher Literatur befassen. Es liegt ihm daran, zu zeigen, auf welche Weise und mit welchen Erkenntnisinteressen „deutsche Literaturwissenschaft“ *avant la lettre* betrieben wurde, bevor sich am Ende des 19. Jahrhunderts – der Name Wilhelm Scherers steht bei Weimar beispielhaft für diesen Abschluss – das ganze Fach in seiner mehr oder weniger heute noch üblichen Form formiert hatte. Keine ‚Siegergeschichte‘ also, sondern eine gründliche Archäologie des Diskurses „Literaturwissenschaft“ – des institutionalisierten Sprechens über Literatur – wird betrieben, oder anders gesagt: eine Nachzeichnung der Verschiebungen im großen „Supertext Literaturwissen-

schaft“. (Eine ähnliche neue Richtung haben auch andere Arbeiten aus den achtziger Jahren zur Geschichte der Literaturwissenschaft eingeschlagen, etwa Jürgen Fohrmanns gleichzeitig mit Weimars Buch erschienene Studie zum „Projekt der deutschen Literaturgeschichte“.) Weimars Geschichte des Faches läßt sich nun auf zwei Weisen lesen – als Erzählung und als Handbuch: Zum einen wird auf rund 500 Seiten eine weit bis ins 18. und sogar 17. Jahrhundert zurückgreifende, gut lesbare Ur- und Frühgeschichte des Faches ausgebreitet. Zum anderen findet sich ‚unter dem Strich‘, in den 2256 Fußnoten nämlich, eine Fülle von Namen, Zahlen, Literaturhinweisen und anderen Daten aus teilweise raren und schwer zugänglichen Dokumenten. Ein nur an den großen Zusammenhängen interessierter Leser kann sie überschlagen; mit Hilfe des umfangreichen Registers jedoch wird das Buch zu einem nützlichen Nachschlagewerk, das nebst einem Anmerkungsapparat in zahlreichen Aufstellungen und Tabellen wertvolles statistisches Material liefert (etwa über Vorlesungen zu zeitgenössischen Texten im 18. Jahrhundert, Lektürekurse zum Nibelungenlied, Berufungen für Deutsche Philologie, die Etablierung Germanistischer Seminare u. v. m.). Es ist vor allem die Vielzahl hartnäckig recherchierter Detailstudien, aus denen die Vorliebe des Verfassers für Nebengeleise und bislang übersehene Namen deutlich wird, die ein zum Teil ganz neues Licht auf bestimmte Abschnitte der Fachgeschichte geworfen hat.

Aus Weimars Darstellung entsteht, anders als etwa aus Lempickis Studie, nicht das Bild eines kontinuierlichen Entwicklungsprozesses („von den Anfängen bis heute“) – dies wäre auch gar nicht im Interesse des Verfassers. Zum Vorschein kommt vielmehr eine ungemein verästelte und komplexe Geschichte des Diskurses „Literaturwissenschaft“, in der, wie sich zeigt, auch Zufälle, überraschende Konstellationen und philiströse Kleinkriege, vor allem aber viele unspektakuläre Transformationen und Verschiebungen im Gefüge der akademischen Institutionen den Weg zu einem eigenständigen Fachbereich säumen. Weimar beginnt mit der Geschichte des Deutschen als Universitäts- beziehungsweise Wissenschaftssprache (die dabei widerlegte Legende, dass Christian Thomasius als erster Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten habe, hält sich allerdings noch in neuesten Darstellungen). Im Weiteren geht es um die Geschichte der Deutschen Rhetorik, die 1730 mit sieben Professuren an deutschsprachigen Universitäten vertreten war. Mit dem allmählichen Niedergang der Rhetorik im 18. Jahrhundert sank auch der Bedarf nach entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten; Theoretiker wie Gottsched, Breitinger, Baumgarten, Sulzer oder Gellert haben Weimar zufolge alle auf je verschiedene Weise versucht, die „alte Sicherheit“ (die Integration von Schreiber und Leser) wiederzugewinnen: Aus der Rhetorik entwickelte sich die Ästhetik. Auf diese Transformationen, insbesondere bei Johann Georg Sulzer, legt Weimar großen Wert. Denn die beiden in der „Enzyklopädie“ geschiedenen Thematisierungsweisen von Literatur – als Schreiberprodukt und als Leserobjekt – seien zum ersten Mal von Sulzer getrennt voneinander behandelt worden. Damit seien aber Poetik



und Rhetorik (die „Schreiberseite“) als Wissenschaften aus dem Universitätssystem ausgeschieden und für die Theorie und die Kritik nurmehr Gegenstände der Betrachtung („Leserobjekte“) geblieben. Aus den „Schönen Wissenschaften“ ist die Ästhetik geworden, die „Theorie der schönen Wissenschaften“.

Sulzers Unterscheidung gilt Weimar deshalb als modern, weil sie die Eigenständigkeit literarischer Texte respektiert beziehungsweise voraussetzt. Die weitere Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur wird nun als Problemgeschichte formuliert, das heißt vor allem danach beurteilt, inwiefern dem besonderen Doppelcharakter der Literatur Rechnung getragen wird. Weimar skizziert unter anderem die weniger bekannte Geschichte der „Litterärhistorie“ (eines Christophorus Mylaeus oder Daniel Georg Morhof), welche die Systematik der Wissenschaften in eine fortlaufende Erzählung zu integrieren versucht. Mit zunehmender Spezialisierung seien aus diesen polyhistorischen Nachschlagewerken Propädeutiken einzelner Fächer mit Erzählungen von den ‚Schicksalen‘ der Wissenschaft selbst geworden. Dabei begann sich ein Problem abzuzeichnen, welches das Fach im ganzen 19. Jahrhundert begleiten sollte (und das schon in Weimars „Enzyklopädie“ diskutiert wurde): Wie verbindet man Aussagen über literarische Texte mit solchen über den Autor und die Entstehungszeit? Und vor allem: Wer ist das Subjekt der Literaturgeschichte – die Texte oder die Autoren?

s-

h-mt.

## **Literaturwissenschaft**

zur Beschäftigung mit Literatur unabdingbar dazugehört. Erst – beziehungsweise ausgerechnet – in den Arbeiten Wilhelm Scherers, des wichtigsten Repräsentanten des „literaturwissenschaftlichen Positivismus“, sieht Weimar die Integration des

pädie der Literaturwissenschaft“ neu aufzulegen, wäre allerdings ein etwas weniger hoher Preis als bei der vorliegenden Ausgabe wünschenswert.

- Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.  
UTB für Wissenschaft, Stuttgart 2003.  
512 Seiten, 32,90 EUR.  
ISBN 3-8252-8248-1

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6688](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6688) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **„Sein Werk ist nur eines des Einflusses...“**

### **Werner Hamachers Textsammlung vereint wegweisende Nietzschelektüren aus Frankreich**

*Von Stephan Günzel*

Bereits 1986 erschien im Verlag Ullstein zum ersten Mal die Anthologie „Nietzsche aus Frankreich“. Der Herausgeber Werner Hamacher reagierte damals auf die bereits seit vielen Jahren in Frankreich sich vollziehende ‚Nietzsche-Renaissance‘, im Zuge derer Deutschlands schwieriger Sohn – diesmal nicht wie 1889 als psychisches Wrack, sondern als intellektuell vitales Kraftzentrum – aus einem milderen Klima Europas reimportiert wurde. Das Gros der Texte geht auf die denkwürdige Nietzsche-Konferenz, „Nietzsche aujourd’hui“, in Cerisy-la-Salle im Juni 1972 zurück, auf der unter anderem Jacques Derrida seinen wirkungsmächtigen Vortrag über „Die Stile Nietzsches“ hielt, in dem nicht nur eine wegweisende poetologische Lektüre von Nietzsches ‚feminin‘-polysemantischem Schreibstil vorgelegt wurde, sondern implizit den auch in Frankreich noch grassierenden Ausläufern einer lebensphilosophisch imprägnierten Lesart des allzu Unzeitgemäßen eine Absage erteilt wurde. Wie erzählt wird, ärgerte sich der Nietzsche-Herausgeber Mazzino Montinari noch lange Zeit über seine Entscheidung, Nietzsches Notiz „Ich habe meinen Regenschirm vergessen“ in die Edition der Nachlassfragmente aufzunehmen: Derrida nämlich, dem dieser Satz ins Auge gesprungen war, befand, nicht nur dieser Satz – der bar eines Kontextes, nur durch Anführungszeichen in den Rang eines möglichen Zitats aus fremder Feder gehoben wurde – sei zu lesen wie eine Mannigfaltigkeit an Verweisen oder noch unbekanntem Bedeutungsschichtungen, sondern jeder Satz Nietzsches ist von nun an in solcher Vielstimmigkeit zu lesen. – Leider kam es nie dazu, dass sämtliche im Tagungsband abgedruckten Vorträge der spannungsreichen Konferenz nebst ihren Protokollen ins Deutsche übertragen wurden. Zwei weitere Texte der Tagung, von Eugen Fink und Jean-Michel Rey,

sind schon 1981 in Alfredo Guzzonis Band „90 Jahre philosophische Nietzsche-Rezeption“ erschienen.

Dieses Manko ist dem Sammelband jedoch nicht anzulasten. Schließlich will der Band ein Studien- und Dokumentationsbuch sein, das genau diejenigen Texte bringt, die insofern Rezeptionsgeschichte schrieben als sie „ein verändertes Verhalten zu Nietzsches Denken“ bewirkten. Die neue Ausgabe im Philo Verlag ist um drei Texte erweitert. Zu ihnen gehören ein Aufsatz aus der Feder Georges Batailles und zwei Texte von Michel Foucault: „Nietzsche, die Genealogie, die Historie“ von 1971 (Foucaults Hommage an den drei Jahre zuvor verstorbenen Lehrer Hyppolite) war bereits bei Guzzoni veröffentlicht. Neu hinzu gekommen ist der in den gesammelten „Schriften“ vor kurzem erstmals auf deutsch publizierte ‚Roundtable-Beitrag‘, „Nietzsche, Freud, Marx“, (bei Hamacher leider ohne Diskussion abgedruckt) den Foucault 1964 auf dem gleichfalls rezeptionsgeschichtsträchtigen Nietzsche-Kolloquium in Royaumont gehalten hatte. Dort war auch das Editionsprojekt von Colli und Montinari mit seiner französischen Ausgabe im Verlag Gallimard vorgestellt worden, welche die damaligen Herausgeber Gilles Deleuze (der das Kolloquium ausrichtete) und Michel Foucault verantworteten. Während Foucault einen dritten Weg zwischen rhetorischer und lebensphilosophischer Handhabe Nietzsches anbietet, indem er die Methode der ‚Genealogie‘ neben diejenige der Psychoanalyse und der (strukturalistisch verstandenen) Analyse der Produktionsmittel als grundlegend neue, antihermeneutische Formen der Interpretation stellt, ist Deleuze – trotz seiner später zusammen mit Félix Guattari im Jahr von Cerisy-la-Salle veröffentlichten Synthese von Marxismus und Psychoanalyse auf Nietzschescher Grundlage im „Anti-Ödipus“ – als Vertreter einer inhaltlich ausgerichteten Nietzschelektüre einzustufen, die sich im Gegensatz zu Derridas Interpretationen nur schwer aus dem Heideggerschen Bannkreis lösen kann. Jedoch stellt Deleuzes 72er Vortrag „Nomaden-Denken“ einem Meilenstein der französischen Nietzsche-Rezeption dar, auch und gerade, weil er zu einer anderen, mithin weniger erwünschten Haltung gegenüber Nietzsche beitrug. Vielleicht in Teilen naiv – oder vielmehr agitatorisch – ist er dennoch repräsentativer für die Stimmung nach der Revolte als die kühlen, theoretisierenden Texte Foucaults. Noch extremer fiel gar der Vortrag eines später nicht minder berühmten Mitglieds der Gruppe „Sozialismus oder Barbarei“, Jean-François Lyotard, mit seinen „Bemerkungen über die Wiederkehr und das Kapital“ aus – ein Pamphlet am Rande des Aufrufs zum Terrorismus, wie man heute wohl sagen würde. Beide Texte, die einen unmittelbaren Eindruck von Nietzsches Wirkung ‚auf der Strasse‘ vermitteln, fehlen in der Erst- wie in der Neuauflage der Anthologie von Hamacher. (Bis heute sind sie auf deutsch nur in Sammelbänden des Berliner Merve Verlag zugänglich.) Anders als in Frankreich kam es in Deutschland zu keinem antifaschistisch motivierten Enthusiasmus hinsichtlich Nietzsche. – Dies

ist nur verständlich und sicher auch nicht der größte Mangel des deutschen Rezeptionsverlaufs, ein Mangel der Anthologie ist es jedoch. Neben den fehlenden Protokollen ist es aber ihr einziger.

Dafür bekommt der Leser gleich nach Hamachers Einleitung den Text Batailles, „Nietzsche im Lichte des Marxismus“ zu lesen, der als Hebamme von Deleuzes und Lyotards Nietzscheverständnis gelten kann, jedoch aus heutiger Sicht geradezu zahm anmutet. Er entstammt einem Buchprojekt über ‚Nietzsche und der Kommunismus‘, an dem Bataille in den 50er Jahren arbeitete, das er aber nie fertig stellte. Anschließend sollten sie im dritten Band des ‚Verfehmten Teils‘ über ‚Die Souveränität‘ aufgehen, der ebenfalls unvollendet blieb. Als Einzelpublikation schon 1951 erschienen, erlaubt er einen Einblick in den Kern des Bataillschen Denkens der Souveränität, die er in Nietzsches Herrenmoral verwirklicht sieht, welche sich vor Affektionen durch die ressentimentgeleitete Moral der Sklaven mittels radikaler Selbstbeherrschung frei hält. „Niemand kann Nietzsche authentisch lesen, ohne Nietzsche zu ‚sein‘,“ lautet Batailles enigmatische Quintessenz. Er selbst folgte in seinem „Nietzsche-Memorandum“ (fertiggestellt 1944, publiziert 1945) diesem Credo, indem er 280 ausgewählte Aphorismen Nietzsches publizierte, in denen er seinen Nietzsche las. Dies kommt der Invertierung der Aussage gleich, die Hamacher eingangs zitiert: Der große Literat der frühen Nietzsche-Rezeption in Frankreich, André Gide, nämlich schrieb, dass Nietzsches Werk „nur eines des Einflusses sei“. So bringt Bataille die Wirkung Nietzsches zurück auf das Wirken seiner Texte in ihrer metaphorisch-aphoristischen, bis heute nicht gänzlich kategorisierbaren Ausdrucksform.

Immer wieder lesenswert ist dazu Pierre Klossowskis Vortrag am College de France 1957 über Nietzsches subversiven Humor und den Sinn der Parodie. Gleiches gilt für Maurice Blanchots Meditationen über fragmentarische Form und die Inhalt von Nietzsches Aphorismen. Schon in der Erstauflage waren auch die Texte der Straßburger Philosophen Philippe Lacoue-Labarthe und Jean-Luc Nancy enthalten, die abermals Nietzsches ‚Sprache‘ unter veränderten Vorzeichen in den Blick nehmen. Von Letzterem stammt der jüngste Beitrag der Anthologie. Nancys Einsatz steht für den mit der Edition der Basler Vorlesungen wichtig gewordenen Rückgriff auf Nietzsche als klassischer Philologen und Kenner der antiken Rhetorik. In seinem Züricher Vortrag von 1980 entdeckt Nancy im Hinweis auf die implizite Moralität der ‚Redlichkeit‘ eine Variante der Kritik am überkommenen Wahrheitsbegriff. Germanisten und Philosophen ist das qualitativ hochwertig und preislich akzeptable Taschenbuch restlos zu empfehlen.

- Werner Hamacher (Hg.): Nietzsche aus Frankreich. Essays von Georges Bataille, Maurice Blanchot, Jacques Derrida, Michel Foucault, Pierre Klossowski, Philippe Lacoue-Labarthe, Jean-Luc Nancy und Bernard Pautrat. Philo Verlagsgesellschaft, Berlin 2003.  
251 Seiten, 24,80 EUR.  
ISBN 3-8257-0309-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6698](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6698) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Von Mitarbeitern**

# **Literatur und Journalismus - herausgegeben von Bernd Blöbaum und Stefan Neuhaus**

Literatur und Journalismus haben gemeinsame Wurzeln. Die Werke von Schriftstellern und die Beiträge von Journalisten sind auf eine Öffentlichkeit gerichtet. Gemeinsamkeiten, Unterschiede und wechselseitige Beziehungen sowie Überschneidungen von Literatur und Journalismus sind nur zu einem Teil erforscht. Der Band stellt einige Aspekte des Verhältnisses aus literaturwissenschaftlicher und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive vor: Literatur und Journalismus als soziale Systeme, Literaturkritik, Journalistenbild in der Literatur, Fallstudien zu Kisch, Kästner, Kirchhoff und Handke, Heine sowie das Konzept des New Journalism und das Genre der Medienthriller.

Red.

*Anmerkung der Redaktion: literaturkritik.de rezensiert grundsätzlich nicht die Bücher von regelmäßigen Mitarbeiter / innen der Zeitschrift sowie Angehörigen der Universität Marburg. Deren Publikationen können hier jedoch gesondert vorgestellt werden.*

- Bernd Blöbaum, Stefan Neuhaus (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Westdeutscher Verlag 2003.  
341 Seiten, 34,90 EUR.  
ISBN 3-531-13850-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6726](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6726) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Variationen über ein altes, aber allzeit aktuelles Thema

### Jean-Claude Bolognes Versuch, eine Geschichte des Schamgefühls zu schreiben

*Von Alexandra Pontzen*

Was empfand die französische Königin Marie Antoinette, als sie während eines Levers längere Zeit im völlig entkleideten Zustand darauf warten musste, dass ihr das Hemd gereicht wurde? Dieser Dienst war das Vorrecht der ranghöchsten unter den anwesenden Hofdamen, und das zweimalige unvorhergesehene Eintreten jeweils ranghöherer Damen führte dazu, dass das Hemd durch mehr Hände als üblich ging, bevor es zur Königin gelangte. Dass sie daraufhin mit Unmut reagierte, ist bezeugt. Doch tat sie es, weil sie froh oder weil sie sich ihrer Nacktheit schämte? Letzteres hätte nicht der Fall zu sein brauchen: Die Etikette sah für König und Königin keine Intimsphäre vor, und ihre Nacktheit scheint nicht schambesetzt gewesen zu sein. Doch vielleicht hatte am Ende des 18. Jahrhunderts die Etikette ihre gefühlsprägende Kraft verloren und die Königin empfand bereits so etwas wie „bürgerliche“ Scham?

Während die Souveränität des absoluten Herrschers ihn sogar der Körperscham enthob, weckte die Nacktheit des Fleisch gewordenen Gottes peinliche Gefühle: Die Genitalien des gemarterten und gekreuzigten Christus waren weitgehend tabu. Der faltenreiche Lendenschurz, das perizonium, war selbstverständlicher Bestandteil der Kreuzigungs-Darstellungen. Wie peinlich der Gedanke an das Geschlechtsorgan Christi im Laufe der Zeit wurde, zeigt der Umgang mit den heiligen Präputien, d. h. den Reliquien, die einst als Vorhaut des beschnittenen Jesuskindes verehrt wurden. Sie fielen der Verschwiegenheit anheim.

Welche Unterwäsche trugen Tänzer und Tänzerinnen, um den Anblick intimer Körperteile zu verwehren bzw. zu ersparen? Das Publikum und mehr noch die gesellschaftliche oder staatliche Instanz, welche glaubte, über seine Moral wachen zu müssen, waren zeitweise so prüde, dass nicht nur die freizügige Zurschaustellung körperlicher Reize Anstoß erregte, sondern man selbst die Wörter für die entsprechenden Körperteile mied und ähnlich klingenden Vokabeln auswich – eine Homonymenfurcht, die besonders den Historikern der französischen Sprache vertraut ist.

Man könnte lange fortfahren, derartige Details aus der von Bologne ausgebreiteten beeindruckenden Materialfülle zu referieren. Sie sind unterhaltsam und werfen Schlaglichter auf sitten- und mentalitätsgeschichtliche Befindlichkeiten. Nichtsdestoweniger ist die Lektüre auf die Dauer unbefriedigend; denn die Einzelheiten werden nicht in eine gedanklich stringente Beziehung zueinander gebracht. Die Arbeit reiht Variationen über ein altes, aber allzeit aktuelles Thema aneinander und verliert sich dabei im Vielerlei. Der Untertitel sollte nicht täuschen: Chronologie allein ergibt noch keine Geschichte. Außerdem verheddert sich der chronologische Leitfaden zu oft, weil die Mentalitätsgeschichte nicht nur geradlinig, sondern auch zyklisch verläuft. Der Versuch, zwischen den einzelnen Kapiteln eine plausible Verbindung herzustellen, gelingt bestenfalls ansatzweise; innerhalb der Kapitel sind die Übergänge sprunghaft.

Die Mängel der Darstellung haben ihre Ursache nicht zuletzt in dem Fehlen einer tragfähigen allgemeinen These, von Theorie ganz zu schweigen. Zwar gibt es hin und wieder verallgemeinernde thesenähnliche Behauptungen, doch gelingt keine hinlängliche Verknüpfung mit dem Konkreten, und sie sind, was noch ärgerlicher ist, nicht frei von Faselei. Das gilt auch für die an und für sich begrüßenswerten Versuche, zwischen verschiedenen Arten des Schamgefühls zu differenzieren. Der Sinn mancher Sätze erschließt sich auch nach längerem Überdenken nicht. Vielleicht ist die Übersetzung mitverantwortlich. Sie macht insgesamt keinen guten Eindruck. Eine Stilblüte wie „Im 19. Jahrhundert steht das gemeinschaftliche Schlafzimmer gewissermaßen auf der Abschußliste.“ oder ein Komparativ wie „tief sitzendere Angst“ stimmen bedenklich. Ein aufmerksamer Lektor wäre vonnöten gewesen.

Die theoretische Unbekümmertheit, mit der Bologne sein Thema behandelt, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass er die Arbeiten von Norbert Elias unberücksichtigt lässt. Wer über die Geschichte von Peinlichkeitsempfindungen schreibt und sich dabei vorwiegend auf die französische Entwicklung vom Mittelalter zur Moderne bezieht, hätte Elias' „Prozeß der Zivilisation“ und seine „Höfische Gesellschaft“ zur Kenntnis nehmen müssen. Gleichfalls übergangen wird Hans Peter Duerrs „Mythos vom Zivilisationsprozeß“, dessen erste vier Bände beim Erscheinen von Bolognes Buch bereits vorlagen. Duerr ist zwar der theorieskeptische Antipode von Elias, aber vom ihm wäre zu lernen gewesen, dass kulturgeschichtliche Quellen nicht unkritisch gelesen werden dürfen. Der Quellenwert etwa dessen, was der Florentiner Humanist Poggio Bracciolini über den Besuch in einem Schweizer Bad schreibt, wird von Duerr weit niedriger veranschlagt als von Bologne. Überhaupt geht Bologne mit seinen Quellen großzügig um: Der Inhalt z. B. der zweiten der „Hundert Neuen Novellen“ muss zurecht gebogen werden, damit er passt. Manche Quellen bleiben im Dunkeln, sofern überhaupt aus Quellen gearbeitet wurde. Eher scheint Bologne bereits vorliegenden Arbeiten zu folgen, und die merklichen Qualitätsunterschiede



innerhalb seines Buchs dürften sich durch die Qualitätsunterschiede der von ihm konsultierten Literatur erklären.

Kein Zweifel, Bologne bietet viel Information; doch die Nonchalance, mit der er konzipiert und formuliert, weckt Zweifel an der Seriosität. Nichts gegen Populärwissenschaft; aber manche Formulierungen sind allzu flott und deswegen schief, wenn nicht gar falsch, und manche Witzeleien, zu denen das Thema verführt, allzu billig. Auch fragt man sich, was von der historischen Bildung eines Autors zu halten ist, der schreibt, dass Mme de Maintenon, eine „höchst gefährliche Prüde“, Frankreichs Thron bestiegen und Königin geworden sei. Ist das Ignoranz oder nur eine saloppe Art, die Bedeutung zu betonen, welche der geheimen Ehe Ludwigs XIV. mit seiner Mätresse für das moralische Klima am französischen Hof um 1700 zukommt?

Nahezu verstimmen kann das Urteil über Diderot: Im „Salon de 1765“ macht dieser einige abwertende Bemerkungen über die Person und die Bilder des Hofmalers Boucher, die, aus dem Kontext gelöst, nach kleinlicher Sexualmoral klingen könnten. Doch sie berechtigen keineswegs zu der Behauptung, dass Diderots „bürgerliches Empfinden an Prüderie“ grenze und er der „Prototyp jener tugendhaften und konformistischen Bürger, die die Revolution machen werden,“ gewesen sei. Andere Texte Diderots sprechen eine andere Sprache. Hier sei lediglich an den „Supplément au Voyage de Bougainville“ erinnert. Bereits der Untertitel bringt den für das Thema „Sexualscham“ entscheidenden Gesichtspunkt zur Sprache: „l'inconvénient d'attacher des idées morales à certaines actions physiques qui n'en comportent pas“. Wie zeitbedingt die Ansichten des Aufklärers auch sein mögen, verglichen mit seiner Konsequenz und Radikalität – Promiskuität wird mehr oder weniger empfohlen und selbst der Inzest gebilligt –, wirken Bolognes Ausführungen brav und konformistisch. Mehr implizit als explizit vertritt er das Ideal einer Mitte zwischen Prüderie und Schamlosigkeit. Das mag für die Praxis wünschenswert sein; doch es dient nicht der intellektuellen Schärfe, die notwendig ist, um die Problematik eines Gefühls zu erfassen, das im individuellen wie im sozialen Leben eine zentrale Rolle spielt.

- Jean Claude Bologne: Nacktheit und Prüderie. Eine Geschichte des Schamgefühls.  
Übersetzt aus dem Französischen von Rainer von Savigny und Thorsten Schmidt.  
Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 2001.  
480 Seiten, 49,90 EUR.  
ISBN 3-7400-1138-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6714](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6714) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Der kategorische Imperativ des Darwinismus

## Ellen Keys Erziehungskonzept

*Von Rolf Löchel*

Hedwig Dohm, die große alte Dame der Ersten Frauenbewegung, entdeckte in Ellen Keys 1902 erstmals in deutscher Übersetzung erschienenem Buch „Das Jahrhundert des Kindes“ „einige Ideen“, die ihr „aus der Seele gesprochen“ waren. Allerdings gestand sie, dass ihr nur ein „kurze[r] Auszug“ aus der Schrift bekannt ist. Es muss ein wirklich sehr kurzer gewesen sein, sonst hätte sie an dem Buch sicher ebenso wenig Gefallen gefunden wie an Keys vier Jahre zuvor erschienener Broschüre „Missbrauchte Frauenkraft“, die Dohm mit ihrer bekannten Scharfzüngigkeit kritisierte und die ihr immerhin Anlass genug war, Key den Antifeministinnen zuzurechnen.

Der Belz Verlag hat „Das Jahrhundert des Kindes“, eine Studiensammlung, die als Hauptwerk der schwedischen Pädagogin gilt, seit Anfang der 90er Jahre in mehreren Auflagen neu aufgelegt. Zwar ruft die Autorin das Jahrhundert des Kindes aus, dessen Wohl ihr zentrales Anliegen zu sein scheint – und noch heute wird das Buch von einigen wohlmeinende Rezipienten entsprechend gelesen –, doch letzten Endes ist das Kind für Key, die ein darwinistisches und biologistisches Entwicklungs- und Erziehungskonzept entwirft nur ein Mittel zum Zweck der „Veredelung der Rasse“. So sollen die Naturwissenschaften die Grundlagen nicht nur der Pädagogik sondern des gesellschaftlichen Zusammenlebens überhaupt bilden. Insbesondere müsse der Mensch „im Geiste“ der „Gesetze der natürlichen Auslese“ handeln. Dies bedeute zunächst einmal, zu verhindern, dass sich „der Verbrechertypus“ fortpflanzen kann, und sodann dafür Sorge zu tragen, „daß die mit erblichen physischen und psychischen Krankheiten Belasteten diese nicht einer Nachkommenschaft vererben“. Zur Begründung schickt sie einen „kategorischen Imperativ der Nerven und des Blutes“ ins Feld.

Ist das Kind letztlich Mittel zum Zweck der ‚Rassenveredelung‘, so ist die Frau Mittel zweiten Grades, nämlich Mittel zu dem Mittel Kind. Nicht nur Mütter, auch Frauen, „die sich die Mutterschaft als Möglichkeit denk[en]“, haben ganz im Dienst ihres möglichen Nachwuchses zu stehen und ihr Recht auf „individuelle Freiheit“ aufzugeben. Es sei nicht weniger als ein „Verbrechen“, wenn „das junge Weib“, und hier ist gar nicht mehr davon die Rede, ob es künftig Mutter sein will oder nicht, „seine Person freiwillig mißhandelt, sei es durch Übertreibung im Studieren oder im Sport, durch Schnüren oder Näscherei von Süßigkeiten und all den tausend anderen Unverbesserlichkeiten mit denen diese oft so einnehmenden Törrinnen sich an der Vorsehung der Natur versündigen“. Solchen „individuellen Freiheiten“, mit denen Frauen gegen die Natur freveln, stellt Key „die wirkliche

Freiheit der Frau“ entgegen, die in nichts anderem besteht als darin, „ihrer Natur folgen [zu] können“, also Kinder großziehen und der ‚Rassenveredlung‘ dienen zu können.

All dem kann man heute wohl schwerlich zustimmen. Und Hedwig Dohm hätte es vor 100 Jahren ganz sicher auch nicht getan.

- Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes. 5. Aufl.  
Vorwort von Sabine Andresen und Meike Baader.  
Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.  
Beltz Verlagsgruppe, Weinheim 2000.  
266 Seiten, 12,00 EUR.  
ISBN 3-407-22028-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6718](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6718) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Eingecremte Hintergründe

### Über Jim Avignons Werk „Welt und Wissen“

*Von Jan Süselbeck*

Das Ding sieht tatsächlich aus, wie ein dtv-Atlas. Roter Einband, innen mit zweiseitigem Schriftbild plus typischer Layout-Merkmale wie Fettungen, Namen in Kapitälchen und Zeilensprung. Vorne drauf steht dann auch noch großspurig „Band 1“ zu lesen. Aber das ist natürlich alles Fake, denn das gesamte Weltwissen passt hier tatsächlich auf knapp 180 Seiten. Weitere Bände wird es also wohl nie geben. Illustriert ist das Ganze mit vielen farbigen Bildern Jim Avignons und wartet mit einer Reihe von Artikeln zu den Lemmata „Anatomie“ bis „Wirtschaft“ auf, die alle möglichen Autorinnen und Autoren aus dem Dunstkreis des Berliner Verbrecher Verlages verfasst haben.

Das sind Satiren auf wissenschaftliche Texte, Lexikonartikel-Parodien oder auch nur nette Geschichtchen, die teils bloß mittelbar etwas mit dem behandelten Thema zu tun haben können und dem Unternehmen gerade so erst seinen charakteristischen Reiz vermitteln. Da stößt man etwa auf den Artikel „Mathematik“, den der Berliner Journalist und Schriftsteller Kolja Mensing verfasst hat. Hier wird die rätselhafte und traurig ausgehende Geschichte von Jago Twink erzählt, der sich bereits in der Grundschule ohne genaueres Wissen über das, was sich hinter dem Begriff überhaupt verbirgt, entscheidet, Mathematiker zu werden. Vor allem, um das Herz der unnahbar schönen Rosa Wiegenberg zu gewinnen. Das mit Rosa klappt in den folgenden Jahren irgendwie nicht so ganz, aber Jago dringt dafür immer tiefer in die Geheimnisse der Mathematik, nun ja,

ein: scheinen ihm diese doch auf dubiose Weise mit der geheimnisvollen Welt der Frauen in Zusammenhang zu stehen.

Eines bedeutungsschwangeren Tages raubt ihm eine massige russische Kommilitonin namens Ludmilla Wirakowskaja in der mathematischen Bibliothek der Uni brutal die Unschuld: „Wir müssen wohl von einem zweiten schicksalsträchtigen Wendepunkt in Jago Twinks Leben sprechen. Nachdem er sich im Anschluss an diesen abscheulichen Vorfall einige Wochen lang in seiner Kammer in die alte Logarithmentabelle versenkt hatte, die ihm schon früher in dunklen Momenten Trost gespendet hatte, löste er anschließend in kürzester Zeit mit fast aggressivem Eifer ein Problem, das bei Hadamards und Vallée-Poussins Beweis des Primzahlsatzes auffällig geworden war...“.

Und in dem Sound geht das dann weiter – wie es ausgeht, sollte man vielleicht besser selbst nachlesen. Dann kann man sich also hinsetzen und in Mußestunden immer wieder andächtig nach seinen Lieblingsartikeln in einem Buch suchen, das von der Welt zeigt, „was wir wissen und mehr“ (Klappentext). Ganz so, wie es einst Arno Schmidt emphatisch beschrieb: „– ich erinnere mich noch genau, wie er endlich die langersehnte, 32=bändige Dünndruckausgabe der *Encyclopaedia Britannica* von 1926 erhielt (und sie stand 2 Monate bei ihm auf dem Schreibtisch; ich fürchte, er hat während der ganzen Zeit nichts getan, als mit gefalteten Händen davor zu sitzen, und einzelne Lieblingsartikel nachzuschlagen: über das Buch Mormon; die Insel Tristan da Cunha; Horrox aus Hoole – der 1639 aus Versehen einen Venusdurchgang auf der Sonnenscheibe beobachtet hatte, und er konnte richtig *aufgeregt* werden, wenn er auf das Thema zu sprechen kam“.

Freilich lauten die Themen im Extrem-Digest „Welt und Wissen“ meist anders, nämlich viel lapidarer, weniger exotisch und oft auch viel weniger erotisch. Beispielsweise „Wirtschaft“, erklärt von den Autorinnen Ira Strübel und Kathrin Passig: „Börse: Nicht geheuer. Eine Menge Männer mit zu hohem Blutdruck und Schweißflecken unter dem Arm rufen eine Menge unverständliches Zeug und machen dazu eine Menge obszöner Gesten. Dann klingelt es, plötzlich liegt die Weltwirtschaft im Koma und am Schluss war's wieder keiner.“ Das ist einfach gut getroffen.

Nett ist beispielsweise auch der Beitrag zum Thema „Architektur“, von Fehmi Baumbach, der die weltbewegende Frage diskutiert, ob überhaupt „jemand in dem geschmacklos eingerichteten Haus von Michael Cretu auf Mallorca wohnen“ möchte? „Man könnte riesige Polterabende veranstalten und die unzähligen Porzellan-Tiger und goldenen Rokoko-Vasen zerdeppern. Michael Cretus unsympathisches Lächeln passt bestens zur Insel der debilen Eimersauger, Enigma und Sandra beseitigen die letzten Zweifel. Äußerlich gleicht Cretus Wohnsitz dem eingecremten Hintergrund auf Promofotos von Siegfried & Roy. Nein, nur der Wahnsinn treibt uns in solche Örtlichkeiten.“

Logischerweise ist nicht jeder Eintrag dieses ‚Lexikons‘ gleich lustig oder spannend, aber das ist ja in den ‚richtigen‘ Nachschlagewerken, sei es die „Encyklopaedia Britannica“, der gute alte „Pierer“ oder der schnöde „Brockhaus“, auch nicht anders. So rügen die Herausgeber ihren Beiträger Hartmut Richard Friedrich Ziegler im Autorenverzeichnis vorsichtshalber gleich selbst: „Seine erste Veröffentlichung (in diesem Band) verdient die Note Thema verfehlt, da er dtv-Atlas mit Was-ist-Was Buch verwechselt hat.“

Bleibt noch etwas zu den Bildern Jim Avignons zu sagen. Der gebürtige Tscheche absolvierte eine Ausbildung als Weichensteller laut Anhang nur halb, trieb sich in Frankreich herum und begann schließlich, in Avignon zu malen. „Schnell entwickelt er eine persönliche Handschrift, die ihn danach nie wieder verlässt“, stellt der Band den unscheinbaren Glatzkopf vor: „mit knappem Strich und knalligen Farben übersetzt er das Chaos des modernen Daseins in angriffslustige Bilder, in denen sich die Welt scheinbar ganz von selbst erklärt.“

In der Tat übt Avignons malerisches Schaffen in seiner bewusst forcierten Naivität eine ganz eigene Faszination auf den Betrachter aus. Avignons Kunst bewegt sich irgendwo zwischen Kindergarten, Comic-Mengenleere und Kapitalismuskritik. Damit das auch jeder kapiert, schreibt er es – meist auf Englisch – auch noch in großen knalligen Lettern in seine Bilder hinein.

Man mag davon halten, was man will – in „Welt und Wissen“ ergibt es zusammen mit dem krausen Sammelsurium verschiedenster Texte zu den alltäglichen Rätseln und Mysterien der spätkapitalistischen Gesellschaft eine gelungene Collage: Ist es Wissenschaftssparodie, ist es totaler Nonsense oder nicht doch auch alles einfach wahr? Der kunterbunte Band ist, das muss man sagen, einfach schön gemacht und regt immer wieder zum Blättern und Betrachten an. Wahlweise auf dem Klo oder im Studierzimmer.

- Jim Avignon: Welt und Wissen. Bilder und Geschichten.  
Verbrecherverlag Labisch & Sundermeier, Berlin 2003.  
160 Seiten, 14,00 EUR.  
ISBN 3-935843-16-x

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6644](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6644) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Brockhaus goes online**

### **Über die aktualisierte Version des Brockhaus für Windows – multimedial 2004 premium**

*Von Ute Eisinger*

Als Multimedia-Lexikon für ‚Anspruchsvolle‘ versteht sich der zuletzt aktualisierte und in Konsumententests mehrfach preisgekrönte Brockhaus, der mit einem leicht verständlichen Handbüchlein und einem Taschenbuch mit Quizfragen aus allen möglichen Wissensgebieten geliefert wird. Man kann ihn auf einer DVD oder 6 CD-ROMs für einen Bruchteil des Verkaufspreises der Buchausgabe erwerben und um einiges platzsparender in Reichweite des Arbeitsplatzes deponieren.

Eine Viertelmillion Artikel hält die mit neuem Material versehene Version parat, und dass die Querverweise elektronisch schneller einsehbar sind als durch Nachschlagen in mehreren gewichtigen Folianten, spricht freilich für eine solche Anschaffung. Allerdings nimmt, wer sich für ein digitalisiertes ‚Allbuch‘ entscheidet, statt der ruhigen Benutzeroberfläche eines auf Objektivität ausgerichteten Nachschlagewerks einen unübersichtlichen Bildschirm in Kauf. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass nicht alle möglichen Kombinationen des vom Anwender gewählten Informationspfads aufeinander abgestimmt sind, und das nimmt dem Brockhaus ein wenig die Illusion, Allgemeinwissen wäre kanonisierbar. Möglicherweise deshalb enthält die aktualisierte Ausgabe nun acht Schülerlexika mit Standardwissen für Gymnasiasten, samt einem „Extra“ – der „Referate-Hilfe“. Dass sich die Erwartung, die der Benutzer an seine Enzyklopädie stellt, im Lauf der Zeit ändert, zeigt das Beispiel des ‚Brockhaus 1906‘ sehr gut, der zu vielen Artikeln abgerufen und mit der aktuellen Ausgabe verglichen werden kann – eine dankenswert lehrreiche Idee. Denn wie generell im Wissensmittler Internet herrscht nun auch im Brockhaus Informationsfreiheit, die uns die Vielfalt der Darstellungen zumutet und keine allgemein gültigen Definitionen der Dinge bereithält. Dass manche Verbindungen mit Informationsportalen zu kommerziellen Websites führen – beispielsweise der mit sechs Klangbeispielen ausgestattete Artikel ‚Mozart‘ zur österreichischen Fremdenverkehrssite –, tut der Erwartung Abbruch, im Brockhaus fände man die womöglich denkbar bündigste und neutralste Auskunft. Sichtlich führt die Unbezahlbarkeit von Urheberabgaben dazu, dass unter den multimedialen Gimmicks des Mediums zwar der ‚Tanz zu Ehren des Regengottes Washebi‘ (Suchbegriff ‚Pygmäen‘) und die aktuelle Nationalhymne der Georgier (‚Georgien‘), doch kein einziger Beatles-Song abhörbar sind. Ob es, um beim Stichwort ‚Beatles‘ zu bleiben, nicht auch anschaulicheres Filmmaterial gegeben hätte als die Reaktion Tony Blairs auf den Tod von George Harrison, sei

dahingestellt – die Bilder, die der Brockhaus bietet, stammen aus der Bilddatenbank der dpa, die Videos und Animationen, insgesamt 170 Minuten, vom ARD. Auf Grundlage der laufenden Beiträge der Süddeutschen Zeitung werden die Artikel ständig aktualisiert.

Unübertrefflich ist freilich der aus zwei Millionen geografischen Eintragungen bestehende Atlas, von dem aus auch auf Lexikonartikel zugegriffen werden kann. Im Atlas lassen sich verschiedene Karten zu einer Region einsehen, z. B. bei Aufruf der historischen Karten bestehen Möglichkeiten, diverse Etappen aus der Geschichte des betrachteten Raums zu hören. Mittels Mausclick erhält man geologisch-morphologische Querschnitte und kann sich von jeder Stelle auf dem Globus die Höhenangaben nennen lassen.

Dafür ist die Zeitleiste, mit der Namen und Daten der Geschichte verbunden sind, auf Grund der zahlreichen Abbildungen unübersichtlich und kommt nicht an Nachschlagewerke wie Werner Steins ‚Kulturfahrplan‘ heran.

Der gläserne Mensch aus Transparentfolien – Attraktion aller früheren Lexika – wirkt nun plastisch und kann sich von selber drehen. Klickt man ein bestimmtes Organ auf der alphabetisch geordneten Liste an, zeigt ein Pfeil es im Modell.

Das Lexikon enthält ein Deutsch-Englisch-Wörterbuch und das DUDEN-Fremdwörterlexikon. Wie alle Themenbereiche ist auch die nützliche Statistik zu 200 Staaten und Regionen im Lauf des nächsten Jahres für registrierte Benutzer aktualisierbar. Eine reich bebilderte Datenbank zu den olympischen Spielen (‚Olympia‘) ist als Zugeständnis an das Fernseh-Zeitalter zu verstehen. Und weil der multimediale Brockhaus so viel Sportwissen und Hollywoodkunde enthält, wird er auch ein Publikum bestens bedienen, das Allgemeinbildung aus der und für die ‚Millionenshow‘ sammelt.

- Brockhaus multimedial 2004 Premium. 1 DVD-Rom.  
Bibliographisches Institut Mannheim (Dudenverlag), Mannheim 2003.  
99,95 EUR.  
ISBN 3-411-06677-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6655](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6655) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Gespräche über die Revidierbarkeit eines Bindestriches

## Mehrere Sammelbände widmen sich ‚jüdischen‘ und ‚christlichen‘ Sprachfigurationen

*Von Axel Schmitt*

Der vorliegende, von Ashraf Noor und Josef Wohlgemuth im Rahmen des Gastprogramms des Bonner Sonderforschungsbereichs „Judentum–Christentum“ herausgegebene Sammelband befasst sich im Rückblick auf das zu Ende gegangene 20. Jahrhundert mit bedeutenden Autoren, die aus der jüdischen Tradition ihr Denken bestimmen ließen und sich damit auseinandergesetzt haben. Gemeinsam an den Positionen Emmanuel Lévinas‘, Franz Rosenzweigs, Walter Benjamins und Jean-François Lyotards ist, dass sich in ihnen ein Denken vor und ein Denken nach der Shoah spiegelt, was zunächst weder angesichts der zeitlichen Situierung ihrer Texte noch angesichts des ihnen zugrunde liegenden jüdischen Kontextes überraschend wirkt. Interessanter ist vielmehr der Umstand, dass in ihren Texten eine eigenartige Verflechtung jüdischer und christlicher Denkfiguren zu beobachten ist, die sich in sprachlichen Phänomenen materialisiert. Die einzelnen Beiträge des Bandes untersuchen das Verhältnis des jüdischen und christlichen Denkens in zentralen Fragen, die für beide Traditionen maßgeblich sind, und genügen damit der Konzeption des SFB, die darauf ausgerichtet ist, ‚Jüdisches‘ und ‚Christliches‘ derart aufeinander zu beziehen, dass die jeweiligen Figuren in Außen- und Innenperspektive in einen fruchtbaren Dialog gebracht werden können. Ein Hauptziel der gemeinsamen Arbeit liegt nach den einleitenden Worten der Herausgeber darin, die Kategorien des ‚Jüdischen‘ bzw. des ‚Christlichen‘ nicht als starre Denkmuster anzusehen oder zu übernehmen, sondern sie „mittels phänomenologischer Reduktion im besten Sinne des Wortes ‚aufzuklären‘“. Dadurch sollte die je genuinere Struktur der Sinnschichten des ‚Jüdischen‘ und ‚Christlichen‘ freigelegt werden. Dieses Vorgehen enthält sowohl eine ‚statische‘ Beschreibung als auch eine ‚dynamische‘, ‚genetische‘ Auffassung bezüglich der Wirkung der jeweiligen Struktur in den beiden Traditionen.“

Mit dem letztgenannten Punkt ist auch die leitende Perspektive der Beiträge verbunden, die sich mit jenem Ereignis verbindet, das in der Erfahrung der europäischen Juden eine Zäsur heraufführte, die die Vorstellung und die empirische Wirklichkeit der Kontinuität des Denkens radikal problematisiert hat und in deren Folge auch ein Bruch im Selbstverständnis der christlichen Tradition geschehen ist, auch wenn dieser bei weitem nicht so deutlich thematisiert wird wie im jüdischen Denken nach 1945. Die planmäßige Vernichtung der europäischen



Juden durch die Nationalsozialisten bildet das Ereignis, das jede Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Judentum und Christentum gegenwärtig nachhaltig bestimmt. Dabei verweisen die Herausgeber mit einigem Recht auf die Aufgabe einer heutigen philosophischen und theologischen Reflexion über Themen des ‚Jüdischen‘ und ‚Christlichen‘, die sich nicht mit der Wiederholung der inzwischen wissenschaftlich, kulturpolitisch und feuilletonistisch nachbuchstabierten Formeln von Differenz und Alterität begnügen will, sondern darin besteht, das grundlegende Problem des Verhältnisses zwischen ‚jüdischem‘ und ‚christlichem‘ Denken offen zu halten.

Der einleitende Beitrag Zwi Werblowskys „Juden und Christen am Ende des 20. Jahrhunderts“, der den Horizont dieses Sammelbandes thematisch absteckt, geht von einer Überlegung zur Unterscheidung zwischen Katastrophen, die nicht von Menschen verursacht werden, und den von Menschen fabrizierten Gräueltaten aus, um dann die These der Einzigartigkeit der Shoah zu problematisieren. Die Worte „Shoah“ bzw. „Auschwitz“ seien zum Symbol für die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts geworden. Werblowsky weist die Fragwürdigkeit einer Haltung auf, die erst angesichts der Katastrophe der Shoah „Gott nach Auschwitz“ zum Thema macht, als hätte es nicht auch andere Ereignisse in der Geschichte gegeben, deren Ausmaß an Grausamkeit nicht Anlass zur Theodizeefrage gegeben hätte. Daher zieht er es in Betracht, „von der spezifisch einzigartigen Einzigkeit eines jeden Falls“ zu sprechen, auch bei der Beibehaltung der Ansicht, dass die Shoah ein „präzedenzloses Verbrechen“ war.

Die vier anschließenden Beiträge von Stéphane Mosès, Bernhard Waldenfels, Hent de Vries und Peter Welsen befassen sich mit dem Denken des Philosophen Emmanuel Lévinas, das in den letzten Jahrzehnten wie kaum ein anderes philosophisches Konzept die Debatte über das grundlegende Verhältnis von Judentum und Christentum angeregt hat (vgl. vor allem David Plüss: „Das Messianische – Judentum und Philosophie im Werk Emmanuel Lévinas“, Stuttgart 2001). Beim Betrachten seiner Bibliographie entsteht der Eindruck, sie speise sich aus zwei intellektuellen Universen: einem philosophischen Kontext im Kielwasser der Phänomenologie Husserls und Heideggers auf der einen und der jüdischen Tradition auf der anderen Seite. So klar ist die Unterscheidung dennoch nicht. In mehr als 30 Jahren hat Lévinas regelmäßig Talmud-Lesungen gehalten, die eine gleich bleibende Struktur zeigen: Der Lektüre eines ausgewählten Textes aus dem Talmud folgt ein Kommentar, in dessen traditionelle Interpretationen sich historische und philosophische Reflexionen mischen. Das Denken Lévinas‘ ist dennoch klar von der zeitgenössischen, jüdischen Erfahrung geprägt. Dazu gehört auch die Gründung des Staates Israel, die er als Herausforderung des Judentums durch seinen Eintritt in die Geschichte erkennt. Im Wesentlichen ist es jedoch die Shoah, die sein Interesse leitet; die Formel „au delà du souvenir“ bezeichnet das *a priori* dieses Ereignisses. Wenn das jüdische Volk ein Volk der Erinnerung ist, dann

ist es dieses Mal mit einer inkommensurablen Erfahrung konfrontiert. In „A l'heure des nations“ schreibt Lévinas diesbezüglich: „Der Tod von verhungerten Kindern wirft uns in Schlangengruben, an Orte, die keine Orte mehr sind, an Orte die man gewiß nie vergessen kann, die dennoch in keine Erinnerung passen, sich keinem Gedächtnis fügen.“ Während gemäß einer traditionellen, apokalyptische Züge tragenden Lektüre die Vernichtung der europäischen Juden wie jedes Unglück als Strafe für Fehler oder als Vorstufe des messianischen Zeitalters zu verstehen sei, sträubt sich Lévinas gegen eine solche Erklärung. Das radikal Böse bleibt, darin der Kantischen Philosophie ähnlich, unerforschbar und bringt keine Form des Guten hervor. Wie die Philosophie fordert die Shoah deshalb auch die Theologie heraus: Auschwitz widersteht jeder Theodizee als einer Erklärung des Bösen durch einen geheimen göttlichen Plan. Angesichts jenes absolut „unnötigen“ Leidens verdeutlicht sich das, was Kant den „Mißerfolg aller philosophischen Versuche einer Theodizee“ nannte, woraus sich für Lévinas die einzige universelle Bedeutung der Shoah ergibt: niemals mehr zu sagen, dass der Tod des Menschen an der Vervollkommnung der Menschheit teilhat. Als Antwort auf Hans Jonas' Begriff Gottes nach Auschwitz (vgl. literaturkritik.de, Nr. 5, Mai 2003) macht Lévinas in seinem Text „Difficile liberté“ den Vorschlag: „Man kann sich fragen, ob das westliche Denken, ob die Philosophie nicht in letzter Instanz die Position einer Menschheit sein muß, die das Risiko des Atheismus annehmen, jedoch überwinden muß, als Lösegeld für die Majorität.“

Die sinnlose Vernichtung des europäischen Judentums als Frage nach dem Sinn, als Frage nach dem Sinn der abendländischen Vernunft, kann nach Lévinas nur im Antlitz des Anderen – das für das Antlitz Gottes im göttlichen Wort „Du sollst nicht töten“ steht – befriedigt werden. Erst die Begegnung mit dem Anderen und das Urteil, das damit einhergeht, unterbrechen den Gang der Geschichte. Eine Wirklichkeit bricht in die historische Zeit ein, löst ihre Kontinuität auf und lässt die Zeit immer wieder aufs Neue beginnen. Die Liebe zum Nächsten ist es, die nach Lévinas die Ewigkeit hervorbringt, der Liebe Gottes antwortet und zu Gunsten der Erlösung arbeitet. In dem Augenblick, in dem das individuelle Gewissen von der Zerbrechlichkeit des Anderen ergriffen ist, entsteht nach Lévinas erst das Gefühl für die Unendlichkeit und die Transzendenz. Die Furcht um Gott manifestiert sich in „der Furcht um den anderen Menschen“, und die Liebe Gottes bedeutet keine Erwartung von Vergünstigungen. Es ist nicht vermessen zu sagen, dass Lévinas' Texte einem langen Kommentar eines berühmten Apologeten des Talmuds ähneln: Einem Heiden, der ihn bittet, ihm den Sinn der Tora in der Zeit, in der er auf einem Bein stehen kann, zu erklären, antwortete Hillel: „Was du nichts willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu“, das ist die ganze Tora. Der Rest sind Kommentare. Geh und studiere sie.“ („Shabbat“, 31a).

Hier finden wir im Grunde genommen den Kern der Philosophie des Anderen von Lévinas, der die im Abendland übliche Trennung zwischen Theologie und Philosophie durchbricht, um aus einer immanenten Kritik an der Phänomenologie Husserls und der Existenzialontologie Heideggers zur ursprünglichen Erfahrung zu gelangen, die in der Unvordenklichkeit des Anderen den Vorrang der Ethik vor der Ontologie darstellt. Philosophisches Denken beruht auf der vorphilosophischen Erfahrung, die sich für Lévinas in der Lektüre der Bibel begründet. Darauf hat jüngst Eveline Goodman-Thau in ihrem Aufsatz „Gott auf der Spur. Biblischer Humanismus in der Philosophie des Anderen von Emmanuel Lévinas“ (Kassel 1999) aufmerksam gemacht. „In der Verantwortlichkeit, die *meine* Verantwortung-für-den-Anderen ist, steigen meine Antworten aus der stummen Schrift empor und werden zum göttlichen Wort, das als ethisches Gebot den Menschen anvertraut ist. Die bedingungslose Verantwortung, die durch die freie Entscheidung des Menschen bedingt ist, jedoch als ‚Vorschrift‘ vor-bedingt ist, ermöglicht die Einbettung des menschlichen Handelns am Anderen im Menschen *und* in Gott.“ Auf diese Weise bringt Lévinas phänomenologische Ethik und normatives Judentum zusammen. Im Verhältnis zu Gott fallen Objekt und Subjekt zusammen. Das menschliche Dasein ist für Lévinas unmittelbar verbunden mit der Sprache, beide sind ein *à-Dieu – Hin-zu-Gott*. Lévinas’ Denken führt hier über die Sprachtheorie Walter Benjamins und das Sprachdenken Franz Rosenzweigs hinaus, indem er nicht nur Sprache und Zeit, sondern Sprache und Ethik verbindet. Offenbarung im biblischen Sinne heißt für Lévinas Offenbarung der Bedeutung der Welt, die ihre Grundlage im „ursprünglichen Geschehen von Angesicht-zu-Angesicht ist“, wie es in „Totalität und Unendlichkeit“ heißt. Die Schöpfung der Welt durch göttliche Rede gewinnt ihre Bedeutung erst in der Offenbarung, einer Weisung, die eine ethische Beziehung zum Anderen als Sinn des Seins voraussetzt. Das Antlitz des Anderen als ethische Herausforderung verweist somit auf ein Jenseits, ein Jenseits des Seins wie auch ein Jenseits der Immanenz des Seienden.

Der nächste Abschnitt des Sammelbandes beinhaltet zwei Beiträge, deren gemeinsames Anliegen darin besteht, Rosenzweigs „neues Denken“ und die hebräischen Wurzeln des Wortes *hjh/hyh* miteinander ins Gespräch zu bringen. Für das Zeitbewusstsein der Hebräer war, neben den zyklischen Vorgängen der Natur, die Linearität der menschlichen Geschichte wesentlich. Auch in der Sprache, insbesondere in der Grammatik, spiegelte sich dieses Bewusstsein wider: Die Gegenwart, wie sie im Verbsystem zum Ausdruck kam, bildete für sie keine fest umrissene Einheit mit klaren Grenzen, sondern ein Bestandteil des Kontinuums, das vom Beginn der Zeit bis zu ihrem Ende reichte. Diese Gegenwartsauffassung setzte voraus, dass die Jetzt-Zeit ebenso von der Vergangenheit beeinflusst wird wie von der Zukunft. Nach der historisch-rabbinischen Tradition setzt sich das Tetragrammaton JHWH aus Buchstaben

zusammen, die die drei Zeitmodi des Verbs *sein* der dritten Person des Singular umfassen: *hajah* (er war), *howe* (er ist) und *jihijeh* (er wird sein), sodass die Zeitmodi gar im göttlichen Namen untrennbar vereint sind, was in Francesca Albertinis Beitrag herausgearbeitet wird. Bernhard Casper, der sich wie kaum ein anderer christlicher Theologe mit dem Werk Franz Rosenzweigs befasst hat, beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Die Herausforderung des christlichen Denkens durch Franz Rosenzweig“ vor allem mit dessen Sprachdenken und bemerkt, Sprache sei für Rosenzweig ereignishaft und übersetzungsoffen, ihr Verständnis hänge engstens mit der Stellung der mündlichen Tradition im Judentum zusammen. Die Wahrheit der Tora lasse sich dementsprechend nur in einem neuen Übersetzen denkend bezeugen und kann nicht in Sätze gebannt werden. Casper unterstreicht die Herausforderung einer solchen Auffassung für das christliche Denken, das sich in der Geschichte der griechischen Theologie vornehmlich auf die Sprachform des Aussagesatzes beschränkt habe.

Die zwei folgenden Beiträge befassen sich mit geschichtsphilosophischen Aspekten Walter Benjamins und bringen damit einen jüdischen Denker ins Gespräch, der in seinen Schriften wiederholt auf Traditionen von erheblich theologischem Gewicht rekurrierte. Die beiden Aufsätze von Irving Wohlfahrt („Nihilistischer Messianismus. Zu Walter Benjamins Theologisch-politischem Fragment“) und Werner Hamacher („Schuldgeschichte – Zu Benjamins Skizze ‚Kapitalismus als Religion‘“) greifen die Frage auf, ob das ‚Jüdische‘ und das ‚Christliche‘ in Benjamins Texten aufeinander bezogen bleiben. Damit ist zugleich das Problem verbunden, ob selbst noch in der Moderne ‚jüdische‘ und ‚christliche‘ Denkfigurationen aufeinander angewiesen sind.

Im letzten Teil des Bandes führt Eberhard Gruber in seinem Beitrag „Kein Bund zwischen ‚Jüdischem‘ und ‚Christlichem‘“ ein ausführliches Gespräch mit Jean-François Lyotard und nimmt damit den Faden wieder auf, den er in seinem ersten Gespräch („Ein Bindestrich – Zwischen ‚Jüdischem‘ und ‚Christlichem‘“, Düsseldorf/Bonn 1995) mit dem damals noch lebenden Philosophen geknüpft hatte. „Ein Bindestrich“ bringt Lyotards Denken auf den Punkt einer Bindung, die sich das Abendland grundlegend und emanzipativ zuschreibt: dem Ausgang des Christlichen vom Jüdischen. Der Bindestrich zwischen ‚Jüdischem‘ und ‚Christlichem‘ im Ausdruck „jüdisch-christlich“ behauptet eine Vereinigung, die nach Lyotard so nicht besteht. Das Problem sei vielmehr die Auf- und Abstufung, die das ‚Christliche‘ gegenüber dem ‚Jüdischen‘ behauptet: der Vorrang des Geistes vor dem Körper, des Glaubens vor dem Gesetz, der Verheißung vor der Arbeit, des Wissens vor dem Studium, des Sinns vor dem Wort. Hat das dekonstruktive Denken, das Lyotard und Gruber in ihrem ersten Gespräch verband, sich der Revidierbarkeit solchen Auf- und Rückstufens verschrieben, ist nun der erneute Versuch „In memoriam Jean-François Lyotard“ – nach dessen Tod im Jahre 1998 – Lyotards provozierender These gewidmet, dass das historische Christentum nur

in der Gestalt der Imperialität auftritt. Dieser Frage geht Gruber nach, indem er eine sprachanalytisch-semiotische Analyse primär jener biblischen Texte vorlegt, die Lyotard Anlass zu seiner These gegeben hatten. Gruber gelangt zu der Ansicht, Jesus von Nazareth sei als „Relais“ zu verstehen, indem er sich von sich zum Jünger weitergibt und sich zugleich dem zurückgibt, „der ihn gesandt hat“. Damit wird Gruber zufolge Jesus zur „Figur“, d. h. zum herausgehobenen Zeichen, das zugleich die „Desinkarnierung“ der Person Jesu bedeutet. Aus den Analysen Grubers ergibt sich, dass der Apostel Paulus den Herrschergott streicht und den Liebesgott installiert. Demnach wäre das ‚Jüdische‘ nicht mehr als „Bund des Unvollendeten“ und das ‚Christliche‘ nicht mehr als „das Imperiale“ gegenüberzustellen, denn es lässt sich Gruber zufolge zeigen, dass bereits im abrahamitischen Bund die christliche Passion eingeschrieben sei. Aus dem semiotischen Relationsgefüge, das in Gen 15 vorgezeichnet ist, ergibt sich deshalb die Figur des „Sterns der Verbündung“, die an Franz Rosenzweigs berühmte Figur im „Stern der Erlösung“ anspielt. Nicht zuletzt diese Deutung des Verhältnisses von Judentum und Christentum stellt eine Herausforderung dar, sich mit ‚jüdischen‘ und ‚christliche‘ Sprachfigurationen weitergehend zu beschäftigen. Einige wichtige Gedankenanstöße sind dem vorliegenden Band und seinen Beiträgern zu verdanken.

- Ashraf Noor, Josef Wohlgemuth: ‚Jüdische‘ und ‚christliche‘ Sprachfiguren im 20. Jahrhundert.  
Schöningh Verlag, Paderborn 2002.  
306 Seiten, 40,00 EUR.  
ISBN 3-506-72360-X
- Wolfdietrich Schmied-Kowarzik (Hg.): Vergegenwärtigungen des zerstörten jüdischen Erbes. Franz-Rosenzweig-Gastvorlesungen Kassel 1987-1998.  
Kassel University Press, Kassel 1999.  
344 Seiten, 34,00 EUR.  
ISBN 3-728125-18-0

- Wolfgang Müller (Hg.): Hans Jonas - von der Gnosisforschung zur Verantwortungsethik. Judentum und Christentum. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2002. 244 Seiten, 34,00 EUR. ISBN 3-17-017178-X
- David Plüss: Das Messianische – Judentum und Philosophie im Werk Emmanuel Lévinas'. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2001. 400 Seiten, 34,00 EUR. ISBN 3-17-016975-0

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6663](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6663) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Zwischen „Alleszermalmer“ und Ironiker

### Werner Hofmann über „Goya“

*Von Claudia Schmölders*

Als „Alleszermalmer“ galt er den einen, als „liberaler Ironiker“ den andern; als Karikaturist wollte er öffentlich auftreten, aber mit einer „Optik de profundis“ (Wilhelm Fraenger) endete er. Seit seinem Tode wächst das Interesse an Francisco Goya (1746 – 1828) und seinen längst legendären Ikonen: den schönen Mayas, nackt und bekleidet, den grotesken Caprichos, den ergreifenden Desastres de la Guerra, und schließlich den abgründigen Pinturas negras auf den Wänden seines eigenen Hauses. Dahinter lag freilich ein denkwürdiger Weg. Drei Generationen von Königen hat Goya gedient, als Kirchenmaler, Teppichzeichner und als Porträtist. Seine Stilpalette reichte vom Rokoko über die Romantik bis in den revolutionären Realismus der Kriegs-Reportagen und den Surrealismus abtraumhafter Gesichte. Halb war er Auftragsmaler von Kirche und Hof, halb freier Künstler, der für den öffentlichen Markt und zuletzt nur für sich selber schuf. Nach neuester Zählung umfasst sein Werk 700 Gemälde, 900 Zeichnungen, fast 300 Drucke.

Mitleidend und illusionslos, katastrophisch und virtuos, politisch schillernd und doch autonom bis an den Rand der Selbstzerstörung – diese ungeheure Skala von Empfindungen zu begreifen und im Kontext von Kunst- und Geistesgeschichte zu deuten, ist treibendes Motiv aller neueren Forschung. Aber welcher Kontext ist gemeint? Werner Hofmann, der Doyen der deutschsprachigen Museumsmacher, Erfinder charismatischer Ausstellungen und ubiquitär kunstgelehrter Autor, schlägt zweierlei Lesarten vor. Goya gehört zur spanischen Kultur und Goya gehört, bei aller Modernität, ins Europa seiner Zeit, nicht unserer. Das wirkt nur

auf den ersten Blick konventionell. Denn schließlich hieß „Spanien“ womöglich das europäischste Land Europas, gemessen an seiner erstaunlichen „Kreuzung der sozialen Kreise“ (Georg Simmel) samt deren gegenseitiger Kreuzigung. Spanien war eben nicht nur die Stätte der längsten arabisch-jüdisch-christlichen Koexistenz und Geburtsort der Ringparabel, sondern auch der jesuitischen Gottessoldaten samt Inquisition; hierher stammt nicht nur der Minnesang, sondern auch der Urvater der Liebes-Entzauberung namens Cervantes; hier gab es nicht nur den Aufbruch zur Neuen Welt, sondern immer auch heftigste Exorzismen des Fremden, mit leidenschaftlicher Obsession fürs kollektive Spektakel, für Märtyrertum, Prozessionskult und Stierkampf. Kein europäisches Land hat soviel Theater gedichtet wie Spanien, von Lope de Vega bis Garcia Lorca. Theater spielte man aber auch in den Machtzentren, mit vitaler Verschlagenheit. Baltasar Gracian war ihr Chronist und Psychologe. Sein „Oraculo manual“ von 1647 – laut Schopenhauer ein „Handorakel der Weltklugheit“ – bietet die Gestenlehre des Stierkampfes im Gewand einer konversationellen Verkehrsform: die Gesellschaft als Stier, den der Einzelne bei den Hörnern zu nehmen oder elegant zu meiden hat. Denkbare Anlass zur Revolution, wenigstens im Frankreich eines Rousseau.

An diesem politischen Punkt hat Werner Hofmann 1980 die erste große Goya-Ausstellung der Nachkriegszeit in seiner Hamburger Kunsthalle angesetzt – „Goya. Das Zeitalter der Revolution“. Aber noch raffinierter theatralisch deutet er Goya nun, nach mehr als zwanzigjähriger Befasstheit mit dem Werk, in einer unendlich gelehrten Summa und energischen Positionierung des Malers. „Maskerade“, „Rollenspiel“, „Geschlechtertausch“, „Doppelblick“ und immer wieder „Mehrsinnigkeit“ heißen heute die Leitbegriffe seines strengen close reading, in dem sich die häufig brutale Dynamik der Goyaschen Themen einerseits verbirgt, andererseits scheinbar zwanglos europäisiert. Auch Hogarth und Beaumarchais arbeiten mit derartigen Brechungen, und nicht zuletzt Hofmanns überraschender Kronzeuge für Goyas Europäizität: Johann Wolfgang Goethe. Gewiss, die biographischen Daten sprechen für eine Parallele. Wie Goya, so erreichte auch Goethe den Hof; beide liebten sie Damen von Rang, und beide kämpften mit den Mächten der Finsternis. Gewusst haben sie trotzdem nichts voneinander – das erste spanisch-deutsche Wörterbuch erschien 1759 –, um so deutlicher wird Hofmanns Projekt als eines der „Parallelen Leben“ frei nach Plutarch. Schon das „Faust“-Zitat in Hofmanns Titel „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ nimmt gleichsam das Spanische an Goethe zum Vergleich. Doch Faust wird erlöst, während Goya, laut Hofmann, in ein „sadistisches Universum“ eintaucht. Schließlich war auch de Sade ein europäischer Zeitgenosse.

Dass Hofmann andererseits Goethe als Maler und Farbtheoretiker so gar nicht nennt, mag an den politisch-theoretischen Vorgaben des Buches hängen. „Doppelblicke“ und „Mehrsinnigkeit“ sind eher sprachliche, ja moralische Denkfiguren. „Schon früh verspürte Goya die Versuchung, die Wirklichkeit

doppelbödig zu machen“: diese Beobachtung gilt dem oft diskutierten, politisch so wendigen Verhalten des Aufsteigers ebenso wie dessen bildnerischer Phantastik. Überhaupt arbeitet Hofmann den europäischen Kontext weitgehend an (deutschen) Dichtern und Denkern, an Kant und Hegel, Jean Paul und Schleiermacher heraus, leider fehlt Kleist. Über die Ergebnisse kann man streiten. Sicher wird so die dämonische Tiefenschicht künstlerischer Existenz, verdichtet im Faust, wie eine epochengeologische Formation erkennbar. Dienlich ist sie dem psychologischen Autor Hofmann. Schließlich hat er ebenfalls in den achtziger Jahren die erste Ausstellung für einen andern, inzwischen berühmten Kunsthistoriker inszeniert: Aby Warburg. Ihm und seinem Zentralbegriff von den dämonischen Kräften in uns, welche der Künstler bannt, indem er sie in Pathos-Formeln gestaltet, scheint Hofmanns Goya-Deutung gewidmet.

Populär ist diese Sicht freilich nicht. Zu innig, scheint es, fühlt sich der Hermeneut in den Künstler ein. Eine Spur zu elegant lässt er Theorie dort triumphieren, wo doch psychische Energie den Betrachter anspringt. „Gebannt“ ist auch dieser, doch umgekehrt von der Wucht der bildlichen Botschaft. Und die ist oft reinweg verstörend, ja skandalös. Näher als an Goethe denken wir uns – zugegeben unhistorisch – Goya an Bosch, den er im Prado und Escorial betrachten konnte. Nicht neben den großstädtisch abgedämpften Karikaturen eines Willam Hogarth sieht man ihn, vielmehr hat schon Baudelaire in seiner bekannten Goya-Eloge auf das Monströse seiner Figuren, auf die vertierten Menschengesichter und teuflischen Grimassen gedeutet. Freilich wurden die viel verstörenderen Desastros erst 1863 veröffentlicht, und die elegischen späten Hefte mit ihrem „Antlitz der Zeit“ von Armen, Geknechteten und Kranken kannte er nicht.

Saturn verschlingt ein Kind mit bluttriefendem Maul, Tote im Kriege werden nackt auf Baumstämme gepfählt oder mit Säbeln zerspalten, Leichen werden wahllos zu Haufen gekarrt, Paare sind brutal aneinander gekettet oder fliegen apokalyptisch entsetzt über Land – dieser Einzug des Chthonischen in den Desastros und Schwarzen Gemälden übersteigt jede Sozialkritik, die Goya noch 1799 mit seinen Caprichos im Sinn gehabt haben mochte. Nur gilt deren ursprüngliche Devise – „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“ – natürlich auch für die späteren Blätter und Gemälde und situiert ihn janusköpfig wieder zurück in die Aufklärung. Aber lässt sich die Position des Betrachters leugnen? Wilhelm Fraenger, der Bosch-Exeget und Komik-Historiker, attestiert Goya bald nach dem Ersten Weltkrieg ein „panisches Bewußtsein“, wie sie nur Albträume schaffen. Und einen Krieg weiter sieht Hofmann in den Schilderungen der Gräuel sogar Bilderfahrungen aus den Totenlagern des Holocaust antizipiert. „Goya hebt das Verbrechen in seiner Kunstform auf, indem er aus dem Rohstoff der Destruktion eine verblüffende neue Struktur filtert“ – Sätze wie diese rühren an den Nerv unserer gegenwärtigen Diskussion um die Ästhetik von visueller Gewalt-



Darstellung. Karlheinz Stockhausens Diktum vom Attentat auf die Twin Towers als einem Kunstwerk des Teufels steht plötzlich im Raum. Wer wird von wem und zu welchen Zwecken gebannt? Hofmanns historistischer Absicht zum Trotz, landet er dennoch im Hier und Jetzt. Aber wie er diesen Sprung ins Werk setzt, macht ihm so leicht keiner nach.

- Werner Hofmann: Goya. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Verlag C. H. Beck, München 2003. 336 Seiten, 78,00 EUR. ISBN 3-406-48619-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6674](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6674) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Nur imaginär?

### Ein Sammelband über des Kaisers neue und alte Kleider

*Von Johan Frederik Hartle*

Nicht einmal die gewaltsamste politische Herrschaft besteht aus reiner Gewalt. Herrschaft muss in ihren Regeln habitualisiert und (weil physisch oft abwesend) auch als anwesend imaginiert werden, damit sie als Herrschaft überhaupt funktionieren kann. Sie muss, sozusagen, auch in den Köpfen funktionieren, um über die Körper zu regieren. Das macht sie zu einem vertrackten sozialen Verhältnis „voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken“ (Marx). Neben der realen Seite politischer Herrschaft stellt sich somit die Frage nach ihrer symbolischen und imaginären Seite. Die Autoren von „Des Kaisers neue Kleider“ machen sich zur Aufgabe, anhand eines kulturgeschichtlichen Topos, dessen berühmteste Version das gleichnamige Märchen von Hans Christian Andersen ist, imaginäre Dimensionen der politischen Herrschaft zu diskutieren.

Das Buch braucht über seine Relevanz keine weitere Auskunft zu geben. Von Herrschaft zu sprechen heißt immer, auf Wesentliches zu gehen. Wer etwa Herrschaftskritik betreiben möchte, der sollte sich auch der immateriellen Seite der Macht zuwenden. „Des Kaisers neue Kleider“ ist ein thematisch vielversprechendes Buch. Allerdings gelten für vielversprechende Bücher auch besonders hohe Ansprüche.

Um es vorwegzunehmen: das Buch ist nicht schlecht. Und der Sammelband ist (vor allem auf den ersten Blick) sehr schön. Er ist reich illustriert und vermag es unter anderem auch dadurch, ein komplexes Thema auf die Ebene der Anschaulichkeit herunterzuholen. Ferner fällt auf, dass das Buch sein Thema auch durch seine eigene Form reflektiert: nicht ein einzelner tritt als Herausgeber auf. Stattdessen präsentiert sich ein offenbar gleichberechtigtes Autorenkollektiv. Wo

sich anderswo die symbolischen (eher als imaginären) Dimensionen politischer Herrschaft in das Konzept von Autorschaft hinein verlängern, da wählt das Autorenkollektiv eine Alternative. Ein schönes Detail.

Dennoch stellen sich bei der Lektüre des Bandes zwei große und kritische Fragen, die ins Herz der Konzeption zielen. Es mag ein wenig albern scheinen, aber die erste betrifft den Begriff des Imaginären und die zweite den Begriff der Herrschaft.

Was ist, zunächst, mit „imaginär“ gemeint? Die Frage nach dem Imaginären erscheint zwar als naheliegend, denn wenn Gewalt die *reale* Dimension der politischen Herrschaft darstellt, die in allen Krisenzeiten der (symbolischen) Ordnung hervorbricht, dann kommen ihr – strukturalistisch gedacht – zweifellos auch noch *symbolische* und *imaginäre* Dimension zu. Die Trennung von symbolisch und imaginär ist nun allerdings ausgesprochen schwierig und im Buch auch nicht ganz klar. Und auch der Alltagsverstand hilft einem da nicht unbedingt weiter.

Symbolisch mag man, so könnte man meinen, eine Ordnung nennen, die in einem semiotischen System Ausdruck findet und intersubjektiv geteilt wird. Diese Ordnung hätte nun sowohl reale als auch imaginäre Quellen, die sich dann in ihr selbst offenbaren. So wäre das Imaginäre in enger Abhängigkeit von der symbolischen Ordnung zu denken. Als imaginäre Quellen könnten dann etwa Begehrensstrukturen und Momente der Fiktion, des Glaubens oder Vertrauens verstanden werden, die der symbolischen Ordnung vorausgehen.

Das wären mögliche Definitionen des Imaginären. Andere wären denkbar. Mit welchen allerdings wird in dem Sammelband dann auch tatsächlich gedacht? Strukturen der Anbetung, der Verehrung, des bloßen Glaubens und Vertrauens in Herrschaft sind als *imaginäre* Formen von Herrschaft – als Formen der ihr adäquaten psychologischen Struktur – evident. Auch gehören Aspekte des Fetischismus, wie sie im Aufsatz von Susanne Lüdemann benannt werden, zweifellos zu den imaginären Aspekten der Herrschaft. Mit den fiktiven, mythischen Quellen der Macht sind, vor allem im Aufsatz über „Macht und Fiktion“ von Albrecht Koschorke, zweifellos imaginäre Dimensionen von Herrschaft beschrieben. Interessant und weiterführend ist in diesen und anderen Artikeln der leitende Gedanke, dass die politische Realität erst „als Effekt eines Glaubens“ (Lüdemann) erzeugt wird, gerade so wie der nackte Kaiser in Andersens Märchen das symbolische Kleid der Herrschaft nur in der Imagination trägt.

Bei einigen anderen Begriffen, an denen sich die 18 sogenannten Lektüren entfalten, bleibt der Begriff des Imaginären allerdings problematisch. Allzu oft werden eher symbolische Strukturen beschrieben, die in je spezifischen semiotischen Ordnungen Ausdruck gefunden haben. So beschreiben etwa der Aufsatz über „höfische Mode“ (eine klare *symbolische* Kleiderordnung) oder die (*symbolische* Ökonomie der) „Verschwendung“ weniger die imaginären

Dimensionen politischer Herrschaft als Aspekte ihrer symbolischenstituierung. Zu zeigen wäre andernfalls, wie diese selbst wieder zum Gegenstand des Begehrens, des Glaubens oder Vertrauens gemacht werden, bzw. inwiefern sie bloß fiktiv bleiben.

Auch das Textgenre der „Lektüre“ ist insofern schillernd und uneindeutig. Stellen die 18 Lektüren Interpretationen der am Anfang des Buches abgedruckten Originaltexte dar? Ist der Band ein Kommentar? Oder versucht er sich als eine Art thematisches Lexikon, der die Begriffe erörtert, die eben dem Imaginären der politischen Herrschaft angehören? Diese Fragen sind in mehrfacher Hinsicht relevant. Sie betreffen überhaupt den Anspruch des Projektes. Spricht das Buch über die versammelten Texte oder über das gewählte Thema?

Und daran entzündet sich auch die zweite große Frage. Was ist in dem Buch mit Herrschaft gemeint? Geht es um die Struktur feudaler, absolutistischer, personal gebundener Herrschaft? Geht es um Herrschaft, wie sie für unterschiedliche historische Epochen typisch ist? Geht es um Andersens Kaiser oder um Herrschaft überhaupt?

Wenn es über das Thema „Das Imaginäre politischer Herrschaft“ und nicht nur über den Topos „Des Kaisers neue Kleider“ sprechen möchte, dann greift das Buch zu kurz. Denn tatsächlich wird vor allem über den Monarchen, den Souverän, den Herrscher gesprochen, wie er mit dem bürgerlichen Zeitalter jedoch als relevante Größe verschwunden ist.

Zwar stellt dieses historische Vokabular für heutige Konstellationen politischer Herrschaft (und zwar nicht nur in Diktaturen), taugliche Metaphern zur Verfügung. Allerdings sind es eben auch nur noch Metaphern, die deswegen einer Übersetzung bedürfen. Andernfalls kommt man zum Beispiel zu solch euphemistischen Trugschlüssen, die sich etwa in der falschen Antithese von liberaler Demokratie und autoritärer Herrschaft niederschlagen. Und solche Tendenzen kann man tatsächlich auch im Buch finden.

Am Begriff der Herrschaft entzündet sich also die Frage nach der Aktualität des Buches. Sagt es lediglich etwas über feudale und absolutistische und diktatorische Macht oder kann man anhand des Buches etwas über die eigene Gegenwart lernen. Geherrscht und beherrscht wird freilich noch heute genug, bloß, in welcher Form?

Die Autoren suggerieren einerseits eine Aktualität und Anwendbarkeit ihrer Kategorie der Herrschaft (nicht zuletzt aufgrund des zeitgenössischen wissenschaftlichen Vokabulars). Diese Aktualität wäre jedoch erst durch eine gesellschaftstheoretische Aktualisierung und Übersetzung einzulösen. Und manchmal gestehen die Autoren andererseits auch ein, dass heutige Herrschaft wohl anders funktioniert, als die, von der in erster Linie die Rede ist. (Etwa Thomas Frank in seinem Aufsatz über „Investitur, Devestitur“.) Aber wie?

Dass im Buch darüber wenig gesagt wird, mag durchaus mit einigen kulturwissenschaftlichen Trends zusammenhängen, die sich unter anderem an der

Vormachtsstellung bestimmter akademischer Disziplinen ablesen lässt. Das Buch ist dafür exemplarisch. Obwohl es um Herrschaft geht, stammt keiner der versammelten Autoren aus der Soziologie oder Politikwissenschaft. Es sind eben Kulturwissenschaftler – Literaturwissenschaftler, Mediävisten, Kunstwissenschaftler – und eben keine Sozialwissenschaftler. Das wäre soweit nicht schlimm, führt aber in Auseinandersetzung mit „Herrschaft“ zu einer perspektivischen Eingrenzung, die Folgen hat.

In der Literaturliste, die historisch weit ausgreift und insgesamt über 200 Titel umfasst, bleibt etwa die Tradition des Marxismus vollkommen ausgespart (Cornelius Castoriadis, dessen Name einmal im Nebensatz fällt, bildet die Ausnahme, die diese Regel bestätigt). Nun gehen mit der Aussparung der marxistischen Tradition aber zunächst auch Erkenntnisse über die imaginären Dimensionen politischer Herrschaft verloren: Etwa die „camera obscura“ der Ideologie oder der Warenfetisch.

Außerdem und vor allem kann man sich aber fragen, was man denn relevantes über zeitgenössische Formen von Herrschaft sagen kann, wenn man an Marx geschulte Instrumentarien außer Acht lässt und Herrschaft (anstatt als soziales) als kulturelles Phänomen begreift. Weil man aber unter anderem von Marx lernen kann, wie Herrschaft noch im Zeitalter der „Demokratie“ in veränderter Form fortbesteht, nämlich durch Prozesse der Formalisierung, Ökonomisierung und Verrechtlichung hindurch, erscheint die Perspektive, die die Autoren einnehmen, als eine Personalisierung von Herrschaft, die deren zeitgenössisches Wesen auch verkennt. Auf diese Weise stattet das Buch den Souverän (man mag ihn heute wohl eher als in einem konkreten Regenten in einer komplexen hegemonialen Konstellation wiedererkennen) mit einem literarischen und fiktiven Körper aus, der allzu sehr an seine „neuen Kleider“ erinnert. Der Versuch, den Kaiser an seinen alten Kleidern zu erkennen, bedeutet in heutigem Kontext daher nichts anderes, als ihm seine „neuen Kleider“ wieder anzuziehen.

Ein bisschen hinterlässt das sinnvolle und gute Projekt, dem es um die imaginären Bestandteile politischer Herrschaft ging, damit also den Eindruck, (herrschaftliche) Politik zu ästhetisieren und literarisch aufzuwerten. Das kann nicht im Sinne des Autorenkollektivs gewesen sein.

- Albrecht Koschorke (Hg.), Thomas Frank (Hg.), Susanne Lüdemann (Hg.), Ethel Matala de Mazza (Hg.), Andreas Kraß (Hg.): Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2002. 281 Seiten, 13,90 EUR. ISBN 3-596-15448-0

# ***Geschichte und Zeitgeschichte***

## **Auch bei Wehler machen Männer Geschichte**

### **Christoph und Sebastian Conrads Sammelband zum Historiographievergleich**

*Von Philipp Stelzel*

Die Geschichte der Geschichtswissenschaft hat sich in den vergangenen Jahren zu einem beständig expandierenden Forschungsfeld entwickelt. Die Literatur über Historiker im Nationalsozialismus und in der DDR ist qualitativ und quantitativ beachtlich, auch die bundesdeutsche Geschichtsschreibung und ihre Verfasser sind schon öfter Gegenstand hervorragender Studien gewesen. Ferner erschienen in der letzten Zeit zahlreiche Historikerbiographien; u. a. über Gerhard Ritter und Franz Schnabel. Dissertationen über Theodor Schieder und Hans Rothfels sind im Entstehen.

Der Forderung, nicht bloß nationalzentriert, sondern stärker vergleichend zu arbeiten, können sich natürlich auch mit der Entwicklung des eigenen Faches beschäftigte Historiker auf Dauer nicht entziehen. Daher ist der vorliegende, von dem Genfer Historiker Christoph Conrad und seinem Berliner Kollegen Sebastian Conrad herausgegebene Sammelband – dies sei gleich vorweggenommen – für jeden an der Geschichte der Geschichtswissenschaft interessierten Historiker unverzichtbar.

Der einleitende Aufsatz der Herausgeber bietet einen Überblick sowohl über die bislang erschienene Forschung als auch über die diversen Möglichkeiten des Vergleichs. Christoph und Sebastian Conrad wenden sich gegen eine „Historiographie der Gewissheit“, welche die Entwicklung der Geschichtswissenschaft als einen linearen Fortschritt beschreibt. Historiographiegeschichte habe „nicht selten zur Legitimierung des eigenen, ‚neuen‘ Paradigmas“ gedient. Besonders in den sich vom Historismus distanzierenden Studien sei dies zu bemerken. In diesem Urteil zeigt sich die Perspektive einer jüngeren Historikergeneration, die sich von ihren den Fortschritt stets für sich reklamierenden „Vätern“ absetzen möchte und dabei – ebenso wie diese „Väter“ – zuweilen wohl etwas über das Ziel hinausschießt. Denn es leuchtet zwar ein, dass eine rein teleologische Interpretation, die etwa die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft als letztlich erfolgreichen langen Weg nach Westen beschrieb und die Standortgebundenheit der heutigen Historiker vernachlässigte, zu kurz greift. Aber andererseits kann man durchaus behaupten,

dass die gegenwärtige deutsche Geschichtswissenschaft sich gegenüber den 1950er Jahren weiterentwickelt hat – auch und gerade die in diesem Band versammelten Reflexionen über das eigene Fach sind ein Beweis dafür.

In methodischer Hinsicht werben Conrad und Conrad für eine Überwindung der Dichotomie Vergleich – Beziehungsgeschichte. Ein sinnvoller Vergleich sei ohne die Frage nach gegenseitigen Einflüssen oft gar nicht machbar; letztlich hänge dies aber immer von der jeweiligen Fragestellung ab. Anschließend werden einige Ansätze der Historiographiegeschichtsschreibung (geistesgeschichtlich, politikgeschichtlich, kulturgeschichtlich, u. a.) vorgestellt und verschiedene Vergleichsobjekte skizziert – schließlich kann man nicht nur nationale Historiographien vergleichen (wobei unterschiedliche Entwicklungslinien innerhalb eines Landes oft vernachlässigt werden), sondern auch historische „Schulen“ oder einzelne Historiker.

Die nachfolgenden Aufsätze bieten dann eindrucksvolle Beispiele für die vielfältigen Möglichkeiten des Historiographievergleichs. Die Entwicklung der japanischen Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (und ihr Vergleich mit der deutschen zur selben Zeit) zeigt, dass die Suche eines besiegten Landes nach Orientierung seine Historiker auch auf ganz neue Wege führen konnte – und nicht, so wie in Deutschland, zurück auf die alten. Beiden Geschichtswissenschaften gemeinsam war jedoch die Fixierung auf die Nation als privilegierten Untersuchungsgegenstand.

Mit ganz anderen Problemen haben russische Historiker ein Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch des Kommunismus zu kämpfen. Zwar besteht in Russland nach wie vor ein großes öffentliches Interesse an der eigenen Geschichte, aber das anfängliche Bedürfnis nach einer ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Stalinismus ist inzwischen durch das Verlangen nach historischen Mythen verdrängt worden. In populärwissenschaftlichen Studien wird das zaristische Regime verklärt; seit dem Wechsel von Jelzin zu Putin sind allerdings auch die vermeintlichen Errungenschaften der kommunistischen Ära wieder in den Vordergrund getreten. Die Fachhistoriker spielen im öffentlichen Diskurs keine besonders wichtige Rolle, es sein denn, sie verlegen sich wieder auf die „aus der sowjetischen Epoche ererbte grobe Instrumentalisierung der Geschichte“ – wenn auch unter anderen Vorzeichen.

Zu überraschenden Ergebnissen kommt Gabriele Lingelbach in ihrem Beitrag über die französische und amerikanische Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, der zugleich auch Vor- und Nachteile der beiden Ansätze „Kulturtransfer“ und „Vergleich“ diskutiert. Nicht nur erweist sich der angeblich so prägende Einfluss der deutschen Geschichtswissenschaft auf ihr französisches und amerikanisches Pendant bei genauerer Analyse als schwächer als bislang angenommen, sondern die Wahrnehmung der deutschen Historie in Frankreich und den USA war „selektiv und teilweise verfälschend“.

Die eigentliche in dem Sammelband enthaltene Sensation betrifft jedoch die Bewertung der deutschen Historischen Sozialwissenschaft im Allgemeinen bzw. ihres Nestors Hans-Ulrich Wehler im Besonderen. Bereits Thomas Welskopp verweist in seinem Vergleich der Strukturgeschichte Conzescher Prägung mit der Historischen Sozialwissenschaft darauf, dass man statt auf die Abfolge klar voneinander abgrenzbarer Paradigmen auf Ungleichzeitigkeiten der Entwicklung achten sollte. Sein durchaus überzeugend begründetes Fazit lautet, dass sowohl Strukturgeschichte als auch kritische Sozialgeschichte „grundlegenden Auffassungen des Historismus verpflichtet“ blieben.

Paul Nolte aber geht schließlich in seinem Vergleich der wichtigsten in den vergangenen Jahrzehnten erschienenen Gesamtdarstellungen zur deutschen Geschichte, Thomas Nipperdeys „Deutscher Geschichte“ und Hans-Ulrich Wehlers „Deutscher Gesellschaftsgeschichte“, noch einen Schritt weiter. Bisher galt Nipperdey als Historiker, bei dem die „großen Männer“ den Gang der Geschichte bestimmten – „am Anfang war Napoleon“ begann der erste, „am Anfang war Bismarck“ der dritte Band von Nipperdeys „Deutscher Geschichte“. Bei Wehler hingegen standen Strukturen und Prozesse im Vordergrund – „am Anfang war keine Revolution“. Die genauere Lektüre, so Nolte (ein Schüler Wehlers), lasse jedoch nicht nur darstellerische Parallelen erkennen – wohl auch, weil Nipperdey und Wehler gegeneinander anschrrieben –, sondern Nipperdey erweist sich „im Gegensatz zu Wehler [als] ein Strukturhistoriker par excellence“. Wehler hingegen konzentrierte sich trotz seines sozialwissenschaftlichen Instrumentariums in hohem Maße auf das Handeln einzelner Personen, der so genannten „großen Männer“ wie zum Beispiel Bismarck. Gerade auch nach dem Erscheinen des vierten Bands der „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“, in der Wehler auffallend hitlerzentrisch argumentiert, erscheint die Einschätzung Noltes durchaus plausibel.

Dieses letztgenannte ist nur das eindrucklichste Beispiel dafür, wie lohnend der methodisch reflektierte Vergleich für die Geschichte der Geschichtswissenschaft sein kann. Auch wenn einige der Beiträge im Vergleich mit den vorgestellten etwas abfallen, ist der vorliegende Sammelband in jedem Falle zu empfehlen.

- Christoph Conrad, Sebastian Conrad: Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002. 400 Seiten, 25,00 EUR. ISBN 3-525-36260-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6700](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6700) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# Deutschland einig Superstar

## Ein Sammelband widmet sich dem „Subjekt (in) der Berliner Republik“

*Von Jan Süsselbeck*

„Das Land wird nicht mehr an der Heimatfront in Marsch und Heide verteidigt, sondern auf dem Balkan und am Hindukusch“. Was auf den ersten Blick wie ein NS-Wochenschau-Zitat anmutet, stand so am 21.05.2003 im „Weserkurier“ zu lesen. Keine Frage: Das Selbstbild der Berliner Republik hat sich radikal gewandelt. Manifestationen nationalen Selbstbewusstseins, die noch vor wenigen Jahren einen Aufschrei der Empörung in der geschichtsbewussten „Zivilgesellschaft“ ausgelöst hätten, sind längst zur Normalität geworden.

Das politische Ziel, wieder „Verantwortung in der Weltpolitik“ zu übernehmen und sich als „Standort Deutschland“ einen der vorderen Plätze des Weltmarkts zu erkämpfen, geht mit verschiedenen Zurichtungen der bürgerlichen Subjekte einher. Sie betreffen das Geschlechterverhältnis und das Sexualverhalten, äußern sich in gewandelten deutschen Strategien kollektiver Schuldabwehr nach 1945 und bestimmen die Manifestationen der Kulturindustrie. Fernseh-Hypes wie „Big Brother“ und „Deutschland sucht den Superstar“ liefern ein popkulturelles Spiegelbild der Bedürfnismanipulationen innerhalb der Subjekte eines Landes, das hoch hinaus will.

Der Sammelband „Subjekt (in) der Berliner Republik“ versucht in neun Aufsätzen einen panoramatischen und analytischen Überblick über die Entwicklung dieses deutschen Wandelungsprozesses zu geben. Die Beiträge entstanden anlässlich des gleichnamigen Berliner Kongresses im Sommer 2002. Sie wurden für die Veröffentlichung aktualisiert und befinden sich auf der Höhe des akademischen Forschungsstandes, behelligen den Leser jedoch keineswegs mit riesigen Fußnotengebirgen oder universitärem Fachjargon.

Thomas von der Osten-Sacken und Andrea Woeldike befassen sich mit der „Wiederkehr des kolonialen Blickes unter umgekehrten Vorzeichen“. Die Autoren kritisieren antiamerikanische und antisemitische Bewegungen, wie sie in der BRD auch in der Linken zusehends an Boden gewinnen, in ihrer paradoxalen Verknüpfung mit der historischen Entwicklung anticolonialer Diskurse. Die hartnäckige linke Begeisterung für „Befreiungsbewegungen“ und „unterdrückte Völker“ wird hier als Speerspitze derjenigen nationalistischen, chauvinistischen und stammestümelnden Zwangsethnifizierung enttarnt, die ursprünglich durch anticoloniale Revolutionen beseitigt werden sollte. Die völkische Destabilisierung staatlicher Strukturen, wie sie islamistische Organisationen etwa gegen Israel durchzusetzen versuchen, mündet so in jene bereits von Adorno diagnostizierten



„irrationalen Missbildungen destruktiver und selbstzerstörerischer Art“, die die bösartige Vorherrschaft fremder Mächte allüberall imaginiert und in den aktuellen Selbstmordattentaten der Palästinenser einen extremen Ausdruck erfährt.

Diese Irrationalität stößt jedoch gerade in Deutschland auf massenhaftes Verständnis, wie von der Osten-Sacken und Woeldike zeigen. Sie beherbergt große Identifikationspotentiale für einen in der Berliner Republik abermals hervorbrechenden Antiamerikanismus und Antisemitismus, wie er sich in der „Friedensbewegung“ gegen den Irak-Krieg auf unappetitliche Weise zu erkennen gab.

Christine Kirchhoff zeigt in ihrem Beitrag zur kollektiven deutschen Schuldabwehr von 1945 bis heute zudem, dass diese begeisterte Identifikation mit halluzinierten islamischen Opfervölkern auch damit zu tun hat, dass sich die Deutschen selbst frühzeitig aus der NS-Täter- in die Opferrolle hineinimaginierten, um sich nun endlich auf der ‚richtigen Seite‘ zu wähen. „Aus den Kindern der Tätergeneration wurden Experten für drohende Vernichtung: selbstverständlich in dem Sinne, dass Deutsche von nun an überall in der Welt gehalten sind, ein neues Auschwitz zu verhindern. Nicht trotz, sondern wegen Auschwitz wird Krieg geführt, nicht trotz, sondern wegen des Nationalsozialismus werden die Maßnahmen zur sogenannten inneren Sicherheit hochgefahren, Bürgerrechte werden abgebaut, um die Demokratie zu retten. [...] Die Deutschen scheinen nach wie vor nicht sonderlich an der Erhaltung liberal-demokratischer Staatlichkeit interessiert zu sein und genausowenig mit ihr identifiziert“.

Diese enthusiastische Begrüßung staatlicher Beschneidungen der subjektiven Freiheit äußert sich, wie der Band mit seinen abschließenden Beiträgen untermauert, bis in die privatesten und intimsten Gefühlsvorgänge hinein. Frauen etwa greifen die unerfüllbare Anforderung, sowohl in ihrer althergebrachten Mutterrolle zu funktionieren, als auch als karrierebewusste Dienstleisterin auf dem Arbeitsmarkt reüssieren zu müssen, plötzlich dankbar als Möglichkeit zur Emanzipation auf. Dass die permanente Selbstkontrolle bei der Planung eines Kindes noch die Partnerbeziehung zur „Arbeit“ macht, wird allen Ernstes als Beleg für die gewachsene weibliche Selbstbestimmung im Gefühlsleben begriffen: „Frau, egal, ob sie sich bewusst zur Mutterschaft bekennt oder ausdrücklich gegen Kinder entscheidet, wähnt sich mit ihrer authentischen Wahl meilenweit von gesellschaftlichen Zwängen und Anforderungen entfernt und arbeitet paradoxerweise gerade dadurch an deren Durchsetzung mit“, analysiert Andrea Trumann in ihrem Beitrag „Weibliche Subjektwerdung im Spätkapitalismus“.

Zuletzt zeigt Frank Dirkopf in seinem Aufsatz über neue Markterfolge der Kulturindustrie ausgehend von Sendungen wie „Deutschland sucht den Superstar“, dass die markttechnische Kolonialisierung der Subjekte mittlerweile auch hier ins Gefühlsleben selbst vorgedrungen ist. „Es reicht nicht mehr, nur noch (vielleicht sogar murrend) die Arbeit faktisch brav zu tun, sondern man muss

„wirklich‘ Lust beim Arbeiten haben, die ganze Gefühlspalette mit in die Waagschale werfen“, schreibt Dirkopf. Mit kritischer Distanz sei die Realität des Berufslebens heute kaum mehr zu meistern. Vollkommen unabhängig von den vertretenen Inhalten soll das Subjekt sein „High Involvement“ in allen Lebenslagen dokumentieren.

So erhellend die Beiträge des Bandes sind, so niederschmetternd stellt sich das Gesamtbild der derzeitigen Verfasstheit der bundesdeutschen Verhältnisse dar, die sie nachzeichnen. „Der Druck, unter dem die Menschen leben, ist derart angewachsen, daß sie ihn nicht ertragen, wenn ihnen nicht die prekären Leistungen der Anpassung, die sie einmal vollbracht haben, immer aufs neue vorgemacht und in ihnen selber wiederholt würden“, schreibt Adorno in seinem „Prolog zum Fernsehen“. Diesen medialen Wiederholungszwang im Dienste der Zurichtung des Subjekts mittels Erlangung eines hellen Bewusstseins zu durchbrechen, bleibt die einzige Chance, sich noch so etwas wie eine letzte subjektive Freiheit zu bewahren. Der vorliegende Band leistet einen Beitrag dazu.

- Subjekt (in) der Berliner Republik. Zu den subjektiven Bedingungen der objektiven Irrationalität.

Herausgegeben von der initiative not a love song.

Verbrecherverlag Labisch & Sundermeier, Berlin 2003.

208 Seiten, 14,00 EUR.

ISBN 3-935843-31-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6710](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6710) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Nur wer sich ändert, bleibt sich treu**

### **Hans-Jürgen Wirths Reader über „Hitlers Enkel“ als Kinder der Demokratie**

*Von Kristina Heinz*

„Hitlers Enkel – oder Kinder der Demokratie? Die 68er-Generation, die RAF und die Fischer-Debatte“ ist die erweiterte Neuauflage des bereits 1997 im Psychosozial-Verlag erschienenen Buches „Versuche, die Geschichte der RAF zu verstehen. Das Beispiel Birgit Hogefeld“. Die kontrovers diskutierte Sponti-Vergangenheit des Bundesaußenministers Joschka Fischer war der Anlass, es um einige Beiträge zu erweitern. Die Autoren von Annette Simon, Horst-Eberhard Richter, Gerd Rosenkranz, Birgit Hogefeld, Hubertus Janssen bis Carl-Christian von Braunmühl ergeben den Anspruch eines Verständigungsversuches. Motive und Hintergründe des Umschwungs von 1968, der Protest-Bewegungen und der

nachfolgenden „revolutionären“ Gewaltwelle der RAF sollen am Beispiel Birgit Hogefeld veranschaulicht werden.

Zu Beginn der Beitragsreihe erörtert der Herausgeber Hans-Jürgen Wirth die Proteste gegen das bürgerlich-faschistische Gesicht des 60er-Jahre Staates, die Auflehnung gegen das alte Wertesystem einer Generation sowie die Ziele der 68er-Bewegung und die Aktualität des Themenkomplexes. Eine seiner psychoanalytischen Thesen, mit der Wirth die enorme Gewaltbereitschaft der Roten Armee Fraktion (RAF) erklärt, ist die Ausführung eines unbewussten elterlichen Rollenauftrags. Die Kinder agieren als sogenannte Delegierte ihrer Eltern. Und die ehemaligen Mitläufer des NS-Regimes strafen sich durch ihre Kinder selbst, um dann als Staat die Kinder wieder zu bestrafen. Die Söhne und

selbst kann das Urteil nicht nachvollziehen. Welche Strafe wäre gerechtfertigt für eine Person, die in ihrer Vergangenheit die Tötung von Menschen rechtfertigte und aktiv förderte?

Für die war der Kampf der RAF gegen ein „menschenfeindliches System“ gerichtet, gegen die autoritären Gesellschaftsformen, gegen Kapitalismus, Vereinzelung und Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Keinesfalls wollten sie die Fehler ihrer Eltern wiederholen. Tötung im Interesse einer Idee erschien ihr legitim. Kann eine Idee die Tötung von Menschen legitimieren? Hat kein Mensch das Recht, für seine Ziele das Leben eines anderen zu opfern? Wer gab Birgit Hogefeld die Legitimation, diese Menschen auszuwählen und über ihr Leben zu urteilen? Eine Gruppe, die für humanere Strukturen eintreten will, verliert ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie einen blutigen Krieg führt und Hinrichtungen als notwendig betrachtet. Schwarz-weiß-Denken, die Unterteilung in „Mensch und Schwein“ ermöglichte den Hass gegen einzelne Personen und forderte deren Tod. Birgit Hogefeld versucht eine Aufarbeitung ihre Vergangenheit und eine Neudefinition ihrer Person – keinesfalls ein leichter Weg. Die Familienangehörigen der Opfer versuchen zu vergessen und zu verstehen, so Carlchristian von Braunmühl, der in seinem Beitrag die Emotionen, Gedanken und Gefühle von Betroffenen schildert.

Eine Auseinandersetzung mit dem Thema RAF und BRD ist notwendig, und einzelne Beiträge dieses Buches sind hilfreich für den Versuch einer objektiven Herangehensweise an diesen Themenkomplex – die psychoanalytischen Deutungsversuche eher hinderlich. Beide Fronten sollten aber ihren Blick für die Fortschritte und Annäherungen der anderen Seite sensibilisieren. Es hat sich viel getan in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1968 und 2003. Versöhnungsversuche, zum Beispiel von Seiten der Regierung unter Bundeskanzler Helmut Kohl und Innenminister Klaus Kinkel, sollten aufgegriffen werden. Im Gegenzug dürfte die Regierung die Dialogbereitschaft einzelner ehemaliger Mitglieder der RAF nicht ignorieren. Die Liste der Opfer der RAF ist lang, zu lang, um Fehler dieser Art ein zweites Mal in Kauf zu nehmen. Norbert Schmidt (Polizist 1971), Paul A. Bloomquist (US Offizier 1972), Clyde Bonner (US Soldat 1972), Ronald Woodward (US Soldat 1972), Charles Peck (US Soldat 1972), Günter von Drenkmann (Richter 1974), Baron Andreas von Mirbach (Militärattaché Botschaft Stockholm 1974), Dr. Hillegart (Wirtschaftsattaché Botschaft in Stockholm 1974), Siegfried Buback (Generalbundesanwalt 1977) mit ihm Georg Wuster (Chef der Fahrbereitschaft) und Wolfgang Göbel (Chauffeur), Jürgen Ponto (Bankier 1977) und Hanns-Martin Schleyer (Arbeitgeberpräsident 1977). Bei seiner Entführung starben Reinhold Brändle, Roland Pieler, Helmut Ulmer (Personenschützer) und Heinz Marcicz (Chauffeur). Weitere Tote waren Hans-Wilhelm Hansen (Polizist 1978), zwei niederländische Zöllner (1978), eine unbeteiligte Frau bei einem Banküberfall 1979, Ernst Zimmermann (MTU-

Vorstandsvorsitzender 1985), Edward Pimental und zwei weitere US Soldaten (1985), Karl Heinz Beckurts (Siemens-Vorstandsmitglied 1986) und Eckhard Groppler (Chauffeur), Gerold von Braunmühl (Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt 1986), Alfred Herrhausen (Deutsche Bank-Vorstandsvorsitzender 1989), Detlef Karsten Rohwedder (Treuhandchef 1991), Michael Newrzella (GSG9 1993). Eine traurige Bilanz, bei der die Toten der RAF nicht einmal angeführt sind.

- Hans-Jürgen Wirth (Hg.): Hitlers Enkel oder Kinder der Demokratie? Die 68er, die RAF und die Fischer-Debatte. Psychosozial-Verlag, Giessen 2001. 240 Seiten, 15,20 EUR. ISBN 3-89806-089-6

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6665](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6665) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Lass die amerikanischen Teufel kommen!**

### **Åsne Seierstads ganz unpersönliches Tagebuch aus dem Bagdad der Kriegs- und Vorkriegsmonate**

*Von Rolf Löchel*

In den letzten Jahren und Monaten hat es sich nachgerade zu einem modischen Trend entwickelt, einstweilige Verfügungen oder gar Klagen gegen literarische Werke einzureichen, welche die Persönlichkeitsrechte der Kläger verletzen sollen. Dieses Schicksal ereilte auch Åsne Seierstads unlängst erschienenen Roman „Der Buchhändler von Kabul“. Ein Kabuler Buchhändler, dem eine englischsprachige Übersetzung des Buches zugespielt worden war, sah sich in der sexistischen Titelfigur portraitiert, flog nach Norwegen, dem Heimatland der Autorin, und verlangte, dass der in 17 Sprachen übersetzte Bestseller eingestampft und ihm ein ‚angemessenes‘ Schmerzensgeld zuteil werde.

Inzwischen ist die Autorin und Reporterin bereits mit einem weiteren Titel auf dem Markt, keinem Roman diesmal, sondern einem – so der Titel – „Tagebuch aus Bagdad“. Von Ende Januar 2003 an bis nach dem Ende der offiziellen Kriegshandlungen war sie in der irakischen Hauptstadt als Kriegsberichtserstatterin tätig. Ihre Reportagen erschienen in neun großen europäischen Tageszeitungen.

Das nun publizierte Tagebuch beginnt mit dem 19. Januar und endet am 15. April. Es reicht also von der unmittelbaren Vor- bis zur unmittelbaren Nachkriegszeit, berichtet jedoch nicht nur, wie sein Titel besagt, aus Bagdad, sondern etwa auch aus Kerbala, wo Seierstad mit wenig Erfolg versuchte, die Menschen über das Massaker von 1991 zu befragen. Auch handelt es sich nicht

um reine Tagbucheintragungen, in denen sie etwa von Gesprächen mit den Einwohnern Bagdads und deren Alltag berichtet. Auch gelegentliche statistische Angaben lässt die Autorin einfließen. So erfährt man etwa, dass schon vor dem Krieg nur 60 Prozent der Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser versorgt waren.

Das Bagdad der Vorkriegszeit ist durch die ständige Angst vor den allgegenwärtigen Spitzeln des Regimes geprägt. Stets bekam Seierstad die gleichen Antworten auf ihre Fragen: „Das Leben sei gut, Saddam Hussein sei der beste Mann auf der Welt, und die Amerikaner würden sie nicht fürchten.“ Zurecht stellt sie die „Banalität“ solcher Antworten fest, die zeigen „wie tief die Angst vor dem Regime saß“. Dass Seierstads Dolmetscherin bis an das Kriegsende mit unbeirrbarem Glauben an Saddams Regime festhält, macht jedoch auch deutlich, wie wirksam dessen jahrzehntelange Propaganda war. Und so ist nicht immer zu unterscheiden, ob Angst oder Überzeugung den von allen ausländischen Informationsquellen abgeschnittenen Irakern die Phrasen der Propaganda diktiert.

Unmittelbar vor Beginn der Bombardements führte die Autorin eine Reihe von Gesprächen mit den aus dem westlichen Ausland angereisten „menschlichen Schutzschilden“, deren Aussagen, trotz der frei zugänglichen Informationsquellen, die ihnen bis zur Einreise in den Irak zur Verfügung standen, zum Teil von geradezu erschreckender Naivität sind. Andere hingegen merkten schnell, dass sie von Saddams Regime missbraucht wurden und fürchteten sogar, auf seinen Befehl hin ermordet und dann als Opfer amerikanischer Bombenangriffe präsentiert zu werden.

Von besonderer Eindringlichkeit ist Seierstads Tagebuch unmittelbar vor Beginn des Krieges. Die Stimmung, die in diesen Tagen unter der Bevölkerung herrscht, findet ihren wohl prägnantesten Ausdruck in der Bemerkung eines Buchhändlers: „Alles muss mit der Wurzel ausgerissen werden. [...] Lass die amerikanischen Teufel kommen und es hinter uns bringen.“

Während der Kriegswochen konzentriert sich die Autorin ganz auf das Leid der Bevölkerung unter den Bombardements und den wachsenden Hass auf die Amerikaner. Von ihren eigenen Beurteilungen, ihren Gefühlen und ihren sicher vorhandenen Ängsten erfährt man nichts. Während zwischen den Bombardements Kinder auf den Straßen Bagdads – so wie sie es wohl schon immer getan haben – Krieg zwischen Israelis und Palästinensern spielen, erklärt ein Intellektueller hellichtig: „Er [Bush] hat uns jetzt hunderter von Osama bin Ladens geschickt. Wenn die Behörden bisher nichts mit Al-Qaida zu tun hatten, dann haben sie es jetzt.“

Dass die Iraker die Schuld für die sofort um sich greifenden Plünderungen alleine bei den Amerikaner suchten und niemand wahrzunehmen schien, dass es doch die eigenen Landsleute waren, die plündernd und brandschatzend durch die Stadt zogen, wusste man schon vor Seierstads Buch. Ebenso bekannt war, dass die amerikanische Besatzungsmacht die Plünderungen geschehen ließ, ohne

einzugreifen, und sie somit einen Teil der Verantwortung zu tragen hat. In ihrer Lapidarität unübertroffen ist jedoch die Bemerkung eines amerikanischen Offiziers, der Seierstad schulterzuckend erklärte, es liege „absolut außerhalb unseres Mandats, Recht und Ordnung wieder herzustellen“. Unübertroffen ist jedoch auch die Schizophrenie einer Bagdaderin. „Wir haben Angst. Nachts sind Banden unterwegs und saufen, stehlen und plündern“, klagt sie, packt mit diesen Worten ihre eigene Beute – ein Sofa und einige Sessel – auf einen Karren und zieht davon.

Trotz Zerstörungen, Brandschatzungen und Plünderungen scheint Seierstad das Ergebnis des Krieges eher positiv zu sehen. Denn, so stellt sie fest, „was der Krieg hauptsächlich verändert hat, sind die Gespräche“. Sie sind nun von bislang ungekannter Offenheit und Freiheit.

Seierstad kann zwar nicht mit spektakulären oder auch nur unerwarteten Informationen oder Erkenntnissen aufwarten, doch hat sie Einblicke in Leben und Denken der Bagdader Bevölkerung unmittelbar vor, während und nach den offiziellen Kriegshandlungen gewonnen, so weit und so tief sie einer ausländischen Journalistin eben möglich sind.

- Asne Seierstad: Tagebuch aus Bagdad. Alltag zwischen Angst und Hoffnung. Übersetzt aus dem Norwegischen von Holger Wolandt. Claassen Verlag, München 2003. 224 Seiten, 12,00 EUR. ISBN 3-546-00346-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6652](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6652) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## ***Von Mitarbeitern***

# **Ein Sammelband zu Habermas‘ „Strukturwandel der Öffentlichkeit“**

Die Untersuchung zum „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, in deren Zentrum die liberalen Elemente der bürgerlichen Öffentlichkeit und deren sozialstaatliche Transformationen standen, gewinnt durch die Dynamik der modernen bürgerlichen Gesellschaft immer wieder aus unterschiedlichen Perspektiven an Aktualität.

Fiel die Erstveröffentlichung 1962 noch in Zeiten eines CDU-Staates und der Ludwig Erhardschen „Formierten Gesellschaft“, in denen die Thematisierung des emanzipatorischen Potenzials bürgerlicher Öffentlichkeit aufklärerische und

kritische Impulse vermittelte, begründete Habermas eine unveränderte Neuauflage 1990 u. a. damit, dass die „nachholende Revolution“ in den osteuropäischen Gesellschaften dem Text eine erneute Aktualität verliehen hat. Erst in dieser Zeit ist das Buch auch ins Englische übersetzt worden und fand eine perspektivenreiche Behandlung seiner Themen auch in der amerikanischen sozialwissenschaftlichen Diskussion statt. Mittlerweile ist der „zivilgesellschaftliche Aufbruch“ von 1989 durch andere politische Dynamiken und deren Widersprüche überrollt worden: neoliberale Globalisierung, Renationalisierung und „postnationale Konstellationen“, Populismus und Krise demokratischer Willensbildung und politischer Repräsentanz.

Diese Entwicklungen treffen ins Zentrum der Themen des Strukturwandels der Öffentlichkeit: Wie ist es heute, angesichts erneuter ökonomischer Transformationen kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten und von „Transnationalisierungsprozessen“ um demokratische Öffentlichkeit, den öffentlichen Raum und die Funktion öffentlicher Meinung bestellt? Was bedeuten zunehmende Medialisierung von Politik und Amerikanisierung von Wahlkämpfen für einen emphatischen Begriff von Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft als Korrektive staatlicher Politik? Dem gehen die Autoren dieses Bandes nach, indem sie den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ von Jürgen Habermas in unterschiedlicher Weise zum Ausgangs- und Referenzpunkt nehmen.

L. L.

*Anmerkung der Redaktion: literaturkritik.de rezensiert grundsätzlich nicht die Bücher von regelmäßigen Mitarbeiter / innen der Zeitschrift sowie Angehörigen der Universität Marburg. Deren Publikationen können hier jedoch gesondert vorgestellt werden*

- Lennart Laberenz (Hg.): *Schöne neue Öffentlichkeit. Beiträge zu Jürgen Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit“*. VSA Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung, Hamburg 2003. 216 Seiten, 16,50 EUR. ISBN 3-89965-043-3

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6724](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6724) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang



## Ein Leben nur in Bedeutung

### Über Herbert Krafts und Karl Corinos ungleiche Annäherungen an einen bis heute wenig gelesenen Klassiker der Moderne: Robert Musil

Von Oliver Pfohlmann

Ein Leben ganz ohne Leerlauf und Kompromisse, als endloser Fluss von Liebe und Bedeutung, von „Gefühlserkenntnissen und Denkerschütterungen“ – ist das vorstellbar? Vorstellbar vielleicht. Lebbar nur in Ausnahmefällen, für kurze Zeit. In Kunst und Literatur etwa. 1901 notiert der junge Robert Musil, nach einem Klavierkonzert erstmals von der Utopie eines exakten Lebens berauscht: „Wenn man Jemanden hätte, der einem fort und fort solcherweise die Seele umspinnen würde [...]. Ich empfand, daß ich mich ganz vom Leben abwenden und ganz diesem zuwenden würde [...]. Und noch während sich meine Gefühle hinter die hohen Mauern dieses Gartens träumten – kam mir schon dieser wie der Park eines Irrenhauses vor.“

Allein im Schreiben ließ sich diese Utopie von ewigem *flow* mit ihrer bedrohlichen Nähe zur Manie realisieren. Notorisch Unzufriedene mit dem, was Leben und Gesellschaft bieten, sind denn auch, vom „Zögling Törless“ an, Musils Protagonisten: „fühllose Träumer“, denen eine böse, aber mit „Seele“ begangene Tat lieber ist als alles Gutmenschentum. Wohin solche Wirklichkeitsverachtung führt, versuchte der österreichische Autor in dem Seelenlaboratorium seiner Werke herauszufinden.

So träumt Ulrich, der „Mann ohne Eigenschaften“, davon, „dass unser Dasein ganz und gar aus Literatur bestehen sollte“. Er und seine Schwester Agathe, die „letzten Mohikaner der Liebe“, sind gedacht als „lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann.“ Doch selbst von diesem Alter Ego heißt es, dass man nicht weiß, „wie dieser Mensch seinen Tag zubringen soll, da er doch nicht beständig im Akt der Schöpfung schweben kann“. Fortwährend geplagt von Krankheiten und Neurosen, Geldsorgen und Schreibhemmungen, schwebte dort auch Musil nur selten.

„Andere Zustände“, Augenblicke „tagheller Mystik“, wie sie seine Texte immer wieder evozieren: sie blieben in diesem Dichterleben einsame Glücksfälle. War Musil depressiv gestimmt, weil ihn der *writer's block* fesselte, er sich in den Papierbergen seiner Entwürfe verirrte oder ihm seine entnervten Verleger den

Geldhahn abzdrehen drohten, sprang ihm seine Stieftochter Annina auf den Schoß, drückte ihm die Finger auf den Mund und nötigte ihm mit dem Ruf „Mundwinkel hoch!“ ein gequältes Lächeln ab.

„Die Alltage machten Robert Musils Leben aus, nicht die Festtage“, betont denn auch Herbert Kraft. Von dem Münsteraner Germanisten stammt einer der beiden neuen Versuche, sich einem bis heute wenig gelesenen Klassiker der literarischen Moderne anzunähern. Er ist, um es gleich zu sagen, misslungen. Nicht deshalb, weil sich Kraft nur geringe Mühe macht, diesem Alltag auf die Spur zu kommen, und doch wieder das Werk ins Zentrum stellt. Krafts Abriss von Musils Leben zu Beginn ist noch sein bestes Kapitel: erfrischend, wie da „monsieur le vivisecteur“ gegen den Strich gebürstet wird. Zum Ärgernis wird sein Buch aus anderen Gründen.

Da sind zunächst verquere, schmerzengeldverdächtige Sätzen wie: „Tun, was, wie man sagt, alle tun; dieses Gewaltpotential ermöglichte die Kriege, in Szene gesetzt von denjenigen, die das sogenannte Besondere taten, dessen immer nur die Auserwählten fähig sind.“ Oder: „In der *Kindergeschichte* ist gezeigt, wie man dauernd die Gewalt vor sich sieht, wenn man von unten schauen muß: jetzt überall Stiefel sieht.“ Unverständlich bleibt, warum der Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe für seine Musil-Zitate keine Belege angibt. Woraus Kraft da jeweils zitiert, ob aus Tagebuchheften, Briefen, Entwürfen oder literarischen Werken, bleibt oft unklar; wer die einschlägigen Stellen jedoch ein wenig kennt, bekommt schnell den Eindruck, dass Kraft sich seine Zitate nach Lust und Laune zusammenmixt.

Abenteuerlich sind viele von Krafts Behauptungen wie etwa die, der promovierte Experimentalpsychologe Musil habe sich mit dem „Mann ohne Eigenschaften“ nicht zur Gestaltpsychologie gezählt. Warum bat er dann seinen Freund, den Gestaltpsychologen Johannes von Allesch, eine Monographie über seinen Roman zu schreiben? Oder: Die Novelle „Grigia“ zeige laut Kraft „die offene Gewalt des Mannes und die verzweifelte Selbstbehauptung der Frau“ – da wüsste man gern, welchen Text der Autor eigentlich gelesen hat, in dem es nicht ohne Grund heißt: „Kurze Zeit danach war er [Homo] der Geliebte einer Bauernfrau geworden.“ Oder: Laut Kraft war „Musils Nietzsche-Verständnis [...] von Ernst Mach geprägt“ – genauso gut oder schlecht könnte man wohl das Gegenteil behaupten. Wer auch nur die wichtigste Sekundärliteratur zu diesem Autor zur Kenntnis genommen hat, würde es besser wissen.

Und Krafts Interpretationsmethode? Die besteht darin, bei jeder sich bietenden Gelegenheit an ein Musil-Zitat eine „historische Assoziation“ anzuschließen, die dann entweder etwas mit dem Ersten Weltkrieg oder dem „Dritten Reich“ zu tun hat. Gelegentlich mit gutem Grund, denkt man an die Bedeutung des Kriegserlebnisses für Musils späteres Werk. Doch drängt sich bald der Eindruck von Zwanghaftigkeit auf. Zumal es Kraft, von allen guten philologischen Geistern

verlassen, meist bei seinen freien Einfällen belässt. Heißt es von der Protagonistin der 1908 erschienenen Erzählung „Das verzauberte Haus“, sie gab sich hin, „mit einem Lächeln, das sie wie eine Wunde im Gesicht fühlte“, kommentiert Kraft: „Der Vergleich erklärte sich bald durch die Gesichter der Verwundeten in den schier endlosen Reihen der Kriegsgefangenen“. Das nervt. Und erklärt gerade nichts. (Um so erschreckender also die Ahnungslosigkeit vieler Rezensenten. Joachim Kalka in der „F. A. Z.“ glaubte gar: „Wäre Herbert Krafts „Musil“ nicht quasi im Windschatten des Riesenbuches von Corino erschienen, hätte es sicher größeres Aufsehen erregt, denn es ist eine sehr beachtliche Studie.“ Im Gegenteil, Krafts Elaborat profitierte erheblich von der Corino gewidmeten medialen Aufmerksamkeit.)

„Wer seine Bücher gelesen hat, kennt sein Leben, bis auf den Rest, der nicht in die Literatur einging“, behauptet Kraft über Musil. Da müssen Karl Corino die Ohren klingen, hat doch der frühere Literaturredakteur beim Hessischen Rundfunk sein halbes Leben diesem Rest gewidmet und jenen Realien, an denen sich Musils Texte entzündeten. Wie schön, dass es noch solch Literaturbesessene gibt! Seit 1966 hat Corino Musils Leben, „die Abenteuer und Irrfahrten eines seelischen Vivisektors zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts“, wie einst der junge Dichter tönte, Stück für Stück rekonstruiert: von den Kadettenjahren in Mährisch-Weißkirchen über das Ingenieurs- und Psychologiestudium nach 1900, der Entscheidung für die Literatur, den Kriegsjahren an der italienischen Front und als Redakteur von Propagandazeitschriften, dem (kurzen) Engagement für Sozialdemokratie und Schriftstellerverband im Nachkriegs-Wien, der Arbeit am „Mann ohne Eigenschaften“ seit den Zwanzigern bis zu seinem Tod im Schweizer Exil 1942. Eine Wahnsinnsarbeit. Jetzt liegt das Ergebnis vor, ein vor Material schier berstender Monumentalschmöker, über 1.400 Seiten Text, weitere 400 Seiten Anmerkungen.

Es hat viele Gründe, dass von Musils Leben so wenig bekannt war. Einer ist seine Art, Tagebuch zu führen. Tagtäglich all das Ephemere festzuhalten, wie es sein beneideter Konkurrent Thomas Mann praktizierte: nichts hätte ihm ferner gelegen. Wer ein Leben nur in „Bedeutung“ führen will, Literatur als „kühner, logischer kombiniertes Leben“ ansieht und dazu noch über ein so extremes Selbstwertgefühl verfügt wie Musil, hält alles Banale und Kränkende nur in Ausnahmefällen fest. Oder verwandelt es gleich in Material, in Rohstoff für Dichtung.

Verständlich daher die Stoßseufzer des Biographen: „Was gäbe man für einigermaßen lückenlose Aufzeichnungen aus jenen Tagen.“ Da bleibt nichts anderes übrig, als sich in einen Kriminalisten zu verwandeln, der mit einem stupenden Einfallsreichtum alle nur denkbaren Quellen erschließt, Zeugnisse, Spuren und Indizien sichert, mit den letzten Zeugen spricht, europaweit Archive

## Biographien

und Bibliotheken durchforstet und Schauplätze erkundet. Über vieles, was man bislang allenfalls ungefähr wusste, erfährt man hier erstmals Genaueres.

Mag Corino in seinem Garten seinem „Hausheiligen“ sogar ein Denkmal errichtet haben, sein Werk ist alles andere als eine Hagiographie. Dafür sorgt schon sein psychoanalysenahes Interesse für die „dunklen“ Seiten seines Gegenstandes: Musils endlose Krankengeschichte, seine „Leichen im Keller“, wie die von Musil mutmaßlich durch Infektion und Psychoterror ums Leben gebrachte Jugendliebe Herma Dietz („Tonka“) oder seine (eher spärlichen) „Mannesabenteuer“. Ein Interesse, dass Corino mit seinem Gegenstand teilt, der wegen all der sexuellen Grenzüberschreitungen in seinen Werken schon zu Lebzeiten als der „erotischste Dichter“ gerühmt wurde.

Beeindruckend etwa die Beschreibung der Schmierkuren mit Jod und Quecksilber, die der junge, an Syphilis erkrankte Musil, stets bedacht auf sein ästhetisches Erscheinungsbild, ertragen musste, „vor sich hin speichelnd, mit gelockerten Zähnen, übelriechend“. Faszinierend das Porträt über Martha Marcovaldi, Musils Frau, und ihre erotischen Abenteuer. Einige Kapitel, wie etwa das über Musils Kriegserlebnisse, sind kleine Meisterwerke, wobei Corino gerade für diesen Zeitraum eine besonders gute Materiallage – ein 1980 in einem Bozener Keller gefundener Briefwechsel zwischen Musil und seiner Frau – zugute kommt. Andere intime Aufzeichnungen hat die Witwe später in ihren Mantel eingnäht, wo man sie Jahrzehnte später fand. Wo das Material dünn bleibt (etwa bei der tragischen Beziehung mit Herma Dietz oder der Affäre mit der Bäuerin Lene Maria Lenzi), hält sich Corino einfach an die literarischen Texte (in diesen Fällen also an „Grigia“ und „Tonka“); ausgehend von seiner insgesamt wohl richtigen These, dass Musil als Autor kein Erfinder war. Aber so plausibel und begründet es auch sein mag, die Lücken von Musils Lebenslauf an diesen Stellen mit den literarischen Texten zu füllen, hätte man sich doch gewünscht, dass der Biograph seine Leser hier deutlicher auf den Konstruktionscharakter seines Vorgehens aufmerksam macht.

Corinos Entdeckungen zeigen: Verglichen mit Musil, der sich unaufhörlich aus der Realität und dem Intimleben seiner Freunde und Bekannten bediente, sind heutige Autoren wie Alban Nikolai Herbst oder Maxim Biller Waisenknaben. So schlachtete er das Ehedesaster seines Freundes Gustav Donath mit der Psychotikerin Alice für seinen Roman aus, als Walter und Clarisse wurde das ungleiche Paar unsterblich. Donath, zeitlebens verbittert über diesen Vertrauensbruch, hat sich später geweigert, Corino Auskünfte zu geben. Corinos Buch wurde dennoch eher eine *Multi*-Biographie. Lernt man doch noch viele andere faszinierende Gestalten einer verlorenen Zeit kennen, die meisten von ihnen Modelle für Musils literarisches Personal: den Lustmörder Christian Voigt alias Moosbrugger etwa, dessen Fall der Autor teils wörtlich Wiener Zeitungen entnahm (und dessen weiterer Lebensweg in der Realität den Erfindungsreichtum

Musils fast in den Schatten stellt); die von Männern umschwärmte Kaffeehausmuse Ea von Allesch, den „Löwen von Isonzo“, General Boroewic, oder den Theaterhochstapler Jo Lherman, der zu Musils Unglück für die erste Inszenierung der „Schwärmer“ verantwortlich, aber im Grunde selbst eine entsprungene Romanfigur war.

Wie schön, dass Corino dabei auch das spätere Schicksal dieser Personen erzählt. Darin, dass sich Musil, in der Realität ein Mann mit vielen, oft genug unsympathischen Eigenschaften, für das weitere Leben seiner Modelle offenbar nicht mehr interessierte, nicht für Walter Rathenaus/Arnheims Engagement für die Weimarer Republik, nicht für Franz „Feuermul“ Werfels Karriere im Austrofaschismus, sieht Corino eine der Ursachen, warum er seinen Roman über die Welt am Vorabend des Großen Krieges nicht vollenden konnte. Wie ihm überhaupt nach 1920 das „sinnliche Leben“ abhanden gekommen sei, bestand doch seine Existenz, wohl zum Ärger des Biographen, jetzt nur noch „aus seiner Ehe, Arbeit, Essen, Geldsorgen, Verlagsquerelen, Spaziergängen, Kino, Kaffeehaus, Rauchen [...] Musil sperrte sich [...] die letzten drei Dekaden seines Lebens gegen jede neue erotische Erfahrung.“ Corinos Leser dürfen folgern: Eine monogame Existenz mag dem Schreiben wie dem Leben schaden, der späteren Biographie nicht unbedingt.

- Herbert Kraft: Musil.  
Paul Zsolnay Verlag, Wien 2003.  
358 Seiten, 24,90 EUR.  
ISBN 3-552-05280-1
- Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie.  
Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003.  
2010 Seiten, 78,00 EUR.  
ISBN 3-498-00891-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6677](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6677) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Der Fackelkraus-Mythos**

### **Friedrich Rothes Karl Kraus-Biographie**

Von Walter Fanta

Das Buch

Die erste umfassende Biographie des Dramatikers, Satirikers und „Fackel“-Herausgebers Karl Kraus (1871–1936) ist nicht für Wissenschaftler und schon gar

## Biographien

nicht für Kraus-Spezialisten geschrieben, sondern dem breiten an der Geschichte und Kultur der deutschsprachigen Moderne interessierten Leserpublikum gewidmet. Sparsam gesetzte Anmerkungen mit Quellennachweisen erleichtern die nicht in erster Linie forschungsorientierte Lektüre, die bei Biographien übliche Zeittafel aber und eine Bibliographie fehlen; Die Darstellung erfolgt nicht chronologisch, in acht Kapiteln werden die Themen behandelt: „Mir fällt zu Hitler nichts ein“ / Der Wiener Satiriker und die deutsche Hauptstadt / Ein „jüdischer“ Antisemit / Der „moralische Niedergang“ der Fackel / Dreimal Berlin & retour: Kraus, Loos und Kokoschka / „Sehnsucht nach aristokratischem Umgang“ / Der Vorleser und sein Publikum / Mitstreiter und Erben: Loos, Schönberg, Wittgenstein und die „Frankfurter Schule“.

## Der Autor

Der Literaturhistoriker Friedrich Rothe (geb. 1939) leitet in Berlin eine Kunstgalerie; in der Karl-Kraus-Forschung ist er ein Außenseiter. Gerade weil sie von einem Nicht-Österreicher und Nicht-Kraus-Spezialisten geschrieben ist, gelingt Rothés Biographie in der Diskussion um Karl Kraus eine Perspektivenverschiebung.

## Typologisches

Innerhalb der Biographik stellen Schriftstellerbiographien einen Sonderfall dar, haben sie doch in einer Weise stets die nach dem Muster von Dichtung und Wahrheit gestrickten literarisch verhüllten oder angeblich autobiographisch enthüllenden Selbstzeugnisse der Dichter als Prätext vor sich. Im Umgang mit der biographischen Wahrheit im Dichterleben lassen sich drei Verfahren feststellen: 1. Die historische Schriftstellerbiographie, die unbesehen von literarischen Verhüllungs- und Entblößungsstrategien der Wahrheit im Leben auf den Grund gehen möchte; 2. Die literarische Schriftstellerbiographie, welche sich der Rekonstruktion der Werkgeschichte(n) und der biographischen Realien in den literarischen Texten annimmt; 3. Die diskursive Schriftstellerbiographie, die versucht, die literarhistorische Stellung des jeweiligen Autors neu zu bestimmen bzw. einen biographischen Beitrag zu dem Diskurs zu leisten, der sich um den Dichter rankt.

Rothe ist ein Vertreter des dritten Typus. Er hat keine unpublizierten Dokumente aus Archiven ausgegraben. Auch die Auseinandersetzung mit dem Werk rückt bei ihm eher an den Rand, zum Beispiel ist von Kraus' Arbeit an seinem Hauptwerk, dem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ bloß cursorisch die Rede. Ohne seine Vorgehensweise in einer Einleitung zu begründen, setzt sich Rothe statt dessen mit dem positiven und negativen Kraus-Mythos auseinander, er korrigiert das Bild von Karl Kraus in seiner öffentlichen

Wirkung. Die Diskursivierung des Kraus-Mythos durch Rothe verdient es wohl, ernst genommen zu werden. *Die Kraus-Biographie* aber wird noch zu schreiben sein.

### Kraus Mythos I: Dem zu Hitler nichts einfiel

Im ersten und wichtigsten Abschnitt des Buchs demontiert Rothe die weit verbreitete Vorstellung von einem Scheitern des Satirikers Kraus angesichts des Nationalsozialismus, er legt überzeugend dar, dass das Bild vom resignierten und sich hinter den austrofaschistischen Minidiktatoren Dollfuß und Schuschnigg versteckten Fackel-Herausgeber, der sich in seiner Spätzeit bereits selbst überlebt habe, falsch ist. Kraus näherte seinen politischen Standort dem der Kommunisten an, arbeitete in Berlin Ende der Zwanziger Jahre u. a. eng mit Brecht zusammen, experimentierte mit den neuen Medien Radio und Film und entwickelte 1933/34 in der Fackel und in der „Dritten Walpurgisnacht“ eine überzeugende publizistische Gegenstrategie gegen Hitler.

### Kraus Mythos II: Antisemit und Frauenfeind

Ein weiteres Bild, dem Rothés Darstellung kritisch begegnet, ist das vom Weiningerianer Kraus, vom prononcierten Repräsentanten eines jüdischen Selbsthasses und jüdischen Antisemitismus. Die Biographie entfaltet ein sehr differenziertes Bild von Kraus' Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft, seiner sozioökonomisch orientierten Kritik am Jüdischen und dem persönlich-erotisch motivierten jüdischen Minderwertigkeitskomplex, der bei Karl Kraus auch zu Tage tritt. An Ausführlichkeit und Detailliertheit lassen die Ausführungen zu diesen Fragen nichts zu wünschen übrig, wenschon man es dem Biographen auch als Vorzug anrechnen darf, dass seine Nachzeichnung der amourösen Verwicklungen (Sidonie Nádherný) nie ins Indiskrete und Peinliche geht.

### Kraus-Mythos III: Der Alt-Österreicher Kraus

Claudia Magris hat in seiner legendären Darstellung des „habsburgischen Mythos in der österreichischen Literatur“ Karl Kraus und den „letzten Tagen der Menschheit“ ein eigenes Kapitel gewidmet und versucht, auch Kraus eine Verhaftetheit in der Metaphorik der politikfernen österreichischen Literaturtradition nachzuweisen. Dass Kraus ein Faible für das Volkstheater Nestroys, für Wiener Lokalkolorit, für den aristokratischen Meltingpot der Wiener Gesellschaft vor der Katastrophe hatte und sich auch privat gern in Aristokraten-Gesellschaft drängte, dieser widersprüchlichen Seite an Kraus verschließt sich auch Rothés Darstellung nicht.

## Biographien

Doch überrascht die Biographie mit dem Gegenbild einer auf Berlin und Deutschland ausgerichteten Produktivität und Wirkung des Bismarck-Verehrers Karl Kraus. Zweimal versuchte der Wiener Satiriker, im Deutschen Reich Fuß zu fassen, einmal um die Jahrhundertwende, das zweite Mal gegen Ende der Zwanziger Jahre. Die bedeutendste Kraus-Rezeption ortet Rothe nicht in Wien, sondern in Berlin und Frankfurt, bei Benjamin, bei Adorno und der Frankfurter Schule, er sieht die Kraus-Renaissance nach dem Zweiten Weltkrieg von der Bundesrepublik ausgehen. Die im österreichischen Kraus-Bewusstsein besonders prägnante Rolle des Fackelherausgebers im Krieg 1914–1918 und in der österreichischen Nachkriegsrepublik stuft Rothe in ihrer Bedeutung dagegen zurück.

### Kraus-Mythos IV: Mensch, nicht Maschine

Rothes Kraus-Porträt ist von Zustimmung und Sympathie getragen; der Biograph versucht ein menschliches Bild von Kraus und seinen persönlichen Leidenschaften zu entwickeln, gegen die Vorstellung vom Satiriker als einem, der mit der Welt verfeindet in seiner radikalen Sprachkritik unentwegt alles entwertet wie eine Maschine. Durch Rothe wird es möglich, den Fackel-Schreiber und den Vortragenden Kraus mehr von seiner schauspielerischen Ambition her und die öffentliche Wirksamkeit in ihrer Rollenbezogenheit zu begreifen. Kraus setzte seine Zeitschrift (und damit auch sein Vermögen), seine Schauspielergabe, seine sektiererische Anhängerschar und seine Feinde ein, um eine sich selbst gestellte öffentliche Rolle zu spielen: die des Aufklärers.

- Friedrich Rothe: Karl Kraus. Die Biographie.  
Piper Verlag, München 2003.  
423 Seiten, 24,90 EUR.  
ISBN 3-492-04173-6

Links zu weiteren Besprechungen:

[http://home.arcor.de/karger/buechernachlese-archiv/uk\\_rothe\\_friedrich\\_karl-kraus.html](http://home.arcor.de/karger/buechernachlese-archiv/uk_rothe_friedrich_karl-kraus.html)

[www.literaturhaus.at/buch/fachbuch/rez/RotheKraus/http://www.orf.at/031013-66334/66336txt\\_story.html](http://www.literaturhaus.at/buch/fachbuch/rez/RotheKraus/http://www.orf.at/031013-66334/66336txt_story.html)

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6692](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6692) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang



# Und was ist mit Schmidt?

## In Miriam Laus Harald Schmidt-Biographie spielt Schmidt nur eine Nebenrolle

*Von Torsten Gellner*

Irgendwann wird Harald Schmidt eine Autobiographie schreiben, möglicherweise ein mehrbändiges Werk, angereichert mit Zitaten aus der „Minima Moralia“, aus Ludwig Uhlands gesammelten Schriften und mit den Sinnsprüchen des Dalai Lama. Doch momentan, in Zeiten inflationärer Lebensbeichten kaum erwähnenswerter Qualität, wird er sich hoffentlich noch zurücknehmen. Schließlich gestand er dem „Spiegel“ einstmals, er sei, nach Jahren kontinuierlichen Erfolgs, nur mehr von dem sinnlosen Gedanken beseelt, eine Legende zu werden. Im fraglichen Interview verglich er sich bezeichnenderweise zugleich indirekt mit dem Papst und ließ somit durchblicken, dass er längst eine TV-Legende des deutschen Humors ist. Dazu wurde er spätestens mit der erfolgreichen Etablierung des Late Night-Formats, woran zuvor schon einige prominente Köpfe gescheitert waren. Als Vertreter der alten, bildungsbürgerlichen Schule weiß er jedoch, dass es sich nicht ziemt, vor dem Rentenalter – wann immer das in Zukunft sein wird – seine Memoiren zu verbreiten.

So hat sich die Journalistin Miriam Lau daran gesetzt, dem hungrigen Markt eine Schmidt-Biographie zugänglich zu machen; musste dabei jedoch auf die Unterstützung durch den Meister verzichten. Das merkt man dem Werk an, denn Laus Buch wirkt angesichts etwas zu ausführlich geratener Ausflüge etwa in die bundesrepublikanische Kabarettgeschichte ein wenig aufgebläht. Ihre chronologische Darstellung der Schmidtschen Vita, von der Nürtinger Herkunft über den Besuch der Stuttgarter Schauspielschule bis hin zu späten Bochumer Theater-Engagements, wird kulturtheoretisch und zeitgeschichtlich gerahmt. Dieses Konzept funktioniert auch ganz gut, es sei denn, Rahmen und Gerahmtes treten in ein merkwürdiges Missverhältnis. So geschehen in einem Exkurs zu Carson, Letterman und Leno, der keineswegs unqualifiziert oder langatmig ist. Im Gegenteil stellt diese Passage eine kluge und fachkundige Darstellung des US-amerikanischen Komik-Phänomens dar, dem man in Deutschland wenig Chancen eingeräumt hat, bis eben jener Schmidt gekommen ist. Aber der Umfang dieser Ausführungen steht in keiner Relation zu der Tatsache, dass die Autorin etwa dem beachtlichen Erfolg der Sendung „Schmidteinander“ nur knapp vier Seiten widmet, die sich noch dazu auf die Animositäten zwischen Schmidt und Feuerstein konzentrieren. Immerhin macht sie uns dabei auf eine hübsche Anekdote aufmerksam, in der einer von Schmidts Lieblingsautoren eine Rolle spielt. Der arg geprügelte „Schmidteinander“-Partner Herbert Feuerstein studierte weiland

## Biographien

gemeinsam mit Thomas Bernhard am Mozarteum. Es wird kolportiert, dass Feuerstein auf einer Party von Bernhard persönlich am Flügel begleitet aus dessen erstem Gedichtband „In hora mortis“ rezitiert und damit zur Erheiterung des Publikums beigetragen haben soll. Dass diese Reaktion nicht im Sinne des ambitionierten Autors war, versteht sich von selbst.

Wenn Lau dann die Situation des deutschen Kabarets von der Nachkriegszeit bis zu Scheibenwischer-Zeiten nachzeichnet, gebührt ihr ein Platz im Kritischen Deutschen Kabarett-Lexikon, denn auch hier gilt: alles klug und richtig. Nur bleibt Harald Schmidt in diesem Geflecht aus Namen wie Lore Lorentz, Wolfgang Neuss und Dieter Hildebrandt irgendwo auf der Strecke. Manchmal könnte man meinen, die Biographin wisse selbst nicht mehr so recht, warum sie das alles schreibt.

Ähnliches gilt für das seitenlange und etwas wirre Portrait des von Harald Schmidt bewunderten Claus Peymanns. Die Linie Peymann-Schmidt wird von Lau allerdings nur auf folgende Episode reduziert: „Harald Schmidt durfte 1978 einmal als ausgeliehener Statist bei Peymann über die Bühne laufen, als Stummer Soldat in Tschschows ‚Drei Schwestern‘“. Freilich, Jahrzehnte später wird Schmidt in der „Harald Schmidt Show“ zusammen mit Benjamin von Stuckrad-Barre dessen schöne Bernhard-Paraphrase „Claus Peymann kauft sich keine Hose, geht aber mit essen“ aufführen, aber der Eindruck, Lau wolle mit ihren Ausführungen entweder ihr kulturelles Kapital zu Markte tragen oder schlichtweg die Seiten füllen, drängt sich unweigerlich auf.

Den aktuellen, zunehmend monothematisch agierenden Schmidt mag Frau Lau nicht, letztlich zu Recht. Sicher ist es bisweilen von geringem Unterhaltungswert, wenn Harald Schmidt und seine Crew etwa Autokennzeichen raten, gemeinsam Bügeln oder Kaufladen spielen. Schmidts Improvisationstalent ist kaum schlagbar und tritt gerade im Rahmen solcher Banalitäts-Zelebrationen zu Tage, aber wozu dieser inszenatorische Minimalismus? Laus Überzeugung, dies sei möglicherweise der Faulheit von Redaktion und „El Cheffe“ geschuldet, ist eine gewisse Überzeugungskraft nicht abzuspochen. Unlängst musste man sogar beobachten, wie Schmidt auf ganzer Linie scheiterte, als er in einer vierstündigen Sondersendung per Ausflugsschiff Vater Rhein bereiste und dabei trotz humorprominenter Unterstützung sowohl pointen- als auch orientierungslos herumeierte. Immerhin fiel ihm sein Flop während der Aktion recht frühzeitig auf und so machte er spontan das eigene Versagen zum unterhaltsamsten Bestandteil dieser humoristischen Durststrecke. Leider folgt Schmidt hierbei einem der rüdigsten Trends der jüngsten TV-Unterhaltung – der zunehmenden „Laiisierung“, besser: „Deppisierung“ der Medien. Allerorten gibt es nur noch dahergelaufene Proleten zu bestaunen, die sich medial zum Affen machen, sei es als weltfremde „Superstars“ in irgendeiner Casting-Show, als drogenabhängige Busengrabscher vorm TV-Gericht oder als linkshändige Heimwerker bei „SOS – Mein Haus bekommt ein Baby“. Warhols proklamierte „Minutes of Fame“ sind

längst zu quälend langen „Minutes of Shame“ geworden, und Schmidt könnte man allenfalls noch zugute halten, dass er diese Tendenz kritisch zu reflektieren sucht. Jedoch krankt die Persiflage von Trivialität und Langeweile daran, dass sie nicht selten den inkriminierten Mechanismen selbst anheim fällt.

Laus Kritik trifft also zumindest teilweise ins Schwarze und zeugt von ihrem Bemühen, keine Hagiographie abliefern zu wollen. Diese hat sie auch nicht geschrieben und trotz des gewissen Blähfaktors stellt ihre Biographie schon allein aufgrund fehlender Konkurrenz eine konkurrenzlose Handreichung für alle Schmidtianer dar. Sollte Harald Schmidt jedoch tatsächlich einmal selbst zur Feder greifen, um uns die ganze Wahrheit mitzuteilen, wird Laus Werk naturgemäß hintanstehen.

- Mariam Lau: Harald Schmidt. Eine Biografie.  
Ullstein Taschenbuchverlag, München 2003.  
220 Seiten, 18,00 EUR.  
ISBN 3-550-07564-2

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6696](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6696) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Etikettenschwindel

### **Frigga Haug hat kein historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus herausgegeben**

*Von Rolf Löchel*

„Dieses Wörterbuch versammelt die für praktizierende Feministinnen in Wissenschaft und Politik relevanten Einträge aus den ersten sechs (von 15 geplanten) Bänden des großen „Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus (HKWM)“, lautet der erste Satz in einem Lexikon, das als „Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus“ firmiert und dessen erster Band nun von Frigga Haug herausgegeben wurde. Man möchte das Buch nun sogleich wieder schließen und zur Seite legen. Nicht etwa, weil Einträge eines Wörterbuchs des Marxismus per se uninteressant wären, sondern weil Feminismus kein Teilgebiet des Marxismus ist und sich somit ein Wörterbuch des Feminismus – zumal ein historisch-kritisches – nicht in Auszügen aus einem Wörterbuch des Marxismus erschöpfen kann.

Kommt man seiner Pflicht als Rezensent nach und befasst sich dennoch näher mit dem Band, so sieht man seine schlimmsten Befürchtung bald bestätigt. Zahlreiche für die aktuelle Feminismusdebatte relevante Begriffe fehlen, darunter so zentrale wie Dekonstruktion, Biologismus, Essentialismus, Gentechnologie oder Ethnizität. Dabei finden sich im historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus zu dreien von ihnen (Biologismus, Ethnizität und Gentechnologie) durchaus Einträge. Aber offenbar scheinen der Herausgeberin diese Begriffe für Feministinnen irrelevant oder zumindest die diesbezüglichen Einträge im Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus für Feministinnen uninteressant zu sein.

Doch nicht nur aktuelle, auch historisch relevante Begrifflichkeiten wie etwa „Frauenstimmrecht“ fehlen im vorliegende Wörterbuch. Gleiches gilt für so grundlegende Begriffe wie „Frau“. Nun könnte man naiv einwenden, was eine Frau ist, sei doch bekannt und darum ein entsprechender Eintrag überflüssig. Angesichts dessen, dass der nicht minder geläufige Begriff „Hausfrau“ sehr wohl eines Eintrages für würdig befunden wurde, wäre das allerdings eine überraschende Argumentation, und dies umso mehr, als Frigga Haug, die Autorin des Artikels, dessen Aufnahme mit „Hegels Diktum“ begründet, „dass das, was allgemein bekannt ist, deshalb noch lange nicht erkannt ist“. Wo Hegel das gesagt

hat, teilt sie allerdings nicht mit. Doch meint sie offenbar eine Stelle in Hegels „Vorrede“ zur „Phänomenologie des Geistes“: „Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt.“ Eine interpretierbare Stelle, wobei Haug den Benutzer des Wörterbuches, ihre Interpretation unterschiebt, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, selbst nachzuschlagen, was Hegel denn genau gesagt hat.

Auch die – zumindest für den Feminismus des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts – ebenfalls grundlegenden, doch anders als „Frau“ nicht alltagssprachlich gebräuchlichen Begriffe „gender“ und „Gender Studies“ sucht man vergeblich. Letztere werden immerhin in dem von Mary A. Armstrong verfassten Lemma „Frauenstudien“ kurz erwähnt und man erfährt, dass „die Universität von Aalborg in Dänemark ihr Programm Gender Studies nennt“, dass diese Bezeichnung „anderen“ jedoch „zu einseitig“ sei. Sodann darf man erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass sich „weltweit“ „die Bezeichnung Women’s Studies (oder ein entsprechendes nationalstaatliches Äquivalent wie F[rauenstudien]) durchgesetzt“ habe. Ebenfalls vergeblich sucht man in dem ausweislich des Titelblattes die Lemmata „Abtreibung“ bis „Hexe“ umfassenden Band den Eintrag „Abtreibung“. Tatsächlich setzt er erst mit dem Artikel „Abtreibungskampagnen“ ein.

Doch kommen wir zu den aufgenommenen Lemmata. Nicht nur in dem, was fehlt, auch in dem, was aufgenommen wurde, wird die marxistisch-sozialistische Ausrichtung und Reduktion des Wörterbuches deutlich. Von den insgesamt 53 Lemmata gelten 14 den Begriffen Arbeit, Arbeitsteilung, Eigenarbeit, ehrenamtliche Arbeit, Erinnerungsarbeit, Familienarbeit/Hausarbeit, Feminisierung der Arbeit, Frauenarbeit, Frauenarbeitspolitik, Gesamtarbeit, gesellschaftlich notwendige Arbeit/Arbeitszeit, Hausarbeitsdebatte, häusliche Produktionsweise und schließlich Heimarbeit/Telearbeit.

Eine vielleicht noch deutlichere Sprache spricht der Anhang, dessen Bibliographie „Ausgaben und Werktitel“ und „Sonstige Ausgaben und Werktitel“ getrennt auflistet. Zwar wird ein Unterscheidungskriterium nicht genannt, doch offenbar sind in der ersten Rubrik die ‚Marxistischen Klassiker‘ aufgelistet, und zwar nicht etwa alphabetisch, sondern nach dem Grad ihrer Kanonisierung (oder ist es die theoretische Vorliebe der Herausgeberin?): Karl Marx und Friedrich Engels, Wladimir Iljitsch Lenin, Rosa Luxemburg, Antonio Gramsci. In der zweiten Rubrik finden sich (nun alphabetisiert und im Unterschied zu den Autoren der ersten mit abgekürzten Vornamen) unter anderem Th. Adorno, L. Althusser, G. Dimitroff, G. Lukács, Mao Zedong, J. Stalin, L. D. Trotzki. Autorinnen, wie Simone de Beauvoir, Judith Butler, Hedwig Dohm, Julia Kristeva, Helene Lange oder Monique Wittig fehlen hingegen.

Das erstaunt nicht weiter, wenn man sich etwa das Lemma „Frauenemanzipation“ ansieht, dessen Verfasserin Gisela Heinrich ausschließlich auf sozialistische Autoren bezug nimmt, insbesondere natürlich auf Marx und

Engels, sodann auf August Bebel, Rosa Luxemburg und einige andere. So etwas mag für ein Wörterbuch des Marxismus zwar hingehen, in einem Wörterbuch zum Feminismus ist es jedoch unzumutbar. Magda Müller und Barbara Wilhelmi – auch das sei erwähnt – kommen hingegen in ihrem Artikel zum Begriff Göttin ganz ohne Rekurs auf sozialistische Eminenzen aus. Dennoch wird in fast jedem der Lemmata deutlich, dass es einem Wörterbuch entnommen ist, das den Marxismus nicht nur zum Objekt hat, sondern selbst marxistisch orientiert ist.

Werfen wir einen Blick in den zentralen Eintrag des Wörterbuches: Feminismus. Feminismus, erklärt Rosemarie Hennessy, die ihn zusammen mit Sigrid Metz-Gockel verfasst hat, zunächst ganz allgemein, lasse sich als „Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse begreifen und verändern will“, macht sich aber im folgenden bei der Erklärung von Entstehung und Entwicklung des Feminismus einer Reihe von ökonomistischen Verkürzungen schuldig. Dass er „als Theorie und als soziale Bewegung aufgrund von Veränderungen in der Produktion möglich geworden“ sei, mag ja hingehen, sagt aber ziemlich wenig. Genauer und somit problematischer ist die Behauptung, als „politischer Diskurs“ sei er das „Produkt der aus dem Übergang zum Industriekapitalismus resultierenden Krisen und deren Bewältigung“ (Herv. R. L.) und seine Geschichte sei in „der Folgezeit von den Widersprüchen und strukturellen Anpassungen bestimmt“ gewesen, „die den Kapitalismus in seinen späteren Phasen begleiten“. Konkret bedeute dies, dass man den „rapiden Aufschwung“ des Feminismus’ in den „überindustrialisierten Zentren“ nach 1968 nicht von den „Verschiebungen in der globalen Produktion trennen“ könne, welche „die Veränderungen in der Organisation von Frauenarbeit hervorbrachten“. Die beiden Autorinnen zeigen sich derart auf den ökonomischen ‚Unterbau‘ fixiert, dass Metz-Gockel im zweiten Teil des Lemma ihrer Verwunderung darüber Ausdruck verleiht, dass die Frauenbewegung und der Feminismus seit den 80er Jahren „verschwinden“, „obwohl sich die Lebensbedingungen für viele Frauen durch steigende Arbeitslosigkeit und die Verallgemeinerung der kapitalistischen Marktgesellschaft krass verschlechtert haben“. Einen Erklärungsversuch hierfür unternimmt sie nicht.

Den im Lemma Feminismus virulenten Ökonomismus teilt die Herausgeberin des Bandes allerdings nicht, bemerkt sie doch in dem Artikel zu „Frauenbewegung“ zu recht, es sei „kurzschlüssig, das Auftauchen der F[rauenbewegung] direkt mit der ökonomischen und politischen Lage zusammenzubringen“. Zwar befindet auch sie sich im Erklärungsnotstand („Ebenso ungewiss wie der Entstehungszusammenhang von F[rauenbewegung] ist, was zu ihrem Niedergang als Massenbewegung führte“) und belässt es ebenso wie Eva Nikell im gleichen Eintrag oft bei vagen und nichtssagenden Informationen („Frauenunterdrückung scheint es seit Menschengedenken gegeben

zu haben.“ Nikell, „In der Geschichte waren es häufig ‚starke‘ und mutige Frauen, die als Einzelne für ihre Rechte fochten.“ Nikell, „In der F[rauenbewegung] folgte [in und nach den 70er Jahren] eine zunehmende Zerlegung. Die ganze Welt bot unterschiedliche Aspekte, die von einzelnen Frauengruppen zu bearbeiten waren“; Haug), doch sind ihre Ausführungen verglichen mit denjenigen im Lemma „Feminismus“ fast schon erhellend. Über theoretische Entwicklungen und Kontroversen zwischen feministischen Theoretikerinnen oder innerhalb der Frauenbewegung wird man jedoch in beiden Einträgen meist nur oberflächlich oder gar unzutreffend informiert. So führt Metz-Gockel im Lemma „Feminismus“ Judith Butler als Vertreterin der Theorie des Geschlechts als „soziale[r] Konstruktion“ an. Die Besonderheit von Butlers Theorie ist jedoch nicht die soziale sondern die diskursive Konstruktion von Geschlecht. Aber für die Autorin sind solche Unterschiede vermutlich belanglos, stellt sie doch fest, dass die „wissenschaftsinterne[n] Debatten“ etwa die Kontroverse um Geschlecht als soziale Strukturkategorie oder als soziale Konstruktion „vom politischen Tagesgeschäft weit entfernt sind, auch wenn sie ihre Selbsteinschätzung nach von erheblicher politischer Bedeutung und Brisanz sind“.

Nicht viel informativer sind die Ausführungen zur ersten Frauenbewegung im Eintrag von Nikell und Haug: „Mit der Entstehung der Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende wurde die F[rauenbewegung] größer, spaltete sich aber zugleich in einen bürgerlich-liberalen und einen sozialistischen Flügel“. Die geläufige Dreiteilung in einen sozialistischen, einen bürgerlichen und einen radikalen Flügel wird nicht übernommen, ja nicht einmal erwähnt. Ebenso wenig wird auf andere etwa religiös motivierte Zusammenschlüsse hingewiesen. Das schlichte Schema scheint zu lauten: was nicht sozialistisch ist, ist „bürgerlich-liberal“.

Auch der ebenfalls von Frigga Haug verfasste Eintrag zum Begriff Geschlechterverhältnisse leidet an einem blinden Fleck, stellt er doch eingangs fest, der Begriff setze voraus, „was Resultat der zu untersuchende[n] Verhältnisse ist: die Existenz von ‚Geschlechtern‘ im Sinne der je historisch vorfindlichen Männer und Frauen“, womit er theoretische Ansätze, welche die Zweigeschlechtlichkeit hinterfragen, von vorneherein ausblendet, um sich im folgenden ganz auf marxistische – oder zumindest sozialistische – Theorien der Geschlechterverhältnisse zu konzentrieren. Immerhin ist auch ihm Judith Butler eine kurze Erwähnung wert, deren Ausführungen Haug als „Grundlage produktiver Konflikte“ für die „Linke“ lobt.

Interesse könnte der von Jutta Meyer-Siebert verfasste Eintrag „Frauenformen“ wecken, handelt es sich doch um einen Begriff, der nur wenigen geläufig sein dürfte und über dessen Bedeutung man gerne näheres wissen möchte. Diese Wissbegierde wird schon in den ersten Zeilen befriedigt. Es handelt sich um den „Titelbegriff“, unter dem Frigga Haug „mit wechselnden Mitforscherinnen seit Beginn der 1980er Jahre Ergebnisse von Forschungsprojekten zu weiblicher

Vergesellschaftung“ veröffentlicht. Man weiß nun eigentlich genug, doch wird das Projekt der Herausgeberin noch in aller Breite vorgestellt. Forschungsprojekte und Reihen anderer Feministinnen werden hingegen nicht durch eigene Einträge gewürdigt.

Angesichts der Vielzahl der Einwände muss darauf hingewiesen werden, dass den Autoren etliche der Mängel ihrer Lemmata nur bedingt anzulasten sind, haben sie ihre Texte doch für ein Wörterbuch des Marxismus verfasst und so manches, was dort seine Berechtigung hat, ist in einem Wörterbuch des Feminismus verfehlt.

Dennoch: wirklich erhellend sind nur einige wenige Einträge. Unter ihnen sind insbesondere „Geschlecht“ (Donna Haraway und Andrea Maihofer, die im Anhang in Petra umgetauft wird) sowie „Heteronormativität“ von Peter Wagenknecht zu nennen. Aber zwei oder drei noch so bemerkenswerte Artikel sind einfach zu wenig. Darum und mehr noch, weil man es nicht anders denn als Etikettenschwindel bezeichnen kann, wenn ein Nachschlagewerk als Wörterbuch des Feminismus auftritt, aber nichts weiter bietet als Auszüge eines Wörterbuches des Marxismus, sei hier nachdrücklich das „Metzler Lexikon Gender Studies / Geschlechterforschung“ (vgl. literaturkritik.de 3/2003) zur Konsultation empfohlen, mit dem feministische Wissenschaftler und gender-theoretisch orientierte Forschern ebenso wie auch Aktivistinnen der Frauenbewegung allemal besser bedient sind.

- Frigga Haug (Hg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus. Abtreibung bis Hexen, Band 1. Argument Verlag, Hamburg 2003. 679 Seiten, 19,50 EUR. ISBN 3-88619-295-4

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6715](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6715) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## **Joint Goods und Eigennutz**

### **Annette Schnabel untersucht die neue deutsche Frauenbewegung im Blickfeld der Theorie rationaler Wahl**

*Von Rolf Löchel*

Sie habe nie ein Kind gewollt und dennoch habe sie nicht nur eines, sondern zwei bekommen. Es sei „grauenhaft“ gewesen, noch grauenhafter als sie zuvor befürchtet hatte. Sie wolle kein Kind mehr: „Nie nie nie nie nie nie nie nie mehr ein Kind!“ Denn es sei, „als ob sich ein riesiger Parasit in einem und auf einem bildet, dem man wehrlos ausgesetzt ist, den man nicht abschütteln kann. Ein monströser Parasit, der das eigene Leben zerstört, auffrisst, einen zerreißt,





deutschen Frauenbewegung aufzuzeigen, die über die zuvor diskutierten Erklärungsmodelle hinausweisen.

Natürlich spielen für die Frage, wie aus gleichen Interessen gemeinsame werden nicht nur die zwischenmenschlichen Emotionen der an der Frauenbewegung Beteiligten eine Rolle sondern auch deren Theorien und Ziele. Auf theoretischer Ebene unterscheidet Schnabel zwischen Gleichheits-, Differenz- und anti-essentialistischem Feminismus.

Schnabel konzentriert sich zwar auf die bloße Darstellung der unterschiedlichen Positionen und Ziele der Frauenbewegung, doch belässt sie es nicht dabei, sondern stellt selbst Überlegungen zur jeweiligen Überzeugungskraft der differierenden feministischen Positionen an, wobei allerdings der Unterschied zwischen Feminismus und Frauenbewegung nicht herausgearbeitet wird. So kann es zu Formulierungen kommen, denen zufolge „feministische Ideen“ als „reflexiver Impuls einer bestimmten Frauengruppierung“ aufgefasst werden können; womit sich trotz ihrer Kritik an der „biologische Fundierung gleicher Problemlagen“ und der Erkenntnis, „dass die Gemeinsamkeit feministischer Interessen als Konstruktionsleistung von Gruppen und von Akteurinnen begriffen und als solche erklärt werden“ muss, unter der Hand ein Biologismus einschleicht, der Feminismus an Geschlecht knüpft; als sei es nur Frauen möglich, feministische Theorien, Ideen oder Ideologien zu entwickeln, und als könnten nur Menschen der weiblichen Genusgruppe eine „feministische kollektive Identität“ ausbilden. Dass Schnabels Problembewusstsein in diesem Punkt nicht sehr ausgeprägt ist (oder sie zumindest unbedacht formuliert), wird daran auch deutlich, dass sie selbst dann nicht eine geschlechtsneutrale sondern eine weibliche Form benutzt, wenn sie, wie in dem obigen Zitat, die Gemeinsamkeit feministischer Interessen als Konstruktionsleistung bezeichnet.

Schnabels zunächst wenig überraschendes Fazit lautet, dass die Ziele aller drei Flügel der Frauenbewegung unabhängig von den differierenden theoretischen Begründungszusammenhängen auf struktureller und kultureller Ebene für die individuelle Entscheidung zur Teilnahme an der Frauenbewegung unter dem Aspekt rationaler Wahl teilweise problematische „Kollektivguteigenschaften“ aufweisen, die es aus „individueller Perspektive“ nahe legen, mit dem eigenen Engagement abzuwarten, bis sich andere engagieren. Gemäß der Theorie rationaler Wahl sei es aus dieser Perspektive zudem „attraktiv“, sich zunächst nicht an der „Erstellung“ derjenigen Ziele der Frauenbewegung zu beteiligen, „für die die Kriterien der Nicht-Ausschließbarkeit und der Nicht-Rivalität im Konsum gelten und die nur durch Kooperation erstellt werden können“. Unter diesem Gesichtspunkt liege – wie entsprechend für jede andere soziale Bewegung auch – für die Frauenbewegung das für die Theorie rationaler Wahl ebenso wenig wie für die anderen vorgestellten Theorien unlösbare „Rätsel des Bewegungsverengagements“ nicht so sehr darin, warum sich nicht mehr Frauen feministisch engagieren,

sondern vielmehr darin, warum Frauen dies überhaupt tun. Eine Lösung des Rätsels bietet die Autorin unter Verknüpfung der Theorie rationaler Wahl und interpretativen Erklärungsansätzen an: Die Übernahme von Bewegungsideologien erfolge am nachhaltigsten in „emotional abgesicherten Gruppen“, deren Entstehung sich mit dem „individuellen Interesse“ an „joint goods“ erklären lasse, die nur gemeinsam „produziert“ werden können, wie etwa Aufklärung, Selbstexploration und Handlungsermächtigung. Dass nicht alle Frauen an der Frauenbewegung teilnehmen, erklärt Schnabel mit den individuell unterschiedlichen „Bedingungen der Übernahme alternativer Selektions- und Interpretationsregeln“, wie sie etwas abstrakt formuliert.

Die Autorin beschließt ihre Untersuchung mit der Vermutung, dass aus der Perspektive de-konstruktiver Ansätze insbesondere die Netzaktivitäten von Cyberfeministinnen „als Möglichkeiten der Analyse und der Veränderung der Mechanismen des ‚Doing Gender‘“ auf einen „third wave feminism“ hoffen lassen könnten.

- Annette Schnabel: Die Rationalität der Emotionen. Die neue deutsche Frauenbewegung als soziale Bewegung im Blickfeld der Theorie rationaler Wahl.  
Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2003.  
352 Seiten, 31,90 EUR.  
ISBN 3-531-14080-9

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6721](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6721) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

## Charaktermaske Chauvi

### **Claudia Benthien und Inge Stefan geben einen Sammelband zu kulturellen Inszenierungen von Männlichkeit heraus**

*Von Rolf Löchel*

Valerie, die weibliche Hauptfigur sei „die Männerphantasie an sich“ und somit „der Traum jedes ordentlichen Sexisten“. Zudem handele es sich um einen Roman, den nur Sextouristen „gut finden“ können. Denn da der Ich-Erzähler „unabgesichert“ sei und zur „eigenen Stimme“ werde, bleibe der Text stets eine „direkte Aussage des Autor-Subjekts“, der die Lesenden „in die Affirmation“ zwingt. Zwingend ist auch diese Kritik, die Marlene Streeruwitz in einem Fernsehinterview gegen Michel Houellebecqs Roman „Plattform“ in Anschlag brachte.

Dennoch dürfte sie unter Literaturwissenschaftlern nicht auf ungeteilte Zustimmung treffen. Zu denjenigen, die Widerspruch erheben würden, dürfte

vermutlich Thomas Borgstedt zählen. Diese Annahme legen zumindest seine Ausführungen über ein anderes Werk des französischen Autors nahe. In „Elementarteilchen“ nämlich sieht Borgstedt nicht nur eine „Parodie auf den feministischen Diskurs“, an der er offenbar Gefallen findet, sondern auch einen „kulturkritisch skandalösen Tabubruch“, „provokant und ‚politisch unkorrekt‘“. Womit er für seinen Schützling schon tief in die Kiste der Immunisierungsstrategien gegriffen hat. Bei Houellebecqs „popliterarisch[em]“ Buch, so fährt er fort, handele es sich um eine „biologisch unterfütterte ironische Affirmation“ bestimmter „Geschlechterklischees“ des „populär-feministischen Diskurses“, die wiederum „eine kompensatorische ‚Maskerade‘ de[s] verunsicherten Subjekt[s] durch genuin männliche Attitüden“ sei. Womit er – für den Fall, dass die Immunisierungsstrategien nichts fruchten – sicherheitshalber noch auf den Mitleidseffekt für den armen Kerl setzt.

Nachlesen lässt sich Borgstedts Verteidigungsrede – die im übrigen auch Christian Kracht gilt – in dem von Claudia Benthien und Inge Stephan herausgegebenen Sammelband „Männlichkeit als Maskerade“, dessen Titel auf Joan Rivieres Aufsatz „Womanliness as a Masquerade“ (1929) anspielt und dessen Beiträge kulturelle Männlichkeits-Inszenierungen von der griechischen Mythologie über den Höfischen Roman und die Wiener Moderne bis hin zum „Superhelden-Genre“ und der „Star Wars“-Trilogie der Gegenwart beleuchten.

In den Band, der auf eine interdisziplinäre Ringvorlesung aus dem Jahr 2003 zurückgeht, führt Inge Stephan mit einem geschichtlichen Abriss der Theoretisierung von Männlichkeit bzw. von Männlichkeitskonstruktionen ein. Ein Schwerpunkt ihrer Ausführungen bildet eine These Klaus Theweleits, der gemäß Männlichkeit „nur eine ‚institutionelle Maske‘“ sei.

Claudia Benthien, die andere Herausgeberin, führt in einem zweiten einleitenden Beitrag in das Maskerade-Konzept ein und macht darauf aufmerksam, dass der männliche ‚Idealkörper‘ „wesentlich normierter“ ist als der weibliche, für den es immerhin ein „Repertoire verschiedener Typen“ gibt. Dies, so Benthien, hängt damit zusammen, dass ‚Weiblichkeit‘ als „Devianz des Männlichen“ zwar abgewertet wird, zugleich aber „Spielräume des Andersseins“ besitzt. Außerdem, so Benthien weiter, hat ein Mann, der sich „Weiblichkeit ‚aneignet‘ und diese anschließend durch eine sekundäre Männlichkeit ‚tarnt‘“, weniger mit einer „gewaltsamen Rivalität“ von „sich bedroht fühlenden Frauen“ zu rechnen – wie dies umgekehrt der Fall ist, wenn Frauen sich ‚Männlichkeit‘ aneignen – als viel mehr eine beschämende soziale Abwertung“ und zwar, wie Benthien betont, durch Männer und Frauen.

Von den sowohl historisch als auch medial weit gefächerten Beiträgen befassen sich gleich zwei mit dem Mythos des Narziss. Walter Erhard untersucht die dreifach wasserverbundene Figur der griechischen Mythologie in dreifacher Form. Jedoch nicht als Sproß einer Verbindung zwischen einem Flussgott und einer

Nymphe, der in einer Quelle sein Schicksal findet, sondern als Figur der Selbsterkenntnis, der poetischen Stilisierung und des pathologischen Narzissmus, eine Trias, die – so Erhard – einen „ikonographischen Bezugspunkt“ zur Geschichte der Männlichkeit bildet. Rüdiger Steinlein befasst sich hingegen mit dem Typus des Narziss als „selbstbezügliche[m] Mann“ und als „Antitypus zu ‚hegemonialer‘ Männlichkeit“ im frühen Werk Hugo von Hofmannsthals. Dabei stellt Steinlein den „Männlichkeitstypus“ des Narziss auf erhellende Weise dem des Perseus gegenüber. Beide, so Steinlein, sind mit zwei „grundlegenden Spiegelungsmodi“ verknüpft. Während Perseus seinen Schild als Spiegel benutzt, um dem tödlichen Anblick der Medusa zu entgehen, sie zu besiegen und sie zu töten, dient Narziss die spiegelnde Wasserfläche der – narzisstischen – Selbstbeobachtung. Hieran ließen sich Überlegungen zur geschlechtlichen Konnotation der beiden ‚Spiegel‘ anschließen, dem ‚männlichen‘ Schild und dem ‚weiblichen‘ Wasser. Steinlein tut dies nicht, sondern konzentriert sich im Weiteren ganz auf den Typus des Narziss. Denn, so stellt er fest, der „Spiegelungsmodus“ des Perseus „gehört ausdrücklich nicht zum Handlungsrepertoire der jungen Männer Hofmannsthals“.

- Claudia Benthien (Hg.), Inge Stephan (Hg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Böhlau Verlag, Köln 2003. 340 Seiten, 19,90 EUR. ISBN 3-412-10003-X

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6707](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6707) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang

# **„Sound gibt es nur im Kopf“ - Wenn man über Pop schreibt...**

## **„Pop Sounds“ thematisiert das Wechselspiel zwischen Text, Klang und Sound**

*Von Thomas Neumann*

Über Musik lässt sich schreiben. Viele haben das getan: Friedrich Nietzsche, Theodor Wieselgrund Adorno oder Joachim Kaiser. Und scheinbar entstehen auch heute noch gute Texte über Musik – und eben auch über Popmusik!

Der Band vereinigt Texte von Musikwissenschaftlern und Musikjournalisten. Unter verschiedenen Perspektiven nähert man sich dem Phänomen „Sound“, und es ist sicherlich hilfreich, sich den Begriff diskursiv zu erarbeiten. Dass der „Sound“ oder das Gefühl von „Sound“ unter dem Einfluss der Worte manchmal verloren geht, kann nicht verwundern: „Es bleibt festzuhalten, dass Sound über den rein klanglich-musikalischen Bereich hinauszudeuten vermag, weil er in vielen Fällen durch dieselben grundlegenden Image Schemas des Fühlens metaphorisch erfahren wird wie Gesellschaftliches, Zwischenmenschliches und Persönliches. Aufgrund der Fundierung im körperlichen Erleben lässt sich vielleicht auch die Personifizierung von Sounds verstehen. Nicht nur sprechen oder streiten Instrumente miteinander, sondern der Sound selbst erscheint uns aggressiv, lässt Nackenhaare sich sträuben, läuft kalt den Rücken herunter – oder streichelt und lullt behaglich ein. Womöglich liegt hierin ein Schlüssel zum Verständnis von ‚persönlichem‘ Sound - einer Empfindung, die sich ähnlich wie viele andere Sound-Phänomene nur schwer in Worte fassen lässt.“

Etwas treffender findet man es in dem Essay von Thomas Phelps: „Und bspw. ungeachtet der Tatsache, dass nicht nur die Rillen anders als die Silberlinge klingen, sondern jedes massenhaft distribuierte Speichermedium gleich welchen Materials immer und überall ‚anders‘ klingt, da immer und überall andere Umstände, Befindlichkeiten, Empfindungen und ‚Lebensgefühle‘ immer andere Kommunikations- und Beziehungssituationen, immer andere Lautstärke- und Klang-, Licht- und Raumverhältnisse, Wiedergabegeräte und Abspielfunktionen usf. gegeben sind – immer und überall, selbst am selben Ort und selbst zur gleichen Zeit – kurz, ein und dasselbe Ich hört immer und überall mit immer

anderen Ohren und immer und überall mit anderen (Hör-)Erfahrungen. Sound gibt es weder auf Vinyl noch CD -: Sound gibt es nur im Kopf.“

Hier trifft er den neuralgischen Punkt. Die Beschreibung, die auch ein Fazit des Bandes sein könnte, lenkt auf das, was wirklich am „Sound“ interessant ist, die emotionale, die persönliche Komponente. Er holt den Leser dort ab, wo er gerade steht, nimmt ihn mit auf eine Reise. Er zeigt das, was er bisher nicht kannte. Und diese Gefühle treffen – neben dem zitierten Text von Phelps – vor allem die kurzen Texte über Miles Davis, über Caruso und die Dire Straits, My Bloody Valentine, über Lo-Fi und die Tall Dwarfs aus Neuseeland, Vincent Gallo und Blumfeld.

Hier setzt dann der Beitrag von Dietrich Helms ein, der genau das anspricht, worum man sich allgemein bemüht: zu einem neuen Paradigma zu kommen, das zu erklären, was da mit dem Menschen geschieht, wenn er auf etwas „Neues“ trifft, sei es beim normalen „Massenkonsumenten“ von Musik, sei es beim Musiker und Remixer, beim Master des Soundsystems oder beim DJ im Club: System Sound oder Sound System?

Helms beginnt in dem Essay „Vom System Ton zum System Sound. Auf der Suche nach einem neuen Paradigma“ mit einer offensichtlichen Diskrepanz: die explosionsartige Entwicklung der populären Musik gegen Ende der 50er Jahre und ihre Rezeption in der Musikwissenschaft und bei dem Fachpublikum. Musik konnte nach den herkömmlichen tradierten Verständnis nicht mehr als solche dechiffriert werden – populäre Musik war plötzlich im Spektrum der Stile nicht mehr vorhanden. Dies lag aber wohl weniger an der mangelnden Qualität der Musikaufnahmen als am mangelnden Instrumentarium der Musikkritik und Musikwissenschaft. Verschiedene „Umbruchszenarien“ werden beschrieben, die auf neue Paradigmen für populäre Musik verweisen. „Sound“ wird definiert als „Orientierung des Verhaltens zwischen Musikern und Hörern. Das Medium, das in diesem System den Erfolg der Kommunikation wahrscheinlich macht, nenne ich klingende Musik“ - oder eben „Sound“.

Und dass diese Herangehensweise an Musik über Pop und Sound auch auf die Texte abfärbt, wird einem beim Text von Klaus Walter durch ein unwillkürliches Lächeln beim Lesen deutlich - in seinem Text findet man das, was es sonst nur noch auf Vinyl gibt, die Endlosschleife, im Text zwar nur ein knappes halbes Dutzend mal wiederholt, mit drei Punkten ins Endlose getrieben und den Leser darauf aufmerksam machend, dass er ein Buch in der Hand hält, dem er mehr als nur ein paar Minuten wie einer Endlosschleife widmen sollte – und bei dem sich nichts endlos fortsetzt, noch wiederholt. Die vorliegende Sammlung kommt in der Einleitung lustig daher und findet sich selbst offenkundig originell. Der einleitende Text von Phelps spielt vielleicht ein wenig zu sehr mit Wortarabesken um den Begriff „Pop“. Aber solche formalen Spielereien erfreuen sich an Kleinigkeiten

## Sonstiges

und Nebensächlichkeiten und sind auch nicht mehr. Sie sollten einem Buch zum Thema Popmusik nicht grundsätzlich im Wege stehen.

Ein Buch wie eine „Klangtextur“, nahe am „Sound“ und ein gutes Stück Literatur zur Popmusik. Unbedingte Leseempfehlung für alle Pop-Interessierten – und wer zählt sich nicht dazu?

- Thomas Phleps (Hg.), Ralf von Appen (Hg.): Pop Sounds. Klangtexturen in der Pop- und Rockmusik Basics - Stories - Tracks.  
Transcript Verlag, Bielefeld 2003.  
231 Seiten, 23,80 EUR.  
ISBN 3-89942-150-7

[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=6690](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6690) - Ausgabe 01, Januar 2004 - 6. Jahrgang



# Impressum

Die Zeitschrift literaturkritik.de ist ein monatlich erscheinendes Rezensionenforum für Literatur und für Kulturwissenschaften.

Herausgeber: Prof. Dr. Thomas Anz (anz@literaturkritik.de)

Redaktionsleitung: Dr. Lutz Hagedstedt (hagedstedt@literaturkritik.de)

Koordination: André Schwarz (Literat@mail.uni-marburg.de)

Technische Redaktion: Christian Teichert, M.A. (webmaster@literaturkritik.de)

## Redaktionelle Mitarbeit:

Kathrin Fehlberg, M. A., Dr. Oliver Pfohlmann, Petra Porto, Bianca Schimansky

Brigitte Ochs, Carolina Kapraun

## Briefanschrift:

Prof. Dr. Thomas Anz / Dr. Lutz Hagedstedt  
Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien  
Philipps-Universität  
35032 Marburg

## Haus- und Paketanschrift:

Wilhelm-Röpke-Str. 6 A  
35039 Marburg  
Tel.: 06421 – 28 - 24673, 28 - 24674, 28 - 24541  
Fax: 06421 – 28 - 28973

Leserbriefe: [leserbrief@literaturkritik.de](mailto:leserbrief@literaturkritik.de)

Redaktion: [redaktion@literaturkritik.de](mailto:redaktion@literaturkritik.de)

**Erscheinungsweise:** monatlich,  
die Onlineausgabe jeweils zum 1. Werktag,  
die Printausgabe jeweils zum Ende des Monats.

**Erscheinungsort:** <http://www.literaturkritik.de>